

Berichte

Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt am Main, Germany)

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Zweiter Band.

Jahrgang 1885/86.

Frankfurt am Main.

Druck von Kumpf & Reis.

Inhaltsverzeichnis.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Der Stil in Architektur und Kunstgewerbe.

Von Herrn Professor Lipps aus Bonn (21. Juni).

Das Wesen und die Bedingungen des Stils in Architektur und Kunstgewerbe, oder kürzer in den „technischen" Künsten kann ein Vergleich zwischen diesen Künsten und der Poesie verdeutlichen helfen. Das poetische Kunstwerk besteht äußerlich betrachtet aus Worten, Rhythmen, Reimen. Aber nicht diese Inhalte unserer unmittelbaren Wahrnehmung machen das Wesen desselben aus, sondern das der Hauptsache nach seelische Leben, das in ihnen dargestellt wird. Analog ist beim technischen Kunstwerk das, worauf es ankommt, nicht die Form und Farbe an sich, sondern das darin versinnlichte materielle Leben. Die Teile des technischen Kunstwerks haben nicht nnr eine gewisse Größe, Richtung, Art der Begrenzung, sondern sie fassen und halten, stützen und tragen sich auch, geben der Schwere nach oder richten sich straff oder elastisch empor, kurz sie erleben und leisten etwas.

Der Gegensatz zwischen diesem materiellen und jenem seelischen Leben ist aber nicht so groß, als man zunächst meinen könnte. Wir können nicht umhin in dem materiellen Leben, wo immer wir solches gewahren, uns oder Seiten unseres Wesens und Lebens zu spiegeln, uns in gewisser Weise damit zu identifizieren, das Materielle zu vermenschlichen. Damit erst wird es uns verständlich und Gegenstand eigentlich menschlichen Interesses. Mythologie und naiver Volksglaube vermenschlichen so, daß sie die Naturkräfte geradezu in menschenähnliche Wesen verwandeln. Wir vermenschlichen unbewußt und ohne diese Form konkreter Wesenhaftigkeit. Es gäbe für uns gar kein materielles Leben, keine materiellen Kräfte und Kraftwechselwirkungen, die Worte verlören allen ihren Sinn, ohne diese Vermenschlichung.

Dies gilt vom materiellen Leben der Natur, wie von demjenigen, das im technischen Kunstwerk verwirklicht erscheint. Auch das technische Kunstwerk hat im letzten Grunde Menschliches und Seelisches zum Inhalt. Eben dadurch wird es erst eigentlich zum Kunstwerk. Der Mensch ist nicht nur der höchste, sondern genau besehen der einzige Gegenstand aller Kunst. Freilich bleibt der Unterschied zwischen poetischem und technischem Kunstwerk, daß jenes Seelisches unmittelbar darstellt, dieses den Gedanken daran mehr oder weniger unbestimmt und zugleich unbewußt in uns anklingen läßt.

Das seelische Leben des Menschen, das sich der Poesie zum Objekte darbietet, wird zum Inhalte des einzelnen poetischen Kunstwerkes, indem und soweit es sich in seinen Elementen und Formen auf naturgemäße und verständliche Weise ausspricht. Damit entsteht erst das poetische Kunstwerk. So entsteht das technische Kunstwerk, indem in seinen Elementen und Formen materielles und darin anklingendes seelisches Leben zum naturgemäßen und verständlichen Ausdruck gelangt. Daraus ergiebt sich das fundamentalste Stilprinzip der technischen Künste. Die Elemente und Formen müssen Bestandteile einer Sprache sein, die materielles Leben zum Inhalt hat, müssen „Symbole“ sein, zur Versinnlichung eines solchen Lebens.

Diese Forderung schließt aber drei Hauptforderungen in sich, von denen wiederum jede eine dreifache Anwendung findet. Sie mögen hier mit Ziffern bezeichnet werden.

I. Das seelische Leben, das die Poesie darstellt, ist nicht überall dasselbe. Es ist ein anderes beim Kinde als beim Erwachsenen, beim Gebildeten als beim Ungebildeten ꝛc. Diese Unterschiede muß die Poesie beachten. Ebenso ist das materielle Leben der Stoffe, die der technische Künstler verarbeitet, nicht überall dasselbe. Holz lebt ein anderes Leben, hat einen anderen Charakter, andere Leistungsfähigkeiten, als der bildsame Ton ꝛc. Diese Unterschiede müssen nicht minder beachtet werden.

Dies Beachten ist aber künstlerisches Beachten, Verwerten im Dienste des Kunstwerkes und seiner Schönheit. Darin liegt ein Mehreres.

1. Zunächst die Wahl des für das Kunstwerk geeignetsten Stoffes und die Hervorhebung und womöglich Steigerung, sei's auch nur für's Auge, der an sich uud für das Kunstwerk wertvollen Eigenschaften desselben an der Oberfläche des Kunstwerkes. Damit ist die Erzeugung des bloßen Scheines einer Stoffart durch Ueberkleidung oder Nachahmung nicht ausgeschlossen. Sie ist umso berechtigter, je mehr die scheinbaren Eigenschaften an sich wertvoll und für's Kunstwerk bedeutsam sind und je mehr der Stoff, ohne aus der Rolle zu fallen, eben das leistet, was er auf Grund des angenommenen Scheines zu leisten sich anheischig macht.

2. Dazu tritt die zweite Forderung, daß die technischen Prozeduren, die Arten der Bearbeitung, Formung, Zusammenfügung der wirklichen oder scheinbaren Natur des Stoffes gemäß sind und so gleichfalls dazu beitragen das eigentümliche Leben des Stoffes zur Geltung zu bringen. Natürlich setzt dies voraus, daß der Eindruck der Prozeduren, soweit sie jenem Zwecke dienen, unverwischt erhalten bleibe.

3. Endlich müssen der sichtbaren Stoffnatur vor allem die Leistungen entsprechen, welche die einzelnen Teile des technischen Kunstwerkes an ihrer Stelle und im Ganzen vollbringen oder zu vollbringen scheinen.

Diese drei Forderungen begrenzen sich gegenseitig. So darf insbesondere keine stoffliche Eigenschaft hervorgehoben und keine Prozedur betont werden, wenn sie der besonderen Leistung widerspricht, welche der Stoff an der bestimmten Stelle zu erfüllen hat.

II. Die Poesie hat es mit dem seelischen Leben des Kindes und des Erwachsenen, des Gebildeten und des Ungebildeten zu thun; aber nicht mit diesem Leben überhaupt, sondern mit einzelnen Bethätigungen und Äußerungen desselben. Diese gilt es in einer Weise darzustellen, die der Natur der Sache und unserem Sprachverständnis gemäß ist. Ebenso hat der technische Künstler die einzelnen materiellen Lebensäußerungen und Leistungen, durch deren Zusammenwirken erst das technische Kunstwerk entsteht, also das sich Anspannen und Nachgeben in

seinen mancherlei Arten und Abstufungen, das Tragen und sich Lagern, das Stützen und sich stützen Lassen, das Fassen und Halten, sich Anstemmen und Emporrichten u. s. w. in solche sichtbare Formen zu kleiden, die zur Versinnlichung und Eindringlichmachung der Leistungen naturgemäß geeignet sind. Daß die mancherlei Formen des technischen Kunstwerkes zu einer sprechenden Symbolik alles dessen, was die einzelnen Teile des Kunstwerkes innerhalb desselben thun und leisten, erleben und erleiden, sich vereinigen, das ist kurz gesagt der Inhalt der zweiten Hauptstilforderung.

Darin liegt aber wieder ein Dreifaches:

1. Zunächst müssen die einzelnen materiellen Leistungen oder Funktionen, jede für sich, sprechend zum Ausdruck kommen.

2. Dann muß nicht minder die relative Selbständigkeit der Funktionen äußerlich sichtbar werden. Heben sich die Formen nicht ohne weiteres von einander ab, so haben besondere Trennungszeichen, den Interpunktionen der Sprache vergleichbar, hinzuzutreten, und zwar wird die äußere Verselbständigung eine umso entschiedenere sein müssen, je größer die selbständige Bedeutung der Funktionen ist.

3. Andrerseits muß auch die Art der Funktionen, sich aktiv auf einander zu beziehen, die besondere Weise, wie die Leistung eines Teiles die eines andern fortsetzt oder in sie übergeht, der spezielle Charakter der Wechselwirkung verschieden funktionierender Teile einen entsprechenden symbolischen Ausdruck finden. Vielleicht erfordert oder erlaubt die Natur des Stoffes und Zweckes, daß an die Stelle der bloßen die Art der Beziehung oder Wechselwirkung von Teilen bezeichnenden Form dieser Teile ein eigener relativ selbständiger Träger der Beziehung trete. Dann muß dessen Funktion wie jede Funktion naturgemäß sich aussprechen. Gliedert sich die Funktion in mehrere Unterfunktionen, so tritt auch das Gesetz der sichtbaren Verselbständigung und gleichzeitigen Verdeutlichung der Art ihrer Beziehung von neuem in Geltung. — Auf diese Weise kann reicher und reicher gegliedert werden, obgleich der Reichtum

der Gliederung seine Grenzen hat und jedesmal nach der Bedeutung des ganzen Kunstwerkes und schon nach seiner räumlichen Größe sich richten muß. In jedem Falle wiederholt sich immer wieder dieselbe Gesetzmäßigkeit. Ein lediglich dienender und vermittelnder Teil — Nägel und Klammern mögen als Beispiele dienen — kann zu einem relativ selbständigen Kunstwerke werden, ohne doch aufzuhören sich ins Ganze dienend einzufügen.

III. Endlich erfordert, wie das poetische und jedes Kunstwerk überhaupt, so auch das technische seine Einheit.

1. Sie ist zunächst dienende Beziehung der Teile auf einen Hauptteil. Der Hauptteil und die Beziehung, der Gegensatz von Mitte und Peripherie, muß aber nicht nur bestehen, sondern in die Augen springen. Der Grundgedanke des Ganzen darf über dem Einzelnen nicht verloren gehen, die Grundformen müssen sich mühelos als solche darstellen.

2. Diese dienende Beziehung der Teile auf einen Hauptteil können wir auch als innere Zweckmäßigkeit bezeichnen. Zu ihr gesellt sich die äußere Zweckmäßigkeit. Der Hauptteil wird erst recht zum Hauptteil, indem er auf einen Zweck außerhalb seiner sich bezieht. In dieser Beziehung liegt eine neue Art materiellen Lebens. Es gilt dies Leben nicht zu verhüllen, sondern künstlerisch zur Darstellung zu bringen. Die technischen Künste haben ihren Ursprung in dieser äußeren Zweckmäßigkeit und sie thun gut, sich jederzeit, auch da, wo der Zweck thatsächlich zurücktritt, dieses Ursprungs recht deutlich zu erinnern.

3. Endlich vollendet sich die gesamte Zweckmäßigkeit des technischen Kunstwerks in der dienenden Beziehung zum Menschen. In dieser Beziehung erscheint das technische Kunstwerk in den Umkreis menschlicher Thätigkeit gestellt und damit in gewisser Weise vermenschlicht. Die Art der Vermenschlichung ist eine andere als die oben besprochene, sie ist aber nicht weniger wichtig. Die freundliche Beziehung zum Menschen zu verhüllen oder, sei es auch nur für's Auge, in eine feindliche zu verwandeln, heißt dem Kunstwerk den besten Teil seines Sinnes rauben.

Wir haben jetzt noch einen wesentlichen Punkt in's Auge zu fassen. Von Formen redeten wir im Bisherigen, ohne des die Formen belebenden Ornamentes zu gedenken. Das Ornament hat aber seine hohe stilistische Bedeutung. Es hat auch nur die Aufgabe, vorhandenes materielles Leben zu bezeichnen. Zugleich steigert es seinen Eindruck in mancherlei Stufen, — von der einfachen Betonung bis zur Erzeugung des Scheines der Beseeltheit.

Die unterste Stufe bezeichnet das geradlinige Ornament. Schon einfache gerade Linien, die in einer Richtung verlaufen, heben die in der Richtung thätige Kraft für's Auge hervor und verstärken ihren Eindruck. Sofern sie nur die eine Richtung hervorheben, charakterisieren sie die Kraft als straffwirkende. Der Eindruck der Straffheit tritt zurück beim geradlinigen Ornamentbande, das die Kraft als zugleich in gewisser Breite thätige bezeichnet, und in dem von einem Mittelpunkt ausgehenden Flächenornament, das einer analog sich entfaltenden Kraftwirkung zum naturgemäßen Ausdruck dient.

Im Gegensatz zum geradlinigen eignet dem krummlinigen Ornament ein Charakter größerer oder geringerer Leichtigkeit, Beweglichkeit, Elastizität. Die Elastizität wird zur Schmiegsamkeit im textilen Ornament, das materielle Leben erscheint als Analogon des organischen Lebens im Pflanzenornament. In jedem Falle muß das Ornament nicht nur hinsichtlich der Richtung und Art der Entfaltung, sondern auch hinsichtlich seines Charakters mit der Kraft übereinstimmen, die an der betreffenden Stelle thätig ist, oder thätig gedacht werden kann.

Die letzte Stufe der Ornamentierung bezeichnet das Tierornament. Die Stufe ist für das Wesen der Ornamentik, und des Stiles überhaupt, besonders charakteristisch. Gedacht ist dabei hauptsächlich an die Fälle, in denen Teile eines technischen Kunstwerkes geradezu in tierische oder menschliche Bildungen verwandelt erscheinen. Die Übertragung von Formen, die dem tierischen und menschlichen Körper spezifisch eigen sind, auf das technische Kunstwerk, müßte widersinnig erscheinen, wenn nicht das in dem letzteren wirkende materielle Leben von

vornherein als etwas dem tierischen und menschlichen Leben Verwandtes empfunden würde. Andrerseits zeigen die Gesetze der in Rede stehenden Art der Ornamentik deutlich, daß die Ornamentik nicht in sich, sondern nur in der Bezeichnung des im technischen Kunstwerk vorhandenem oder als vorhanden denkbaren materiellen Lebens ihre Bedeutung hat. Weil sich ihre Bedeutung darauf beschränkt, darum können in jedem Falle nur die tierischen und menschlichen Bildungen verwandt werden, deren wesentliche Funktionen mit den materiellen Funktionen der betreffenden Teile des technischen Kunstwerkes in deutlicher Analogie stehen. Aus gleichem Grunde ist eigentliche Realistik, zu weitgehende Individualisierung, Betonung des zum Materiellen im Gegensatze stehenden Geistigen ausgeschlossen, dagegen die Phantastik wohl am Platze.

So bestimmt nun die Gesetze des Stiles in den technischen Künsten sind, so wenig ist damit doch die Möglichkeit verschiedener Stilarten aufgehoben. Solche ergeben sich schon aus der Verschiedenheit der Stoffe und Zwecke. Außerdem kann wie die Gliederung eine reichere oder weniger reiche, so auch die Ornamentierung eine einfachere oder blühendere sein.

Der eigene Stil eines Volkes oder einer Zeit unterliegt aber noch einer besonderen Voraussetzung. Er führt nur dann den Namen mit Recht, wenn er aus der eigenartigen Denk- und Empfindungsweise des Volkes oder der Zeit herauswächst. So wahr der oben ausgesprochene Satz ist, daß wir nicht umhin können in dem materiellen Leben des technischen Kunstwerkes uns und unser Leben zu spiegeln, so sicher muß die andere Art eines Volkes oder einer Zeit zu empfinden, zu denken, zu handeln, kurz zu leben, in dem Charakter ihrer technischen Kunstproduktion, wenn sie wirklich im vollen Sinne ihr eigen ist, sich ausprägen.

Man kann die Frage stellen, wie es darnach mit dem eigenen Stil unserer Zeit bestellt sei. Von einem solchen kann ohne Zweifel gesprochen werden, insofern unsere Zeit in der technischen Verwertung neuer Stoffe und Erfindung neuer Prozeduren mancherlei leistet und auch neue Zwecke ihr nicht

fehlen. Dagegen kann zweifelhaft erscheinen, ob unser vorzugsweise historisch gerichtetes Zeitalter die selbständige, zugleich genügend ausgeprägte und genügend lebenskräftige Denk- und Empfindungsweise besitzt, die erst den eigenen Stil im vollen Sinne macht. Mag es sich indessen damit wie auch immer verhalten, eines können und müssen wir erreichen: wenn nicht einen eigenen, so doch einen von Widersinn und innerer Unwahrheit freien Stil. Bedingung hiefür ist aber, daß wir den Glauben aufgeben, stilvoll sei, was einem historisch gegebenen Stil angehört, daß wir das Gegebene aufnehmen und verwenden, wie es seinem Sinne und unseren Zwecken entspricht, daß wir solche Kunstwerke uns zum Muster dienen lassen, die nicht einer beliebigen, sondern einer der unsrigen verwandten Denk- und Empfindungsweise zum Ausdruck dienen.

---

2. Zur Feier von Goethes Geburtstag: Spinoza.
Von Herrn Professor Bergmann aus Marburg (30. August).

Der Vortrag gedachte zunächst des Verhältnisses Goethes zur Philosophie etwa mit folgenden Worten:

Das Wort Fichtes: was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist, trifft in besonderem Maaße für ihn zu, dessen Andenken uns hier, an der Stätte seiner Geburt, versammelt hat. Denn Goethe ist nie darauf ausgegangen, aus Thatsachen, die anzuerkennen jedem nach Wahrheit Strebenden zugemutet werden kann, und aus Gründen, die für jedes vernünftige Wesen gültig sind, welches auch immer seine Neigungen und Anlagen sein mögen, eine Weltanschauung abzuleiten, die sich die Zustimmung der wissenschaftlich Denkenden zu erzwingen im Stande sei. Er begnügte sich damit, sich solche Ansichten über Gott, das Ganze der Welt und den Sinn des menschlichen Lebens zu bilden, wie er ihrer zur Pflege, Entwickelung und Bethätigung seiner Eigenart bedurfte. Und die Übereinstimmung solcher Ansichten mit dem natürlichen Zuge seines Geistes, mit der, wie er einmal sagt, ihm angeborenen Anschauungsweise, schien ihm ein hinreichendes

Kriterium ihrer Wahrheit zu sein. Eine objektiv begründete und mit logischer Konsequenz fortschreitende Philosophie hielt er auch für unmöglich, wiederum nicht auf Grund einer eindringenden Untersuchung des menschlichen Erkenntnisvermögens, — sagt er doch von sich

Mein Kind, ich hab es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht,

und bekannte, sich in Kants erkenntnistheoretische Untersuchungen nicht haben zurechtfinden zu können, — sondern weil ihm die Vorstellung, daß es dem Menschengeiste vergönnt sei, ahnend und fühlend in das Rätsel des Daseins einzudringen, mehr zusagte als die andere, welche die Meinungen auch der vornehmsten Geister über die höchsten Fragen dem Urteilsspruche des kalten Verstandes unterwirft. „Er strebt", sagte Kestner von ihm, „nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration." Und er selbst schrieb: „Für Philosophie im eigentlichen Sinne habe ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte." — Wenn nun Goethes philosophische Ansichten in solchem Maaße durch das, was er war, bestimmt worden sind, so darf wohl ein Vortrag, welcher der Feier seines Geburtstages gewidmet sein soll, sich die Darstellung, Erläuterung und kritische Beleuchtung der Grundgedanken desjenigen Systems, von welchem sich Goethe mehr als von allen anderen angezogen gefühlt hat, zu dessen Betrachtung er immer wieder, bis in den Abend seines Lebens hinein, zurückgekehrt ist, und welches, wie er selbst ausgesprochen hat, großen Einfluß auf seine Denkweise ausgeübt hat, des Systemes Spinozas, zum Gegenstande wählen, ohne befürchten zu müssen, daß sich die Stimmung der Hörer fremdartig dadurch berührt fühlen möge. Denn eine Abhandlung über Spinoza ist in demselben Maße, in welchem sie ein Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis der von Goethe gewählten Philosophie ist, auch ein Beitrag

zur Kenntnis und zum Verständnis der Eigenart seines Geistes. Und auch sie kann dazu dienen, die reiche Quelle der Freude, der Erholung und der Erquickung des Gemütes, welche wir in den Werken unseres größten Dichters besitzen, zugänglicher zu machen und versteckte Adern derselben aufzuspüren.

Nachdem der Vortragende sodann auf die leidenschaftliche Abneigung einerseits und die Bewunderung und Begeisterung andererseits, welche das System Spinozas in den zwei Jahrhunderten seines Bestehens erregt habe, hingewiesen hatte, schilderte er, auf die Schrift über die Läuterung des Verstandes Bezug nehmend, die Gemütsbewegung, aus welcher dasselbe hervorgegangen sei, und knüpfte hieran eine Betrachtung über den Abschluß, welchen sich dasselbe mit der Lehre von der Freiheit und Glückseligkeit des Menschen in der Erkenntnis und Liebe Gottes gegeben habe, sowie eine kurze Darstellung der Hauptzüge des mit jener Lehre übereinstimmenden Lebens Spinozas.

Es folgte eine Darstellung der Lehre Spinozas von dem Wesen Gottes und der Natur der endlichen Dinge überhaupt, nebst Betrachtungen über dieselbe. Die letzteren stellten namentlich dem Pantheismus, welcher die im Raume sich ausbreitende materielle Natur für Gott halte, die andere Gestalt der Einheitslehre, welche nur geistiges Dasein anerkenne und die Körperwelt für eine bloße Welt des Scheines erkläre, gegenüber und wiesen auf die Schwierigkeiten hin, welche dem Pantheismus daraus, daß er Gott Ausdehnung zuschreibe, entstehen, sowie auf das Unbefriedigende der demselben unvermeidlichen Auffassung der Einzel-Wesen als flüchtiger Wellen in dem Ozean des allgemeinen Seins.

Zum Schlusse äußerte sich der Vortragende über Spinozas historische Bedeutung und Goethes Stellung zu demselben folgendermaßen:

Darf ich zum Schlusse noch ein Wort über Spinozas historische Bedeutung sagen, so möchte ich dieselbe darin setzen, daß derselbe einen der nicht sehr zahlreichen Grundgedanken, mit welchen die Philosophie Licht in das Rätsel des Daseins

zu bringen versuchen konnte und einmal versuchen mußte, mit seltener Konsequenz und in wahrhaft großartiger Weise zum System entwickelt hat, den Grundgedanken, welcher den Pantheismus mit dem cartesianischen Dualismus von Ausdehnung und Bewußtsein vereinigt, welcher also die alte Idee eines alles Wirkliche in sich fassenden Wesens verbindet einerseits mit dem Glauben an die wirkliche Existenz der Körperwelt, andererseits mit der Einsicht, daß weder die Ausdehnung aus dem Bewußtsein noch das Bewußtsein aus der Ausdehnung hervorgegangen sein kann, — den Grundgedanken, daß nichts sei als Gott und daß Gott Ausdehnung und Bewußtsein als gleich ursprüngliche, sozusagen selbständig nebeneinander hergehende Eigenschaften zukommen. Der Einfluß, welchen Spinoza ausgeübt hat, entspricht dieser seiner historischen Bedeutung nicht ganz. Von denjenigen, die mit einer mehr oder weniger durch ihn bestimmten Denkweise tiefer in die geistige Bewegung ihrer Zeit eingegriffen haben, haben die Meisten sich gerade das nicht angeeignet oder doch nicht festgehalten, was für Spinozas Pantheismus charakteristisch ist: die Einsicht in den Gegensatz von Ausdehnung und Bewußtsein. Diejenigen unter diesen, welche eigentliche Philosophen sein wollten, haben das Bewußtsein als ein Erzeugnis der Materie betrachtet, sei es, daß sie in die Materie eine ursprüngliche Tendenz zum Geistigen hineinlegten, indem sie etwa mit Schelling und Hegel dieselbe als gleichsam geronnenen Geist faßten, der in den Gehirnen der Tiere und Menschen wieder flüssig werde und so zum Bewußtsein gelange, sei es, daß sie sich mehr oder weniger dem groben Materialismus näherten, welcher das Bewußtsein für ein Produkt mechanischer Atom-Bewegungen erklärt. Die Anderen, welchen es um ein tieferes Eindringen in die Probleme der Philosophie nicht zu thun war, haben sich an den allgemeinen Gedanken gehalten, daß Gott und die Welt einander nicht gegenüber stehen können, daß es, wie Herder sagte, mit dem Extra und Supra nicht gethan sei, daß vielmehr Gott das eigentlich Wirkliche in allem Wirklichen, das eigentlich Wirkende in allem Wirkenden sei, ohne daß sie sich eine klare

und bestimmte Vorstellung über das Verhältnis von Ausdehnung und Bewußtsein, Materie und Geist, mithin Körperwelt und Gott gebildet hätten, indem sie sich nur dagegen verwahrten, daß sie, wie wiederum Herder sagte, eine pantheistisch-rohe sinnliche All-Einheit annähmen. — Dies war auch Goethes Stellung zu dem Grundgedanken des spinozistischen Systems. Auch von den Auffassungen, welche die einzelnen Teile desselben beherrschen, hat Goethe sich keine in ihrer ganzen Bestimmtheit angeeignet, einige sogar entschieden zurückgewiesen. Wie er zwar sagte, daß außer Gott nichts Wirkliches sei, aber, nach einem Gespräche mit Eckermann, ihn doch als wirksam nur im Lebendigen, nicht im Toten, als gegenwärtig nur im Werdenden, sich Verwandelnden, nicht im Gewordenen, Erstarrten dachte, so war er auch weit davon entfernt, alles Geschehen in der Natur auf mechanisch zusammenhängende Bewegungen zurückzuführen, weit entfernt auch davon, den Einzel-Wesen die substantielle wesenhafte Realität abzusprechen und sie nur für Verneinungen des Unendlichen zu erklären. Er glaubte an eine göttliche Vorsehung und die persönliche Unsterblichkeit. Die Starrheit des spinozistischen Determinismus ließ er unbeachtet, wenn er es auch liebte, sich Betrachtungen über die Eingeschränktheit des menschlichen Wollens und Könnens und seine Abhängigkeit von den Einflüssen der Außenwelt hinzugeben. Und vollends die egoistische Doktrin war es so wenig, was ihn zu Spinoza zog, daß er vielmehr erzählt, dasjenige, was ihn zunächst an diesen Denker gefesselt habe, sei die gränzenlose Uneigennützigkeit gewesen, die ihm aus jedem Satze desselben hervorgeleuchtet habe. Nichts destoweniger ist der Einfluß des großen Pantheisten auf sein Denken und Dichten ein so tiefgreifender und nachhaltiger gewesen, seine Werke enthalten so Vieles, dessen Erklärung nach Ursprung und Sinn auf Spinozas Ethik zurückführt, daß es durchaus gerechtfertigt ist, wenn Goethes Beziehungen zu Spinoza wiederholt zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden sind. Der gegenwärtige Vortag würde die ihm gesteckten Grenzen überschreiten, wollte auch er noch diesen Beziehungen nachgehen. Er durfte

nur, seiner Veranlassung eingedenk, zum Schluß auf die allgemeine Natur derselben hinweisen.

---

3. Arthur Schopenhauer.

Von Herrn Dr. Max Schneidewin aus Hameln.

Im Anschluß an die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Todestags Schopenhauers (21. September 1860), sowie mit Rücksicht auf die bevorstehende Errichtung eines Denkmals für den großen Denker sollte im September ein kritischer Vortrag über Arthur Schopenhauer stattfinden. Infolge Behinderung des Dozenten mußte eine Verschiebung auf den 4. Oktober eintreten. Da jedoch der Vortrag seiner Bestimmung nach noch in das vorige Quartal gehört, so erfolgt seine Veröffentlichung bereits jetzt. Im Anschluß hieran fand in dem festlich geschmückten Saale eine Ausstellung von Porträten Schopenhauers statt. Es waren uns von ihren Besitzern in freundlichster Weise, wofür wir auch an dieser Stelle unseren Dank aussprechen, zur Ausstellung verstattet worden: Zwei Büsten Schopenhauers, die eine im Besitze des Künstlers, des Bildhauers Herrn Friedrich Schierholz, die andere Herrn Justizrat Dr. Siebert gehörig, das von Lunteschütz gemalte Porträt des Philosophen im Besitze von Bertholdts Erben im „Englischen Hof" hier, und das der Künstlergesellschaft gehörende Bildnis, gemalt von Julius Hamel, ferner sechs Daguerreotypen aus den Jahren 1842 bis 1853. Ferner war das Manuskript des Aufsatzes über Goethes Farbenlehre, Eigentum des Herrn Stadtrats Gottfried Beck hier ausgestellt. — Der Vortrag lautete:

Hochgeehrte Anwesende!

Wenn Kant seine „Metaphysik der Sitten" mit dem Satze beginnt, daß es nur Ein unbedingt und auf alle Fälle um seiner selbst willen löbliches Etwas gebe, d. i. der sittlich gute Wille, so treibt es mich heute, wo mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, zu Ihnen über das Thema „Arthur Schopenhauer" zu sprechen, zunächst dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß es doch etwas Herrlichstes ist im Leben um einen großen

Mann, daß es für das Leben der Seele wohl schwerlich erhebendere Eindrücke und wohlthätigere Einflüsse geben kann als die, welche dem kräftig und klar in sich aufgenommenen Bilde individuell eigentümlicher und doch die allgemeine Menschennatur oder ihre nationale Besonderheit angehender menschlicher Größe entströmen. Immerfort anstoßend an die Beschränktheit unseres eigenen Ich an Kräften des Verstandes, an Fähigkeit des Wirkens und Schaffens, an Fruchtbarmachung der Zeit, und nicht ohne schmerzliche Herabstimmung des jugendlichen Schwunges der Ideale uns bescheidend zu einer eben bescheidenen Rolle auf der großen Bühne des Lebens, schauen wir mit Bewunderung empor zu den Auserlesenen unter Millionen, deren Gesamtheit nun aber doch schon längst die großartigste Gemäldegalerie der Welt bildet, und empfinden mit tiefster Genugthuung an der Ehre unseres Geschlechts die mannigfache Herrlichkeit, zu welcher sich doch bei glücklicher Vereinigung von außerordentlicher Begabung und zielbewußter, energievoller eigener Thätigkeit die menschliche Individualität hat konzentrieren können, indem wir an den edelsten Blumen des Geistes und Gemütes, die wir nicht selbst hätten anpflanzen können, doch in Hingebung uns miterfreuen, indem wir die Früchte der Thatkraft, die wir nicht selbst hätten zeitigen können, doch mitgenießen, und hie und da doch auch vorbildliche Züge nach Maßgabe unseres Könnens zur Förderung unseres Strebens aus den großen Mustern uns aneignen.

Bei dem Reichtum meines Themas, welches schon nicht nur eine, Ihnen wohl größtenteils bekannte, umfangreiche Biographie, sondern auch eine ganze Literatur hervorgerufen hat, in die Zwangslage versetzt, mich auf einen einzelnen, ganz bestimmten Gesichtspunkt seiner Auffassung zu beschränken, habe ich mich entschlossen, hier mit Ihnen eben die Frage zu beantworten zu suchen:

Warum haben wir in Arthur Schopenhauer einen wahrhaft großen Mann zu verehren?

Die Antwort wird sein: erstens, weil er sein ganzes Leben einer Grundidee von allerhöchstem Werte geweiht hat, zweitens,

weil er in der aus jener Grundidee entfließenden geistigen Arbeit — wenn auch keineswegs die allbefriedigende Wahrheit gefunden, so doch — höchst originelle Gedankenschätze in der Einfassung hoher eigenartiger sprachlicher Vollkommenheit ans Licht gefördert hat, drittens, weil er auf das allgemeine geistige Leben einen mächtigen Einfluß gewonnen hat.

Übrigens liegt mir eine unbedingte Verherrlichung Schopenhauers — welche meiner Überzeugung zuwider wäre — fern; die Bedingung sogar der hervorragendsten menschlichen Größe ist doch wieder eine gewisse Einseitigkeit oder ich möchte lieber sageu: Einartigkeit, die manche in andern Persönlichkeiten aufs schönste sich verwirklicht findenden Elemente ausschließt und manchmal recht ausdrücklich vermissen läßt. Doch liegt es heute fern, gewisse ziemlich negative Kehrseiten des Schopenhauerschen Persönlichkeitsbildes, welche eben der gewaltigen Positivität desselben naturgemäß gegenüberstehen, ausdrücklich zu betonen; im zweiten Teile dagegen werde ich sogar nicht umhin können, den kritischen Bedenken einen bedeutenden Spielraum neben der Laudation einzuräumen.

Schopenhauer ist also zunächst groß durch seine Lebensidee und die Durchdringung seiner Erdentage mit derselben. Er steht aber in dieser Beziehung da in einer schauervoll erhabenen Isoliertheit von dem Grund und Boden, auf welchem sich sonst die hohen Gipfel der Menschenwelt erheben, aber gerade in der ganz eigentümlichen Stellungnahme zu der Gesamtheit der Welterscheinung, durch welche die Weihe ächtesten Philosophentums bedingt ist. Alle andere Menschengröße operiert unter Voraussetzung eines gegebenen Weltzustandes: der Philosoph macht die Gegebenheit eben dieses Weltzustandes zum Gegenstand seines Nachdenkens. Etwas spezieller: Der große Staatsmann setzt voraus, nimmt sozusagen aus der Schöpfung an, die Thatsache, daß eben auf der Erde viele, mannigfach geartete Völker existieren, daß für das Beste seines Volkes zu leben ein höchster Lebensinhalt ist, daß sein Volk sich in eben diesen Zuständen seiner inneren Wohlfahrt und Tüchtigkeit und seiner Macht nach außen befindet, die ihm seine scharfe und

umfassende Beobachtungsgabe zeigt, daß diesem wirklichen Zustande ein erreichbarer idealer gegenübersteht, und lebt nun seine Größe dar in der unvergleichlich einsichtsvollen Erfassung und unbeugsamen Verfolgung der Mittel, welche den vorgefundenen wirklichen Zustand dem idealen entgegenzuführen geeignet sind. Der große Dichter nimmt aus der Schöpfung an das Menschenwesen, wie es ausgestattet ist mit seinen Gaben des Geistes, wie es besaitet ist mit den Gefühlen, die sich an dem, was seiner Natur nach ihm gut und übel erscheinen muß, entzünden zu dem Getriebe der suchenden und fliehenden Leidenschaften, wie es sich in der Breite, durch die Vielheit seiner Träger, ausgestaltet zu der in Geschlechter, in Völker, in Stände, in Berufsarten gegliederten Menschenwelt: er kann voraussetzen, daß ein Griff seiner anschauenden Kraft in dieses volle Menschenleben interessant, eine Gestaltung des Ergriffenen nach eben ihm zur Handhabung zu gebote stehenden Gesetzen des Schönen, des Bedeutungsvollen, des vernünftig und sittlich zu Verkettenden entzückend und ergreifend ist. Der große Gelehrte setzt voraus, daß der extensive und intensive Reichtum des Seins von einer Kollectivarbeit menschlicher Intelligenzen in Einzelgebiete des zu Erkennenden gesondert werden und daß die Teilung dieser Erkenntnisarbeit im Laufe der Generationen zu immer tieferer und umfassenderer Ergründung der Wahrheit auf allen jenen Gebieten führen soll, daß ihm nach Maßgabe seiner Befähigung eine bestimmte Beteiligung an der Durchforschung eines begrenzten Kreisausschnittes des unermeßlichen Gesamtmaterials zusteht. — Der Philosoph setzt gar nichts voraus oder möchte wenigstens nichts voraussetzen. Seine Stellungnahme zur Welt liegt, sozusagen, an dem vorweltlichen einsamen Punkte, an dem es sich entschied, daß eine Welt werden sollte und was für eine Welt es werden sollte. Von dort bis zu seiner Gegenwart und bis zu dem sozusagen entgegengesetzten Pol oder bis ins Ungemessene Ursprung, Wesen, Sinn und Ziel des Seins zu erkennen, das ist das philosophische Verlangen der Seele, das ist jene große Schopenhauersche Lebensidee —, obgleich der Korrektheit halber gesagt werden muß,

daß Schopenhauer in seinem Philosophieren Ursprung und Ziel des Seins nachträglich als falsch gestellte Fragen ansah, und in die Erkenntnis des Wesens der Welt die Aufgabe der Philosophie setzte.

Es ist nun in sich selber klar, daß dieses philosophische Erkenntnisideal alle spezielleren oder voraussetzungsvollen Ideale in gewissem Sinne weit hinter, tief unter sich läßt, und das wahrhaftige, das ungekünstelte, das ureigentümliche Durchdrungensein des Schopenhauerschen Geistes von diesem Ideal setze ich als das erste Moment von Schopenhauers Größe.

Man kann dagegen sagen: aber jenes Ideal ist ein übermütig-übermenschliches. Nun ja, sollte es aus eitlem Hochmute, etwas bei vielleicht sonstiger Unfruchtbarkeit ganz Apartes für sich zu haben, gehegt werden, dann wäre es ein häßliches, verwerfliches Gebahren, sich mit ihm zu brüsten. Aber in Schopenhauers Brust wohnte es, wie seine Schriften unverkennbar bezeugen, als ein schlichtes, ehrliches, keusches, übermächtiges Bedürfnis des Geistes und Gemütes. — Ob jenes Ideal aber ein übermenschliches, die menschlichen Kräfte übersteigendes ist, das läßt sich wenigstens nicht von vornherein, ohne gemachte Probe, mit Gewißheit sagen, und hätten es als solches alle diejenigen über Bord geworfen, welche in Indien, in Griechenland, in Deutschland von ihm erfüllt gewesen sind, so würden unter den Hervorbringungen des menschlichen Geistes alle Gedanken des philosophischen Tiefsinns fehlen, der Mensch würde eben untermenschlich geblieben sein.

Man kann ferner aus einer gewissen vorwiegend praktischen Gesinnung heraus sagen: aber die Religion, aber die gesunden Instinkte des Volksgeistes geben ja auf jene Frage eine befriedigende Antwort, welche es gestattet, über sie zur Tagesordnung einer ächt menschlichen Lebensführung überzugehen. Welche Religion? Der Religionen sind viele auf Erden, die Religion der am höchsten stehenden Völker ist in viele Konfessionen, die Bekenner der einzelnen vielfach in mannigfache Meinungen gespalten, da kann das philosophische, unabweisliche Bedürfnis, sich von Grund auf überzeugungsvollst selber klar

zu werden, sich nicht bescheiden lassen, auf Treu und Glauben gerade nach dem nächsten zuzugreifen; und ist ihm also die Prüfung eingeräumt, so macht es von diesem Prüfungsrechte nur den grundtiefsten, den allumfassendsten Gebrauch. — Die volkstümlichen, sich vererbenden und sich neu erzeugenden Meinungen aber über Sinn und Bestimmung des Lebens greift der Philosoph für ihre Sphäre, für das Volksleben, zunächst gar nicht an, nur kann er für sein eigenes Innere absolut nicht die Thatsächlichkeit anerkennen, daß sie bei der Besonderheit seiner Geistesart auch für ihn von vornherein Überzeugungskraft besitzen, er muß eben dem Grundgesetze seiner Natur nach einen Aufbau von Grund auf vollziehen, scheut sich dabei aber keineswegs, später vielleicht mit volkstümlichen Anschauungen zusammenzutreffen, die dann aber für ihn nicht ein durch instinktive Hingebung Wirkendes, sondern ein durch Vernunft Erworbenes und Bestätigtes sein würden.

Ist es denn aber wünschenswert, daß sich Genossen eines Volkes grundsätzlich von allem Bestimmtwerden ihres Innern durch das geistige Gemeingut der Atmosphäre, in der sie leben, lossagen, um von vorn an ihre eigene geistige Welt zu zimmern? Welche Schädigung müßte das praktische, das öffentliche, das nationale Leben davontragen, wenn dieser Trieb allgemeiner würde, wenn der grübelnde Tiefsinn die Signatur eines Volkes würde? Nun, es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; die höchst vereinzelten philosophisch angelegten Individuen können eben nicht anders als für ihre Person ihrem Ideale leben, und die Masse des Volkslebens ist in einem zu gewaltigen Übergewicht, in einem zu naturfesten Panzer gegen des Gedankens Blässe, als daß die Welt der Wirklichkeit, in welcher sich „hart im Raum die Sachen stoßen", durch die in luftigem Äther die letzten Gründe umschwirrenden Gedanken des Philosophen gefährdet werden könnte.

Bisher wäre damit aber Schopenhauers Größe erst aus seiner ganz allgemeinen Eigenschaft als Philosoph abgeleitet und könnte daher als ihm mit einer unbegrenzten Menge von Per-

sönlichkeiten gemeinsam erscheinen. Aber erstens werden vollwichtige Philosophen so selten geboren, daß von ihnen aus vielen Jahrhunderten kaum ein Dutzend Namen der Kenntnis allgemeiner Bildung angehören; sodann aber ist unter ihnen Schopenhauer wieder im eminenten Sinne ein klassischer Vertreter der philosophischen Natur, wie wir deren Eigentümlichkeit in dem übermächtigen Bedürfnis, sich von Grund auf und voraussetzungslos über das Dasein klar zu werden, erfaßt haben. Andere Philosophen haben doch die Philosophie mehr oder weniger betrieben, wie die anderen Wissenschaften betrieben zu werden pflegen: in Anknüpfung an die bereits im Flusse befindlichen Leistungen der Vorgänger — was freilich im Laufe seines Denkens auch Schopenhauer nicht im mindesten versäumt hat — und in einem gewissen Gefühl befriedigten Acceptierens der Lage der menschlichen Geschlechter, von der Schöpfung einem großen Komplex intellektueller Aufgaben gegenübergestellt zu sein; aber das Schopenhauersche Erschüttertsein von der vorgefundenen Thatsache einer Welt überhaupt und von dem erfahrungsmäßigen Charakter dieser Welt insbesondere ist der Individualität unseres großen Denkers ganz singulär eigentümlich, und, wahrhaftig, ich habe als junger Mensch aus tiefster Seele empfunden, welcher Unterschied in der Tonlage des Schopenhauerschen Philosophierens und der offiziellen Universitätsphilosophie bestand, welche letztere unserer hungernden Seele den — Stein bot, die übrigen Wissenschaften durch die Untersuchung über ihre Zusammenhänge ergänzen zu wollen. In dem Bedürfnis, von Grund auf anzufangen, möchte ihm noch Augustinus und Cartesius am ähnlichsten sein; in der Beteiligung des Gemütes, nicht als eines immerhin bedenklichen und leicht fälschenden Faktors in dem Philosophieren, sondern als der seelischen Grundkraft, welche aus dem Philosophieren Befriedigung eines ratlosen Wehgefühls ersehnt, steht er ganz einzig da. Die wunderbaren, in seinen Werken zerstreuten Stellen, in welchen die Naturlaute eines um weltumfassende Wahrheit und Klarheit bewegten Gemütes schlicht und innig durchbrechen, dürften in der ganzen Weltliteratur nirgends ihres gleichen

finden. Lassen Sie mich ihn in dieser Beziehung noch ganz kurz mit den beiden großen Philosophen vergleichen, welche m. E. gegenwärtig leben, mit E. v. Hartmann in Berlin und Adolf Steudel in Stuttgart. Der Erstere, an Fruchtbarkeit und unversieglicher Geistesgewandtheit Schopenhauer bei weitem überlegen, hat doch von früher Jugend auf den Glauben mit zu seiner Philosophie herzugebracht, daß eine göttliche Vorsehung die geschichtliche Geistesarbeit der Generationen mit der allmählich werdenden Wahrheit krönt, und die Zumutung für das Individuum, sich an dem Maße der Einsicht seiner Zeit genügen zu lassen: er hat daher die Schwere des auf der individuellen Vereinsamung wuchtenden ungeheuren Weltganzen nie so seelentief empfunden. Adolf Steudel aber — im äußeren Leben „Ober-Tribunals-Prokurator" — ist seinem großen dreibändigen Werke „Philosophie im Grundriß" zufolge ein wahrhaft philosophischer Geist, sieht aber, mit äußerst empfindlichem Blicke begabt für die Trübungen, welche das Hineinspielen der Wünsche des Herzens und persönlicher Voreingenommenheiten immer wieder im menschlichen Philosophieren zur Folge gehabt hat, das Rätsel der Welt ganz vorwiegend als eine Angelegenheit des nachdenkenden Verstandes an.

Haben wir somit der Großartigkeit der Stellungsnahme des Schopenhauerschen Geistes zum Weltphänomen schon eine individuellere Färbung verliehen, so erhebt sich nun andrerseits gerade an diesem Punkte seitens ganzer Gruppen hochgebildeter und tüchtiger Persönlichkeiten das schwere, das vorwurfsvolle Bedenken gegen die Schopenhauersche Eigenart, welches sich kurz so zusammenfassen läßt: aber ist denn die von Anfang an so tragische Stellung Schopenhauers zu dem wunderbaren Bau, zu der lebendig reichen Schöne des Kosmos gerechtfertigt? Hochgeehrte Anwesende, ich kann es völlig fassen, wenn viele Gemüter, zumal in unseren thatkräftigen, gestaltungsfrohen, occidentalischen Völkern, so geartet sind, daß sie an dem Schauspiel der Schöpfung vornehmlich von der Seite der wundervollen Mannigfaltigkeit des Seienden und des menschlicherseits in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst, in Technik

und Lebensverschönerung Hinzuzuschaffenden ergriffen werden, daß sie es mit freudiger Befriedigung hinnehmen, wenn die Atome, welche durch die Wirksamkeit der Weltgesetze zur vorübergehenden Konstituierung ihres Ich zusammengeführt und gruppiert sind, diesem Ich den Bethätigungsraum des reich dotierten Menschenlebens zuspielen. Indessen: *individuell* ist das, und nicht mit *zwingender* Kraft für *jegliche* Gemütsveranlagung ausgerüstet. Ich kann es *ebensogut* begreifen, wenn jemand, aus dämmernder Kindheit erwachend, betroffen und erschüttert wird von der vorgefundenen Situation: zu leben zwischen zwei unendlichen Zeiten des Nichtlebens, zu leben nicht nach eigener Wahl, sondern mit aufgedrängter Existenz, zu leben als nun gerade dieser inmitten lebenbeengender anderer gerade dieser, zu leben mit unaussprechlichem Verlangen nach Glück und Vollkommenheit und sich und die andern nie vollglücklich und unsäglich zurückstehend unter den Vollkommenheitsidealen zu erblicken, zu leben in einer körperlichen Organisation von wunderbarer Feinheit, aber ebenso erschreckender Zugänglichkeit für Schmerz und Leid und Zermalmung durch die Brutalität einer Außenwelt, mancherlei bruchstückartige Kommentare zu diesem allgemeinen Menschenloose zu hören und doch keins dieser Worte in tiefster Ehrlichkeit als vollbefriedigende Zauberformel der Lösung anerkennen zu können. Und zwischen jenem optimistischen und sanguinischen und diesem pessimistischen und melancholischen Grundverhältnis zum Sein giebt es unzählige Spielarten, alle, gleichwie die Extreme, von der Natur selber mit Wahrhaftigkeit gesetzt. Diesem Urthatbestande gegenüber hat doch wohl jegliche menschliche Bemängelung des Schöpfungsinventars der Individualitäten aufzuhören; zum Glück zeigt sich aber der psychische Raumgehalt des Daseins derart angelegt, daß das Durcheinanderbestehen aller jener Verschiedenheit diese nicht in einander aufzehrt, daß ein Volk, ohne charakterlos zu sein, wohl aber seinen Sinn zur Schöpfungsweite ausdehnend, neben einem Leibnitz einen Schopenhauer, neben einem Goethe einen Bismarck ehren kann.

Die große Lebensidee Schopenhauers führte denn auch zu

einer entsprechenden großen Lebensgestaltung: nur kleine und zufällige Züge stören das imposante Bild eines „heroischen" Denkerlebens, wie es uns die Gwinner'sche Biographie des Frankfurter Weltweisen entrollt. Das ist eine klassische Vereinigung von unwillkürlichem, selten stockendem und ermüdendem Sichbesessenfühlen vom Denkertriebe und planvollem, im Dienste der Philosophie angelegten vielseitigem Studieren, von unmittelbarer Anschauung des Lebens und studierender Extraktion der Werke der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur, das ist eine lebenskünstlerische Freihaltung der eigenen Zeit von allem, was nicht in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu dem erkannten großen Berufe steht, mag das auch zu schroffen Einseitigkeiten führen, das ist ein Wandeln in den Bahnen des Genius, und nicht kurzsichtiger, nach dem Genuß der Erfolge schmachtender Eitelkeit! Die Frage, ob noch jetzt, bei so außerordentlicher Erweiterung der Kenntnisse und Vervielfältigung der Disziplinen ein Universalgenie, wie es ein Aristoteles und auch noch ein Leibnitz für ihre Zeit waren, möglich sei, hat Schopenhauer durch sein geistiges Arbeitsleben vorbildlich gelöst, dahin: daß zwar die entschiedensten Grenzen laufen zwischen dem Spezialforscher, der unten im Thale botanisiert, und dem Philosophen, dem es auf der Höhe um den allgemeinen Umblick zu thun ist, daß es also eine Verirrung auch für den begabtesten philosophischen Kopf sein würde, mit dem sachlichen Vielwissen des Fachmanns zu wetteifern, daß dagegen ein gewisser genialer Takt den geborenen Philosophen selbst in der Unsumme des modernen Wissens noch zu einer halb instinktiven, halb bewußten Erfassung des in allen Gebieten für die Weltanschauung wesentlichen Materials zu führen weiß. Der Reichtum und die Qualität der Schopenhauerschen durch Studium erworbenen Kenntnisse dürfte gewiß vom Standpunkte der jedesmaligen Fachwissenschaft manche und bedeutende Mängel zeigen, aber in seiner Gesamtheit doch ungefähr das noch Menschenmögliche ausdrücken, wie denn an empirischem Wissen unzweifelhaft außer etwa E. v. Hartmann es kein Philosoph mit Schopenhauer aufnehmen kann.

Ist aber wirklich dies ganze arbeitende Denkerleben von der keuschen Idee, für sich selbst zur Orientierung über den Sinn der Welt zu gelangen, beherrscht, und nicht vielmehr von dem im Verhältnis zu jener keuschen Reinheit doch immerhin eitel zu nennenden Ehrgeiz, unsterbliche Werke zu schaffen? Hochgeehrte Anwesende, ob es einmal ein ähnliches Denkerleben gegeben hat, welches sich in einer Selbstgenügsamkeit eingesponnen hätte, läßt sich ja eben bei der selbstgewählten Obskurität desselben nicht beurteilen, aber der Trieb sich auszuzeichnen ist so sehr mit der gesellschaftlichen Natur des Menschen verwachsen, und mit so segensreichen Folgen des Lebens der Hochbegabten für die Allgemeinheit verbunden, daß es gewiß nicht zu tadeln ist, wenn das Arbeiten aus eigener Geistes- und Herzensnot sich nachträglich unter Einfluß jenes Triebes zu öffentlicher und damit auch der Ruhmbegier dienender Wirksamkeit gestaltet. Und so sehr ich auch in dem Briefwechsel des alternden und seiner vollendeten Lebensarbeit gegenüberstehenden Schopenhauer verletzt werde durch die wirklich krankhafte Eitelkeit, keinen über ihn etwa geschriebenen Buchstaben seiner Kenntnis entgehen zu lassen, so strömen doch seine Werke selbst überall den reinen Eindruck aus, daß das Schreiben für andere nirgends das lautere Bemühen, für sich selber zur Klarheit zu gelangen, getrübt hat.

Schopenhauers Größe beruhte erstens auf dem Geist seiner Individualität, zweitens auf seinen Produktionen. In diesen letzteren lassen sich bekanntlich folgende Hauptgruppen der Philosopheme unterscheiden: die erkenntnistheoretische, die naturphilosophisch-metaphysische, die metaphysisch-ästhetische, die ethische; endlich, außerhalb der strengen Philosophie, die der allgemeinen Lebenskenntnis und Lebensweisheit, an welcher letzteren allbekannte Vortrefflichkeit hiermit erinnert zu haben genügen möge. Unsere kurze Würdigung der einzelnen können wir nicht anders beginnen als mit der *erkenntnistheoretischen*, trotzdem diese in mancher Beziehung die schwächste von allen sein dürfte.

Schopenhauers erstes Buch des Hauptwerkes in beiden Bänden, dazu die „vierfache Wurzel“ und zerstreute kleinere

Abhandlungen über seinen Idealismus sind ja höchst interessant für die Schulphilosophie und bieten einen prachtvollen Tummelplatz für subtiles Geistesexerzitium resp. für die Schwelgerei in tiefsinnigen Phantasieen, aber ihre Resultate als wahr anzuerkennen vermag ich absolut nicht: für die „Weltphilosophie" sind dieselben m. E. eine hohle Nuß. Die kritische Begleitung dieser Erkenntnistheorie (oder, wie Schopenhauer gern sagte, Dianoiologie) auf ihren gegen Kant vereinfachten, aber immerhin noch ziemlich komplizierten Schritten, ist, wie angedeutet, eine Sache schulmäßiger Spezialuntersuchung und Akribie: hier beschränke ich mich auf ein paar ganz große Gesichtspunkte. Wer wäre denn das „Subjekt", dessen Vorstellung die räumlich-zeitliche Welt sein sollte? Wenn der Mensch, so hat das nur einen Sinn, falls wir in ihm das bekannte räumlich-zeitliche Erdenwesen denken, dessen ideales Produkt also nicht erst wieder die räumlich-zeitliche Welt sein kann, aber nicht, wenn wir darunter die Erscheinung eines unfaßbaren raum- und zeitlosen Etwas denken sollen; wenn nicht der Mensch (oder gar dessen Gehirn, ein räumlich-organisches Gebilde), so ist das „Subjekt" eine leere Abstraktion, die offenbar gerne gewählt wird, um nicht bei jener Verwandlung der Welt in die Schattenhaftigkeit bange zu werden. — Weiter: wenn „die Welt Vorstellung" sein soll, so vergleichen wir einmal, was wir sonst „Vorstellung" nennen in seiner passiven rein psychischen Wesenheit mit jener angeblichen „Vorstellung", in deren Wesen es liegen müßte, z. B. die Form von atmenden, essenden, beißenden, laufenden, mit uns sprechenden, uns ärgernden, tötenden u. s. w. Geschöpfen anzunehmen, um uns des ungeheuern Unterschiedes bewußt zu werden, welcher besteht zwischen einer legitimen Vorstellung und einer durch unsere Vorstellung, vornehmlich unsere Sinne, nur in Beziehung zu uns gesetzten, an uns herangebrachten Welt, die in der Unwiderstehlichkeit ihres sich Geltendmachens von dem in unser Belieben gestellten Spiel der Vorstellungen so grundunähnlich ist. — Daß das zu uns in körperlicher Gestalt in Beziehung tretende bunte fremde Etwas nun an sich ein gänzlich unkörperliches Etwas sein sollte, welches

nur durch unsere Anschauung für diese zu einem körperlichen Etwas verwandelt würde, ist freilich an sich nicht undenkbar, aber höchst unwahrscheinlich, denn die ganze inhaltliche Bestimmtheit aller jener körperlichen Gestalten, z. B. ein geöffneter Krokodilrachen oder die Lokalität, in der wir uns gerade befinden, ist so ganz und gar mit der Räumlichkeit verwachsen, daß diese offenbar nicht nur eine fremdartig darüber geworfene Form ist und das Wesen, das dahinter stäcke, ein spezifisches feindliches oder ein spezifisches freundliches Etwas wäre. Auch ist gar nicht einzusehen, wie denn jene Verwandlung so spielend leicht vor sich gehen sollte, wieso Difformität anstatt Konformität zwischen Vorstellung und Seiendem von der Schöpfung beliebt sein sollte. Daß nun aber gar das Seiende ein außerhalb aller Zeit stehendes unverändertes Etwas wäre, dessen ewig sich gleicher Inhalt nur in der Vorstellung in eine Succession von aufeinander Folgendem umgeformt würde, ist nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern ganz und gar unmöglich: es müßte sonst z. B. alles, was erst von Menschen zu dem Bestande des Seienden hinzugeschaffen wird — wozu reale Zeit gehört —, z. B. Schopenhauers Werke, Dichtungen, Eisenbahnen u. s. w. schon im Ursein als unzeitliches entsprechendes Etwas gelegen haben und nur im subjektiven Ablauf der Vorstellungen — zu dem aber wieder reale Zeit gehört — immer wieder ins Zeitliche transmutiert an die Reihe kommen, was sinnlos ist; denn als Goethe 10 Jahr alt war, war sein Faust noch in keinem Sinne da. — Die Widerlegungsarbeit im einzelnen der Argumente des subjektiven Idealismus halte ich von Männern wie Trendlenburg, Überweg, E. v. Hartmann, auch schon früher von Herder, Feder u. a. vollständig gethan und kann mich nicht genug verwundern, daß namentlich durch den Einfluß von F. A. Lange, dem Geschichtsschreiber des Materialismus und Entlehner der Schopenhauer'schen Ideen, gegenwärtig auf den philosophischen Lehrstühlen der Universitäten der subjektive Idealismus so sehr grassiert und es mit Herabschauung auf anders Denkende für ein Vorurteil ausgegeben wird, daß eine Welt außer uns existiere: als ob „außer uns" nicht schon ein Nebeneinanderbestehen, und dieses eine Welt voraussetzte!

Die Metaphysik Schopenhauers hat also zunächst die Berichtigung nötig, daß die Welt nicht als subjektiv verzerrte Erscheinung des Einen Urwillens zum Leben anzusehen ist; allein Schopenhauer behandelt auch, nachdem er zum Willen noch nach falschen idealistischen Voraussetzungen als zum Ding an sich der Erscheinung gelangt ist, nachträglich inkonsequenter, aber in sich viel überzeugungskräftigerer Weise den Urwillen als das Eine Wesen und die Welt als den objektiven Stufenaufbau seiner (eben objektiven) Erscheinung. Die erste Aufzeigung unseres Willens als unseres ohne Hülfe der Erscheinungsformen uns zugänglichen Ansich muß ich als verfehlt erachten, schon deshalb, weil unsere Leiblichkeit als räumlich-zeitlicher Organismus, abgesehen von aller mittelbaren Raumanschauung uns im Gemeingefühl noch unmittelbarer klar ist als selbst unser Wille, den aus dem psychischen Gesamtkomplex loszulösen schon eine Arbeit der Selbstbeobachtung und Abstraktion ist. Sonst möchte ich, mit E. v. Hartmann und auch schon einigen Physiologen, die Identität von Wille und Kraft, zu welcher Schopenhauer demnächst gelangt, geradezu als eine große, ganz bestimmte Entdeckung Schopenhauers ansehen, welche er mit Recht mit Lavoisiers Scheidung des Wassers in Sauerstoff und Wasserstoff in Analogie stellt: der Wille, vor ihm als eine einfache Erscheinung angesehen und daher auf Mensch und Tier beschränkt, ist von Schopenhauer zerlegt in das wahrhaft-spezifisch Willenhafte, welches mit der „Kraft" in der niederen Natur keinen Unterschied mehr aufweist, und die vom Intellekt hinzugethane motivierende Vorstellung, welcher dann auf niederen Stufen der Reiz (im Pflanzenreich) und die mechanische Kausalität (in der unorganischen Natur) entspricht. Mit dem der Kraft gleichgesetzten Willen als dem Schlüssel in der Hand weiß dann Schopenhauer in wunderbarer Weise in der zweiten Hälfte des zweiten Buches der „W. a. W. u. V." und sonst das Innere der Natur zu erschließen, den Stufengang der Wesen (nun eben nicht als subjektive Erscheinung, sondern als Objektivation des Willens) aufzurollen, und wenn nach einer Bemerkung der Rahel Goethe überall groß ist, wo er von den Sternen, Homer,

wo er vom Wasser spricht, so ist es Schopenhauer, wo er sich in das Wesen und Weben der schaffenden Natur (natura naturans) versenkt, ganz besonders, wo er die Objektivation des Urwillens in der Tierwelt belauscht. Als erschütterndes Präludium zum vierten Buch wirkt die gegen Schluß des zweiten aufgeworfene ergreifende Frage „wozu das alles, diese Welt der auf kurze Zeit dadurch, daß sie einander fressen, bestehenden Wesen?", auf welche Frage schon die furchtbare Antwort herübertönt: alles in der Welt hat einen Zweck, die Welt selbst hat keinen.

Die metaphysisch-ästhetische Gruppe der Schopenhauer'schen Gedanken bestätigt so recht E. v. Hartmanns Ausspruch, daß Schopenhauers Stärke das Aperçü ist. Bei seinem tief ausgeprägten Sinn für Naturschönheit und -erhabenheit, seiner außerordentlichen Belesenheit in der poetischen Literatur, seiner umfassenden Kenntnis von Werken der bildenden Kunst und namentlich der Malerei aus eigener Anschauung hat er eine große Fülle der treffendsten und anziehendsten Bemerkungen und auch Betrachtungen ästhetischen Inhalts in seinen Werken ausgestreut, die auch besonders durch ihre männliche Freiheit von aller Süßlichkeit wohlthuend und durch ihre Entstammung aus einem Geiste, dem es überall um die höchste Erkenntnis des Weltoriginals zu thun ist, originell und tief wirken: er hat so gerade von dieser Seite seiner Produktion her eine große Schaar begeisterter Leser unter Künstlern und Schriftstellern gefunden, darunter z. B. Richard Wagner und Paul Heyse, aber das Prinzipielle seiner betreffenden Anschauungen ist weder von der metaphysischen noch von der ästhetischen Seite her als richtig anzuerkennen. Von der metaphysischen Seite her: denn der Wille, welcher nun durch die Verwirklichung der Urbilder der Wesen in seinen Akten von differenziertem Inhalt erfüllt wurde, war also kein blinder, sondern ein mit einer wenn auch von der unsrigen noch so verschiedenen Vorstellungsweise, in welcher er die Platonischen Ideen zu seinem Objekte machte, ausgestatteter, wodurch er eingestandenermaßen zum absoluten Geist hätte werden sollen. Es hätte ferner, wenn nicht

Schopenhauer noch in der vordarwinistischen Periode der Deszendenzlehre gestanden hätte, gefragt werden müssen, ob nicht vielmehr ein System der Zwecke der Vorstellungsinhalt des Urgeistes war, innerhalb dessen sich die Reihe der Wesen verwirklichte, als ein fertiges System von konkreten Urbildern der Wesen, da ja ein gesonderter Ursprung der Wesen sehr zweifelhaft geworden ist und nur eine gewisse Bildungstendenz in Verbindung mit der Anhäufung mechanischer Ursachen auf die Entstehung von Arten hinwirkt. Von ästhetischer Seite her aber muß man gegen die betreffende Gruppe Schopenhauer'scher Anschauungen einwenden: die Platonische Idee, d. h. das Urbild der Wesen, ist keineswegs das Objekt der Kunst. Denn die Kunst besteht nicht aus einer Sammlung von bildlichen Verkörperungen der Wesen in fehlerlosen Musterexemplaren, und wer in eine Gemäldegalerie tritt, sieht sehr leicht, daß die Ideeen der Bilder, die ihn dort anblicken, unmöglich mit den Vorbildern des schöpferischen Urwillens identisch sein können: dgl. wird offenbar nicht im Ursein vorgestellt, sondern gehört ganz und gar dem Menschen an. Die große Mehrzahl der Wesen steht viel zu tief, als daß die echt menschlich fühlende Kunst sie zu ihrem Gegenstande machen könnte: reichte doch Goethe seinen Abschied ein, als ein Hund auf die Bühne gebracht werden sollte. Von den Darstellungen der Kunst ist ferner, um hier von Symbolik und Allegorie ganz abzusehen, die große Mehrzahl nicht typisch, sondern dramatisch, eine ganz besondere Handlung oder Situation eines Komplexes von beteiligten Menschen fixierend. Ist nun auch die Idee, (d. h. ungefähr die denkbar sinngemäßeste, von Zufälligkeiten befreite Gestaltung des Gegenstandes) die Seele jeder solchen Darstellung, so ist doch hier „Idee", auch auf Abstraktes, wie Handlungen und Situationen, bezogen, etwas ganz anderes als was das Wort im Platonisch-Schopenhauer'schen Sinne bedeutet, und zwar etwas, was den Stoff und das Interesse des Menschenlebens in seiner Relation zu dem subjektiven künstlerischen Geiste voraussetzt. — Auch ist gegen Schopenhauers ästhetische Prinzipien noch geltend zu machen, einmal, daß die künstlerische

Thätigkeit keineswegs in der bloßen Wiederholung des innerlich Geschauten besteht, da vielmehr das ausgeführte Werk vollkommener zu sein pflegt als die Konzeption, und zweitens, daß die kunstgenießende Rezeption keineswegs in ihrer spezifischen Lust durch den Zustand des „willensfreien Erkennens" erschöpft ist, welchen subjektiven Faktor jener Lust Schopenhauer zu sehr gegen den objektiven, aus dem Gegenstande seine höchst mannigfachen Kräfte auf das Gemüt spielen lassenden Faktor, betont.

Aus den ethischen Anschauungen Schopenhauers, die von einem ganz eigenen tragischen, aber gar keinem rigoristischen Ernste sind, heben sich besonders ab die Lehre von der Unfreiheit der Willensakte in Verbindung mit der Freiheit des Wesens, von dem Mitleid als der Grundlage der Moral und von der Bejahung und Verneinung des Willens. Der Determinismus, also die Lehre von der Notwendigkeit der einzelnen Handlungen des Menschen, hat eine eingehende und glänzende Darlegung gefunden in Schopenhauers gekrönter Preisschrift über die Freiheit des Willens; doch hängt der ganze Nerv der Beweisführung eigentlich allein an der in einer Erkenntnis a priori feststehenden ausnahmslosen kausalen Bedingtheit aller Veränderungen von einem Zustand in den anderen. Mir ist es doch immer vorgekommen, als ob diese nicht wohl abzuleugnende Notwendigkeit eine unschuldige Notwendigkeit wäre, die sich von den besonderen Fällen empfundenen unwiderstehlichen psychischen Zwanges selbst gegen besseres oder schlechteres Wollen, sehr scharf abhebt, wie der unschuldige Druck der auf uns lastenden Luftsäule von dem fortschleudernden und zerreißenden Luftdruck einer Explosion. Die von Schopenhauer so außerordentlich gepriesene Kantische Vereinigung von Freiheit (unseres Wesens als eines außer der Zeit und Kausalität stehenden Dinges an sich) und Unfreiheit (der Handlungen unseres phänomenalen Ichs) fällt mir mit der Verwerfung der Idealität der Zeit gänzlich dahin: der Widerspruch, daß wir unserem Dasein nach unser eigenes Werk sein sollen, also wir, die noch nicht seienden, entspringen aus uns, den also schon seienden,

hat mich stets wunder genommen. — Die Mitleidsethik berührt ja sehr sympathisch und ist historisch ein sehr willkommenes Korrektiv gegen die einseitige, das fühlende Individuum nur zu oft erbarmungslos behandelnde absolute Pflichtethik Kants und Fichtes, und Entwickelungsethik Hartmanns, und für die Aufgabe, „edel, hülfreich und gut" zu sein, entfließen aus der Schopenhauerschen Anschauung die schönsten und wirksamsten Motive; aber doch ist es absolut klar, daß mitleidig sein und sittlich sein sich durchaus nicht decken, da der Umfang des sittlichen Handelns ja viel größer ist als des mitleidigen Handelns, und das mitleidige Handeln oft aus höheren Rücksichten oder allseitiger Vernunft sittlicher Weise zurücktreten muß. Die tiefste Begründung der Schopenhauerschen Mitleidmotivation aus dem „tat tvam asi", „das bist du", also aus der Behauptung der wirklichen numerischen Identität aller Wesen, als des Einen Willens zum Leben, halte ich, in dieser Auffassung, für eine, wieder mit dem falschen subjektiven Idealismus zusammenhängende Überspannung: der Gedanke, daß alle Wesen wie das eigene Ich zu behandeln nur von dem Einen zufälligen Standpunkt unseres Ich eine Thorheit, von jedem anderen, also dem universellen Standpunkt aber Vernunft ist, übt dieselbe gewaltige Motivation zur Nächstenliebe aus und hält sich dabei von jener Überspannung frei. — Die Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens, die Lehre also, daß die Welt dem Willen zum Leben, als seine Konsequenz, den Spiegel seines Wesens vorhält, behufs seiner Entscheidung zum Wollen oder Nichtwollen, habe ich von jeher mit tiefster Sympathie der Seele begrüßt, bin mir aber sehr wohl bewußt, daß darin ein starkes Element individueller Neigung für den von Schopenhauer als den der Verneinung des Willens beschriebenen Zustand der Seele stecken mag. Schopenhauer verlangt die Verneinung ja nicht — angeblich weil die wahre Ethik nicht präzeptiv sein dürfe, in Wahrheit wohl aus der Scheu, sich mit der Hauptmasse der occidentalischen Kultur in grellen Widerspruch zu setzen —, aber er schildert sie offenbar mit fromm durchschauerter Verehrung als das bessere Teil,

welches sich erwählen läßt, und blickt zu ihren Vertretern, den Heiligen, Büßern und Weltüberwindern, empor als zu der höchsten Erscheinung des Lebens. Die mystische, der Welt und ihrer Lust abgekehrte, über ihre Leiden erhabene, den Eigenwillen durch Askese abtötende, in der seligen Ruhe des erloschenen Willens stehende Richtung der menschlichen Natur, wie sie in vereinzelten Auserwählten unter mannigfachen Formen in verschiedenen Zeiten und Völkern, namentlich im Buddhismus und mittelalterlichen Christentum, gleichsam als ein Protest sich geäußert hat gegen die stets das Leben ans Herz drückende Gesinnung der großen Menge, diese mystische Richtung, als deren gemeinsamen Kern Schopenhauer nicht ganz unzutreffend die Verneinung des Willens ansieht, hat bei keinem Philosophen eine so verständnisvolle Würdigung gefunden als bei ihm. Sie ist von ihm in einen innigen Zusammenhang mit der Zentrallehre seines Systems gebracht, sie ist bei ihm frei geblieben von den trivialen Bemäkelungen der niedrigeren Natur und in einer Charakteristik vor Augen geführt, in welcher den mitfühlenden Leser ein erhebendes Emporgetragenwerden über das ganze Treiben dieser Welt, wie nur nach der erschütterndsten Tragödie, überkommt.

Ich darf Sie nun nicht mehr lange ermüden mit der Lobpreisung der Schopenhauerschen Sprache und Darstellungsart, deren Reiz, Zauber, Interesse und Macht Sie alle an sich empfunden haben. Dieser formelle Vorzug seiner Werke, diese drastische Anschaulichkeit, diese klassische Natürlichkeit, diese kernige Markigkeit, diese klare Bestimmtheit, diese modefreie Reinheit seiner Sprache — wie ich das alles viel lieber sagen möchte als mit E. v. Hartmann von einer Pikanterie seiner Darstellung sprechen — wird bereits allseitig, auch von den entschiedensten Gegnern, anerkannt, und ein Platz unter den allerersten Meistern deutscher Prosa unserem großen Schriftsteller nicht bestritten.

Und so schließe ich denn mit einigen kurzen Hinweisungen auf den Einfluß, den sich die Schopenhauerschen Werke für das Kulturleben errungen haben. Bekanntlich zeigte sich ein

solcher lange Jahre in vereinzelten, aber großen Spuren, der kurzen, aber bedeutenden Bezeugung der Großartigkeit seines Hauptwerkes durch einen Goethe und Jean Paul. Es kam dann die Zeit, wo Schopenhauer, fast gleichzeitig in Deutschland und England, sozusagen entdeckt wurde, durch seinen eigentlichsten Schüler Julius Frauenstädt und die Westminster-Review, gegen Anfang der fünfziger Jahre. Es bildete sich die kleine Schaar der alten Garde seiner Verehrer, unter denen hervorragen ein von Doß, Gwinner, Dorguth, Ascher, Cornill, Lindner und andere; eine junge Garde, darunter die Dichter Albert Möser und Eduard Grisebach, schloß sich anfangs der sechziger Jahre daran. Schopenhauer selber konstatiert noch in seinen letzten Lebensjahren in seinem Briefwechsel mit wirklich kindlicher Freude immer wieder, daß „der Nil in Kairo" sei. In Wahrheit aber wuchs die Bekanntschaft der allgemeinen Bildung mit seinen Werken erst nach seinem Tode, in den sechziger Jahren, und steht seit der Zeit auf gleicher oder noch wachsender Höhe. Alle höhern Berufsarten sind mit starken Kontingenten der Schopenhauerverehrung durchsetzt: der Aufruf zu der Gründung eines würdigen Denkmals für ihn in seiner geliebten Stadt Frankfurt a. M. zu seinem 100jährigen Geburtstage, dem 22. Februar 1888, ist unterzeichnet von einer Menge hervorragender Namen aus allen Lebensstellungen. Ganz besonders zeigt sich die Publizistik bereichert durch seine Anregungen und gefördert durch das herrliche Vorbild seiner klassischen Sprache. Aber auch in der eigentlichen Philosophie hat Schopenhauer das Eis, in welchem ihn die Unzunftgemäßheit seines Privatgelehrtentums Jahrzehnte lang umschloß, gänzlich durchbrochen. Alle namhaften philosophischen Schriftsteller der beiden letzten Jahrzehnte, z. B. ein Bahnsen, Mainländer, Freiherr v. Hellenbach, du Prel, ein Liebmann, Bilharz, Peters zeigen sich von der Berücksichtigung der Schopenhauerschen Ideen ganz durchdrungen; hervorragende Vertreter der anderen Fakultäten, z. B. der Jurist v. Ihering, der (verstorbene) Physiolog Rokitansky, der Theolog Schultz hospitieren fleißig in seinen Werken. Die wissenschaftlichen Zeitschriften Englands und Frankreichs beweisen

die wachsende Bekanntschaft des Auslandes mit Schopenhauers Schriften. Und alle solche Bekanntschaft pflegt eine in das geistige Leben des Lesers eingreifende zu sein, derartig, daß ihm von seiner Lektüre Schopenhauers eine ganz neue Periode fruchtbaren Blickens in die Welt zu datieren scheint. Der Mann endlich, welcher in der Philosophie über Schopenhauer hinausgegangen ist und dessen übergroßer Produktionsreichthum wahrscheinlich das Nachdenken der folgenden Jahrzehnte mächtig beschäftigen wird, E. v. Hartmann, ist, wenngleich noch durch ganz andere Quellen der eigenen Originalität und der fremden Einflüsse gespeist, doch ohne Schopenhauers Vorgängerschaft kaum denkbar.

Hochgeehrte Anwesende! Einem Manne von solcher Geistesrichtung und Geisteskraft, von einer trotz aller Irrtümer so bedeutenden Stellung neben den ersten Heroen in der Geschichte des menschlichen Denkens, von einer so weit ausgreifenden und tiefgehenden Wirksamkeit auf das geistige Leben der tausende seiner mit ihrem besten Können sich in ihn versenkenden Leser ein würdiges, sichtbares Denkmal zu setzen, das ist ein Gedanke vieler Besten unseres Volkes, welcher, wenn er nicht gefaßt wäre, gar nicht bald genug gefaßt werden könnte, um dem 100sten Geburtstage dieses Sternes unserer höheren Literatur mit Gebühr gegenüber treten zu können. Wenn aber erst die Kolossalbüste vollendet dastehen wird als eine treue Verkörperung dieses einsam-eigenartigen deutschen Genies, so wird sie unzählbare stille Momente tiefer Bewegung in dem sinnenden Beschauer erwecken und eine der bedeutsamsten und schönsten Zierden sein dieser edlen Perle unter Deutschlands Städten, des alten, wunderschönen Frankfurt am Main.

II. Berichte aus den Abteilungen.

Abteilung für Geschichte (G).

Die zweite wissenschaftliche Zusammenkunft der Abteilung fand, wie am 22. Mai verabredet, am 26. Juni statt. Der stellvertretende Vorsitzende Herr Prof. Fischer teilte zunächst das vom Verwaltungsschreiber aufgestellte Verzeichnis der neu eingelaufenen und in der Sitzung ausliegenden historischen Schriften mit und referierte kurz über „Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententums" von A. Pernwerth von Bärnstein, welche Schrift einen recht brauchbaren und lesbaren Ueberblick über das im Titel bezeichnete Gebiet gewähre.

Herr Prof. Oelsner hielt darauf den in Aussicht gestellten Vortrag über die „Vita Karoli IV", deren Übersetzung für die „Geschichtschreiber der Deutschen Vorzeit" ihm Anlaß zu einigen kritischen Untersuchungen geboten hatte. Einleitend besprach der Herr Vortragende den Handschriftenbestand und die bisherigen Editionen (die erste durch Reineccius von 1585, den Wiederabdruck bei Freher von 1602, die verbesserte Ausgabe in Böhmer's Fontes Bd. 1. von 1843, die neueste mit Erläuterungen in czechischer Sprache im 3. Bande der Fontes rer. Boh. von 1882), um sich dann dem Inhalte des Werkes selber zuzuwenden. Es ist die einzige Selbstbiographie eines deutschen Kaisers die hier vorliegt, aber es ist uns damit nicht etwa eine Darstellung der Regierung dieses Kaisers geboten, sondern die Erzählung bricht gerade dort ab, wo unser Interesse sich verdoppelt, im Jahre 1346, dem Jahre der Thronbesteigung Karls als Böhmischen und Römischen Königs. Auch ist nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, die Fortsetzung uns verloren gegangen, sondern aus verschiedenen Umständen ergibt sich mit voller Sicherheit, daß das Werk nie weiter gereicht hat; alle Handschriften schließen mit diesem Jahre: Benesch von Weitmühl, der die Vita benutzte, deutet unverkennbar an, daß er von 1346 an diesen Führer entbehren muß, keine Hinweisung auf Darstellung späterer Ereignisse geht über diese Grenze hinaus. Endlich ist diese Be-

grenzung nicht eine blos zufällige, sondern allem Anschein nach eine von Karl beabsichtigte, welche mit der Tendenz des Werkes zusammenhängt. Nicht die Darstellung der politischen Geschichte ist die Aufgabe die Karl vorschwebt — diese überläßt er im allgemeinen den Chroniken; die persönlichen Erlebnisse stehen durchaus im Vordergrund, die Geschichte seiner Lehr- und Wanderjahre, die mit der Thronbesteigung abschließen, will er schreiben und darin die Irrungen und Erfahrungen seines reichbewegten Jugendlebens niederlegen zur Belehrung für seine Leser. Der lehrhafte Zug im Ganzen ist unverkennbar, und dieser Tendenz dient neben der noch zu besprechenden Widmung auch offenbar die in die Erzählung aufgenommene Predigt, welche Karl, wie er berichtet, einstmals im Traume gehalten haben will. Böhmer hat in seiner Ausgabe diese Predigt ausgelassen, aber für den Charakter des Werkes, besonders als Denkmal der Persönlichkeit Karls IV. betrachtet, ist sie gar nicht ohne Interesse, und Herr Prof. Oelsner hat sie deshalb auch in seine Übersetzung mit aufgenommen. — Die Schrift beansprucht historischen Wert aber nicht nur als literarische Äußerung des königlichen Autors, sondern auch durch den Inhalt ihrer Mitteilungen. König Karls Jugendleben war, wie schon angedeutet, ein sehr bewegtes, in Frankreich, Deutschland, Böhmen, Italien hatte es sich abgespielt, und kaum den Knabenjahren entwachsen, hatte Karl schon an den politischen Vorgängen thätig teilgenommen, so 1331, erst 16 Jahre alt, als Vertreter seines Vaters König Johann von Böhmen in Italien. Die Vita berichtet nun über diese Erlebnisse sowohl mit Wahrhaftigkeit wie auch mit einer sich oft auf kleine Details erstreckenden Genauigkeit. Die Vermutung ist deshalb nicht abzuweisen, daß frühzeitig gemachte Notizen der Erzählung zu Grunde liegen, wenn auch die einheitliche Darstellung nicht gestattet, eine Zusammensetzung aus Tagebuchblättern anzunehmen in der Art wie Loserth sich die Entstehung der Schrift zu denken scheint.

Von dem Hauptteile des Werkes wesentlich verschieden in Richtigkeit der Angaben und Sorgfalt der Darstellung sind aber

die letzten Kapitel. Ereignisse, auf welche vorher als später noch in der Erzählung zu berührende Bezug genommen ist, sind übergangen, die Darstellung wird sprunghaft, und es finden sich auch auffällige Irrtümer. Es kommt hinzu, daß diese letzten Kapitel sich auch der Form nach scharf von den vorhergehenden scheiden. Der Stil, vorher schlicht und einfach, und in dieser Einfachheit anziehend, wenn auch manchmal etwas ungelenk, wird im Streben nach Schmuck pomphaft und schwülstig, und zugleich vollzieht sich, was am meisten auffällt, ein Wechsel in der äußeren Stellung des Erzählers zu seiner Darstellung; über Karls Erlebnisse berichtet derselbe statt, wie bisher in der ersten, fortan in der dritten Person. Es kann nach dem allem kein Zweifel sein, daß in diesen letzten Kapiteln ein anderer als Karl selbst die Feder geführt und die von ihm unvollendet gelassene Schrift zum Abschluß gebracht hat. Man darf aber nicht glauben, daß dies erst in späterer Zeit, etwa gar nach Karls Tode geschehen sei; allem Anscheine nach sind vielmehr diese Schlußkapitel sehr bald auf Karls Veranlassung und unter seiner Mitwirkung hinzugefügt worden. Beweise dafür findet Herr Professor Oelsner in dem Umstande, daß sämtliche zahlreiche Handschriften bis 1346 reichen, ferner in vielen sich gleichbleibenden Charakterzügen der Schrift, Hervorhebung des Persönlichen und des Anekdotenhaften, Gesinnung und Urteil über Personen und Sachen. Auch hat Benesch von Weitmühl nach des Herrn Vortragenden Meinung die Vita schon in ihrem ganzen Umfange, wie sie uns vorliegt, benützt. Als Verfasser dieser Schlußkapitel hat man sich wohl einen Mann aus des Königs nächster Umgebung, etwa einen federgewandten Beamten seiner Kanzlei, vielleicht den Johann von Neumarkt, Karls langjährigen Kanzler, zu denken. Der Stil dieses Mannes zeigt dieselben Eigentümlichkeiten, die in diesem letzten Abschnitte der Vita zu beobachten sind. — Was die Zeit der Entstehung anlangt, so deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß dieselbe in König Karls erste Regierungsjahre zu setzen ist. Es ist überhaupt auf kein Ereignis, das nach 1346 läge, Bezug genommen, und insbesondere sind mehrere Vorgänge aus den Jahren 1354 und

1355, deren Berührung bei Karls ganzer Schreibweise mehr als nahe gelegen hätte, gar nicht erwähnt, nämlich die Erhebung der in der Vita oft erwähnten Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum und die Gründung zweier Klöster, welche im Zusammenhang mit zwei in der Vita erzählten Ereignissen erfolgte. Herr Professor Oelsner stellt nun die Vermutung auf, daß Karl sich im Jahre 1348 in einigen Monaten der Muße an die Niederschrift seines Werkes gemacht und, als er dann bald wieder durch politische Ereignisse in Anspruch genommen wurde, die Vollendung einem Andern, vielleicht dem eben genannten Johann von Neumarkt, übertragen habe. — Es fragt sich nun nur noch, wie man angesichts der wohl ganz sicher anzunehmenden frühen Entstehung der Schrift ihre beiden ersten Kapitel, die Widmung zu deuten hat. In dieser Widmung wendet sich Karl an die Erben seiner beiden Throne, und, da man sich unter diesen Erben Karls Söhne Wenzel und Sigmund dachte, hat man geglaubt, die Abfassung der Widmung in eine spätere Zeit setzen zu müssen. Lorenz wird dadurch trotz der auch von ihm erkannten Gegengründe dazu verführt, Karl die ganze Vita erst gegen Ende seiner Regierung beginnen zu lassen, während Böhmer sich durch die Hypothese zu helfen suchte, daß die Widmung durch Karl erst nachträglich hinzugefügt sei, und Loserth gar annimmt, daß sie überhaupt nicht von ihm herrühre, sondern erst etliche Jahre nach seinem Tode von fremder Hand dem Werke vorgesetzt, eigentlich also eine Fälschung sei. Jede dieser Ansichten nimmt dem Werke etwas von seinem einheitlichen Charakter, ohne doch im übrigen recht einzuleuchten oder auch nur zu befriedigen. Die Schwierigkeit, welche durch sie gelöst werden soll, ist aber in Wahrheit gar nicht vorhanden; denn in der Widmung ist mit keinem Worte angedeutet, daß Karl sich unter den Nachfolgern auf seinen beiden Thronen seine Söhne denkt oder überhaupt bestimmte Persönlichkeiten im Auge hat. Herr Professor Oelsner zeigte, indem er die Stelle (secundis [d. i. sequentibus] sedentibus in thronis meis binis) im Wortlaut vorlegte und besprach, daß in der That Karls Widmung ganz allgemein an seine Nachfolger in Böhmen und

im Reich gerichtet sei. Er fand für dieses Ergebnis, wie überhaupt für seine Ausführungen, allgemeine Zustimmung.

Dem Wunsche des AGA., Vorschläge für die Lehrgänge zu erhalten, wurde durch Ernennung einer Kommission entsprochen, welche die Ermächtigung erhielt, dem AGA. namens der Abteilung geeignete Vorschläge zu machen. In die Kommission wurden die beiden Vorsitzenden und Herr Professor Oelsner gewählt.

Herr Joseph berichtete darauf über die Brakteaten des Odenwalder Fundes, welche auf Grund eines von ihm zuerst beachteten und richtig gelesenen Stückes (mit der Aufschrift Cuno de Liche) und auf Grund der damit zu kombinierenden Urkunde Friedrichs I., welche dem Kuno von Minzenberg die Frankfurter Münze übertrage, in die Wetterau und zwar, soweit Kaiserbrakteaten, nach Frankfurt zu verweisen seien. Es schließt sich damit eine Lücke in der Münzgeschichte Frankfurts. Den Darlegungen des Herrn Vortragenden, welche durch zahlreiche Münzen und Abdrücke unterstützt und erläutert wurden, traten die Anwesenden, welche sich noch zu der Frage äußerten, in allen Stücken bei. Herr Joseph wird seine Untersuchungen in Weyls Berliner Münzblättern veröffentlichen und dort auch zeigen, daß die Kurmainzischen Brakteaten dieses Fundes sehr wahrscheinlich in Amöneburg geprägt sind, während die Dynasten-Brakteaten wohl größtenteils oder alle nach Lich gehören.

Schließlich kam noch die in der vorigen Sitzung erörterte Angelegenheit der Bibliotheca historica zur Sprache. Nachdem der AGA inzwischen den gewünschten Beitrag bewilligt hatte, schlug der Vorsitzende Herr Dr. Grotefend vor, ihn und den Schriftführer zu beauftragen, nun bei der Verlagsbuchhandlung und bei den Vereinen die nötigen Schritte zu thun, und die Abteilung stimmte dem zu.

In der dritten wissenschaftlichen Zusammenkunft am 18. September machte zunächst der Vorsitzende Herr Dr. Grotefend Mitteilungen über den Lehrplan für das kommende Wintersemester, in dem die Geschichte durch Vorträge Herrn Professor Gotheins aus Karlsruhe über „Entwicklung des italienischen

Städtewesens im Mittelalter“ vertreten sei, sowie über die inzwischen in Sachen der Bibliotheca historica geschehenen Schritte. Eine Beschlußfassung über diese Angelegenheit wurde bis zur nächsten Sitzung vertagt.

Anknüpfend an die die gesamte Geschichtsliteratur umfassende Bibliotheca historica berichtete Herr Dr. Grotefend über das von ihm zusammengestellte Verzeichnis von Abhandlungen und Notizen zur Geschichte Frankfurts aus Zeitschriften und Sammelwerken, das demnächst als Beilage zu Bd. VII der Mitteilungen des hiesigen Vereins für Geschichte und Altertumskunde zur Ausgabe gelangen werde.

Wie der Titel besagt, enthält das Verzeichnis nur zerstreute Abhandlungen aus einer teils ephemeren teils schwer zu übersehenden Literatnr, die dem Forscher auf dem Gebiete der vaterstädtischen Geschichte nur zu leicht entgehen können; ausgeschlossen sind die gleichzeitig erscheinenden Berichte der Zeitungen und Zeitschriften sowie die buchhändlerisch selbständigen Erzeugnisse, welch' letztere, wie die Abteilung mit dem Referenten hofft, auch bald Gegenstand einer ähnlichen Sammlung werden dürften. Die Abteilung erkannte dankbar an, daß Herr Dr. Grotefend mit diesem nach dem Inhalte der Abhandlungen äußerst übersichtlich geordneten Verzeichnis, in dem sich Jedermann ohne Schwierigkeiten zurecht finden wird, einem lang und schwer empfundenen Bedürfnis abgeholfen hat, und stimmte dem Wunsch des Verfassers bei, daß auch andere Städte von geschichtlicher Bedeutung derartige lokale oder provinzielle Literaturverzeichnisse zusammenstellen möchten, wie sie Lübeck und jetzt Frankfurt besitzen.

Sodann referierte der Vorsitzende über zwei Quellensammlungen von hoher nationaler Bedeutung, die von Dr. Karl Kehrbach in Berlin herausgegebenen Monumenta Germaniae paedagogica und die von dem Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Dr. A. Essenwein, angeregten Monumenta iconographica medii aevii und Reliquiae medii aevi. Das erstere Unternehmen bezweckt eine umfassende Sammlung von Quellen zur Geschichte der Pädagogik in den germanischen

Ländern, bestehend aus Schulordnungen, Schulbüchern, pädagogischen Miszellaneen und zusammenfassenden Darstellungen, welche „die gesamte Entwickelung des Deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen literarischen Manifestationen ohne Bevorzugung einer besonderen Schulgattung, eines besonderen Zeitraumes oder einer besonderen Konfession, überhaupt ohne jeden Parteistandpunkt“ vorführen soll. Die Arbeiten sind bereits soweit gediehen, daß bald die ersten Publikationen zu erwarten sind, die auf allseitiges Interesse und rege Förderung rechnen dürfen. Den Plan des zweiten Unternehmens legt eine Denkschrift Essenweins eingehend dar, worin der Verfasser eine Dreiteilung der deutschen Geschichtsquellen in schriftliche, bildliche und körperliche aufstellt. Für die ersteren besitzen wir die Publikation der Monumenta Germaniae historica, die beiden letzteren aber sollen unter den oben genannten Titeln veröffentlicht werden. So wichtig für die mittelalterliche Kulturgeschichte die Publikation der Monumenta inconographica wäre, so fragwürdig ist der wissenschaftliche Wert der Reliquiae medii aevi, da dem Forscher das Bild des körperlichen Gegenstandes niemals genügen wird. Die Publikation erfordert so bedeutende Geldopfer, welche Dr. Essenwein von der Reichsregierung erhofft, daß an ein Zustandekommen in dem geplanten Umfang wohl kaum gedacht werden darf.

Der Vorsitzende machte ferner auf das im zweiten Ergänzungsheft der Westdeutschen Zeitschrift erschienene „Rheinische Archiv“, einen Wegweiser durch die für die Mittel- und Niederrheinlande wichtigen Archivalien, aufmerksam, dessen erster Teil den Niederrhein berücksichtigt. Die Arbeit giebt eine kurzgefaßte Übersicht der Bestandteile des Düsseldorfer Staatsarchivs und zählt im Anhang die kommunalen und privaten Archive im Gebiete des Niederrheins auf. Ähnliche summarische Inventarien sind vom Herausgeber für die Staatsarchive zu Coblenz und Wiesbaden, sowie für unser Stadtarchiv beabsichtigt. Die Abteilung stimmte dem Referenten zu, daß derartige Verzeichnisse von Archiven, die sich aus ganz heterogenen Teilen zusammensetzen, sehr willkommen sind, daß aber die kurze Inhaltsangabe eines

einheitlich erwachsenen Stadtarchivs, wie des unsrigen, nur von geringem Wert sein kann; mit einer kurzen Übersicht, die den Inhalt der Akten doch nicht erschöpfend genug andeuten kann, ist hier wenig gethan, und wer in städtischer Geschichte arbeiten will, ist doch stets auf die Auskunft des Archivars angewiesen. Dagegen dürfte sich nach Ansicht des Referenten eine Publikation des Kriegk'schen Registers zu der Abteilung Reichssachen des hiesigen Stadtarchives sehr empfehlen, einer Arbeit, die nicht nur der lokalen Geschichtsforschung, sondern noch viel mehr der auswärtigen zu gute käme, da die betreffende Serie sämtliche Akten über die Beziehungen der alten Reichsstadt zum Reich und seinen Gliedern enthält.

Zum Schlusse machte Herr Dr. Speyer darauf aufmerksam, daß es uns noch an einer Darstellung der neueren Geschichte Frankfurts im 17. und 18. Jahrhundert fehlt und brachte dafür die Initiative des Freien Deutschen Hochstiftes in Anregung; es sei, so meinte Redner unter Zustimmung der Abteilung, eine des Hochstiftes würdige Aufgabe, eine wissenschaftliche Durchforschung und Darstellung der Zeit und des Bodens, dem der junge Goethe erwachsen sei, in die Hand zu nehmen. So sympathisch auch sämtliche Mitglieder der Anregung des Herrn Dr. Speyer gegenüberstanden, so sehr mußten sie, zumal die mit den Verhältnissen des hiesigen Stadtarchivs vertrauten, den schwerwiegenden Bedenken des Herrn Dr. Grotefend beipflichten. Derselbe legte dar, daß die Zeit zu einer solchen Arbeit noch nicht gekommen sei, selbst wenn Herr Dr. Speyer seine Wünsche auf das vorige Jahrhundert beschränke. Was der Ausführung entgegensteht, ist zunächst die geringe Übersichtlichkeit des archivalischen Materials. Dieser wird zwar in Bälde dadurch wenigstens teilweise abgeholfen, daß einer der folgenden Bände der Quellen zur Frankfurter Geschichte den vom Redner neu gefundenen dritten Band von Lersners Chronik, sowie mehrere für die Geschichte und Kulturgeschichte unserer Vaterstadt im vorigen Jahrhundert hochwichtige und interessante Tagebücher bringen wird, deren Charakter und Bedeutung Redner kurz skizzierte. Das Aktenmaterial dagegen weist trotz großer Fülle

doch auch einige sehr empfindliche Lücken, besonders auf dem Gebiete der Handelsgeschichte, auf, wie an einigen Beispielen erläutert wurde. Eine aktenmäßige Darstellung des siebenzehnten Jahrhunderts aber ist, wie Herr Dr. Grotefend nachwies, bei dem jetzigen Zustand des Materials zur Zeit noch nicht ausführbar. Trotz alledem hofft die Abteilung, daß das Hochstift nach einiger Zeit dem dankenswerten Vorschlag des Herrn Dr. Speyer stattgeben kann, und es wurde beschlossen, in der nächsten Abteilungssitzung die Angelegenheit nochmals zur Sprache zu bringen.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Am 3. September fand eine wissenschaftliche Sitzung statt. Der Vorsitzende, Herr Dr. Valentin, eröffnete sie mit der Mitteilung, daß die Herren Direktor Dr. H. Weismann und Herr Ingenieur Kühl der Abteilung als stimmberechtigte Mitglieder beigetreten seien. Er legte sodann eine sehr dankenswerte Einsendung des Herrn Architekten Hasselmann in München vor: „Initialen nach den Originalien aus der Kunstsammlung des Herausgebers Architekten Hasselmann in München. Der Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet. 100 Blatt in 10 Lieferungen.“ Die in photographischem Lichtdruck von H. Bruch hergestellte Veröffentlichung bringt größeren Kreisen, welchen der Besitz der Originale fern liegt und denen deren Studium nicht immer leicht möglich ist, eine sehr wertvolle Bereicherung der Anschauung und des Vorbildes auf diesem in der neueren Zeit mit Vorliebe wieder gepflegten Gebiete der Kleinkunst. Es ist daher zu erwarten, daß das Werk eine reiche Benutzung finden wird. Die interessante Sammlung soll in den Räumen des Goethehauses, sobald die erforderlichen Rahmen beschafft sein werden, den Besuchern zur Ansicht gebracht werden.

Hierauf hielt Herr Richard Graul von hier einen Vortrag: „Über einige neue Richtungen in der französischen Malerei, speziell die Naturalisten und die Impressionisten.“

Den Inhalt des Vortrags bildeten in Kürze folgende Bemerkungen, welche der Redner im einzelnen begründete und des

weiteren erörterte, mit beständigem Hinweis auf eine reiche Sammlung von Reproduktionen, die, zum teil von der Prestelschen Kunsthandlung in bereitwilligster Weise zur Anschauung überlassen, teils ausgestellt waren, teils nach dem Vortrag zur Beschauung herumgereicht wurden.

Unter den Kunstrichtungen im modernen Frankreich steht der Naturalismus oben an. In mannigfaltigen Erscheinungsformen, als Impressionismus, Luminismus und Tachismus hat er in dem Maße überhandgenommen, daß die Gegenbestrebungen Einzelner, wie der Neoklassiker, alle Tragweite verloren zu haben scheinen. Die Keime, aus denen diese extremen realistischen Richtungen sich entwickelt haben, sind als Vorbildungen bei einer Reihe von Landschaftern, von denen Camille Corot mit seiner Geburt noch in das vorige Jahrhundert zurückweist, erkennbar. Corot hat zuerst die Strenge akademischer Form in den weichen Schmelz der Stimmung aufgelöst. Die realistischen Bestrebungen wurden von seinen Nachfolgern und Gleichstrebenden wie Théodore Rousseau, Paul Huet, Louis Cabat, Louis Français u. a. weitergeführt. Aber erst in François Daubigny bricht der Naturalismus der Auffassung derart durch, daß er als der „geistige Vater" der modernsten impressionistischen Landschafter in bedingtem Sinne gelten kann. Er suchte zuerst in bewußter Weise das Momentane der landschaftlichen Erscheinung, die voraussetzungslose Impression im Bilde festzuhalten — überall aber entsprang die Schöpfung einer das Ganze beherrschenden Stimmung des Künstlers.

Weit entschiedener als diese Landschaftsmaler betraten indessen die Genremaler naturalistische Pfade. So hat Jean-François Millet das schlichte Leben der Bauern naturgetreu geschildert, die Last seines dürftigen Daseins und seine dumpfe Behaglichkeit nach gethanem Tagewerk in mitfühlender Empfindung vorgeführt; gerne schlug er dabei den Ton melancholischer Schwermut an. Ist auch die Zahl von Millets unmittelbaren Nachfolgern keine große, so fielen doch seine Neuerungen auf fruchtbaren Boden, und eine ganze Schar selbständiger Nachzügler erntete reiche Erfolge auf dem Felde, das er bebaut hatte, ohne selbst

bedeutenden Vorteil daraus gezogen zu haben. Jules-Adolphe Breton ist zur Zeit einer der hervorragendsten Schilderer des Landlebens. Ein Beispiel seiner Art, den einfachen Gegenstand seiner Bilder mit wahrhaft poetischer Empfindung zu umgeben, ist seine „Lerche" aus dem diesjährigen Salon. Der treffliche Holzschnitt von R. Berthold, welcher diesen Bericht ziert, ist dem XX. Bd. S. 228 der Lützow'schen „Zeitschrift für bildende Kunst" (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) entlehnt. Ein jugendliches Bauernmädchen geht am frühen Morgen hinaus aufs Feld zur Arbeit: da schwingt sich eine Lerche auf, ihr Morgenlied in die Lüfte hinausschmetternd. Das Mädchen schaut zu ihr auf, und heller fröhlicher Gesang steigt aus ihrem Herzen hervor, und die selbst eine frohe Lerche, frisch in den Tag und das neuerwachende Leben hineinwandert. — Während bei Breton das eminent persönliche Element vorherrscht, so ist es bei Bastien Lepage fast gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Hier erscheint die Natur mit brutaler Nacktheit wiedergegeben: der forschende Sinn ist an Stelle des poetisch schöpferischen getreten — er hat sich bis in die kleinsten unwesentlichsten Details eingedrängt. Von einem „Lyrismus" der Auffassung keine Spur mehr, und doch war Bastien Lepage nicht der vulgäre, prosaische Mensch, als den man ihn gewöhnlich hinstellt. Sein letztes Hauptwerk, „die Liebe auf dem Dorfe", bezeugt hinreichend, daß eine Wandlung des naturalistischen Systems sich in ihm vollzog. Freilich war es nicht seine Absicht in der Weise Millets, etwa die Formen zu stilisieren, sie größer, gewaltiger zu gestalten — das Heroische in der Erscheinung, das Epische in der Erzählung war ihm fremd —, aber er bekundete deutlich das Streben nach dem Ausdruck einer das Ganze umfassenden Grundstimmung: das ist der ideale Kern in der grobnaturalistischen Schale.

Ebensowenig wie Millet hatte Bastien Lepage direkte Fortbildner: beide waren originale Künstler, und das Originale der Auffassung vererbt sich nicht. Indeß steht Léon Lhermitte zu diesen Meistern in naher Beziehung. In seinen großen Schilderungen (»les vendanges« 1884, besonders »le vin« 1885) liebt er eine

gewisse Völligkeit der Formgebung, eine Art von Noblesse im Auftreten; seine Auffassung ist kernhaft, gediegen. Macht der Künstler dem Impressionisten auch vielfach Konzessionen (die »pleine lumière«), so trennt ihn doch eine weite Kluft von ihren auffälligsten Verirrungen.

Der eigentliche Pionier des modernsten Naturalismus war Courbet, der Meister von Ornans. Seine Darstellung ist von eindringlicher Schärfe in der Beobachtung; oft entschädigt ein humoristischer Zug für die verletzende Natürlichkeit der Naturwiedergabe. Aber auch er hat den Gipfel des Naturalismus nicht erklommen: den Impressionisten strenger Observanz erscheint Courbet noch zu plastisch in der Modellirung seiner Figuren. Der Impressionismus, dessen bewußter Apostel ohne Zweifel Edouard Manet ist, sieht in der Natur nur ebene Flächen mit farbigen Flecken. Diese Flecken oder taches, deren exakte Wiedergabe die impressionistischen Maler erstreben, haben ihnen den bezeichnenden Namen „tachistes“ gegeben. Allein die wichtigste Neuerung Manets war die Malerei en pleine lumière, en plein air (in vollem Licht, im Freien). Ihre Adepten nennen sich daher auch „Luministen“, ohne sich damit streng von den Tachisten abzusondern. (Zur Veranschaulichung dieser Malweise lagen in guten Reproduktionen vor: Werke von Raffaelli, Lerolle, Duez, Lançon, Manet, Renoir, Dantan, Gervex, Degas und vielen Anderen; zum teil entstammten die Photogravüren den trefflichen Salonpublikationen von Goupil & Co. in Paris.)

Die Prinzipien des Impressionismus hat namentlich Emile Zola zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht. Sie resümieren sich etwa auf folgende Hauptmomente: Das Bild nicht im Atelier zu komponieren, sondern es an Ort und Stelle vor dem Gegenstande selbst zu malen, alles Konventionelle nnd komponierte abzustreifen, sich der Natur also direkt gegenüberzustellen und diese in voller, brutaler Wahrheit — carrément — wiederzugeben, ohne irgendwie sich an die konventionell anerkannte Anschauungsweise zu halten, den Eindruck, die impression, auf das gewissenhafteste zu erhaschen, die momentane sinnliche Empfindung ganz unverfälscht, wie seltsam sie auch erscheinen möge,

wiederzugeben. Die neuen Maler lernen nicht den „optischen Katechismus“, sie sehen geringschätzig auf die malerische Gesetzmäßigkeit herab und verzichten auf die Geltendmachung subjektiver Stimmung (sentiment): sie geben, was sie sehen, so wieder, wie sie es sehen, unmittelbar, gut oder schlecht, ohne Abzüge, ohne Erläuterung. „Unsere Künstler“, meint Zola, „malen systematisch das Häßliche aus Opposition gegen das zum Überdruß gewordene Schöne, sie wählen das Ordinäre, weil sie das Elegante hassen, sie sind Maler, die mit den Gesetzen gebrochen haben, aber Maler sind sie“. — Gewiß sind sie Maler — Künstler aber nur in soweit sie diese Grillen vergessen und, dem Strome ihrer Empfindung folgend, die Materie mit idealem Gehalte erfüllen und sie durchgeistigen.

Zum Schluß machte der Vorsitzende die Mitteilung, daß die nächste Sitzung am 14. Oktober stattfinden, und in dieser Herr Hofrat Professor Dr. G. Schäfer aus Darmstadt einen Vortrag über die Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters und der Renaissance in einem Teile des unteren Maingaues halten werde.

Abteilung für Allgemeine Naturwissenschaften (N).

Die Abteilung hat im Laufe des Vierteljahres keine wissenschaftlichen Sitzungen gehalten.

Abteilung für Neuere Sprachen (NS).

Seitens mehrerer Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes war am 19. Juni l. J. eine Einladung zum Eintritt in eine eventuell zu errichtende Abteilung für Neuere Sprachen ergangen, welche lebhaften Anklang gefunden hatte. Eine auf den 4. September in das Goethehaus einberufene Versammlung der Angemeldeten war denn auch so zahlreich besucht, daß sie nach eingehender Beratung auf Grund der Sätze 18 und 19 der Satzungen des Freien Deutschen Hochstifts sofort zur Konstituierung der Abteilung schreiten konnte. Mitglieder derselben sind:

Baumann, Adolf, Banquier, Hier.
Banner, Max, Dr. phil. Gymnasiallehrer, Hier.
Berch, E., Dr. phil. Hier.
Caumont, A., Gymnasial-Oberlehrer, Hier.
Cohn, Oswald, Dr. phil. Hier.
Cuers, H., Dr. phil. Hier.
Dietz, Wilhelm, Lehrer, Hier.
Fischer, Aug., Dr. phil. Lehrer, Hier.
Fritsch, A., Dr. phil., Lehrer, Hier.
Hanau, Heinrich, Kaufmann, Hier.
Herz, J., Lehrer, Hier.
Hoburg, R., Dr. phil., Oberlehrer, Hier.
Junker, Dr., Lehrer, Bockenheim.
Kamp, O., Dr. phil., Hier.
Kortegarn, Dr. phil., Direktor der Wöhlerschule, Hier.
Leveque, Charles, Lehrer, Hier.
Merz, Julius, Lehrer, Bockenheim.
Michel, Ferdinand, Dr. phil., Lehrer der neueren Sprachen, Hier.
Mommsen, Tycho, Gymnasial-Direktor, Professor Dr. phil., Hier.
Müller, H. L., Lehrer, Hier.
Pelissier, E., Gymnasiallehrer, Hier.
Philippson, Rob., Dr. phil., Gymnasiallehrer, Magdeburg.
Reichard, Herm., Lehrer, Hier.
Stern, B., Dr. phil., Lehrer, Hier.
Tachau, Ludwig, Dr. phil., Reallehrer, Hier.
Valentin, V., Dr. phil., Oberlehrer, Hier.
Vetter, Fritz, Dr. phil., Lehrer, Hier.

In den Vorstand wurden gewählt Herr Oberlehrer Caumont als erster Vorsitzender, Herr Dr. Vetter als zweiter Vorsitzender und Herr Dr. Fischer als Schriftführer. Der Vorstand wurde beauftragt, dem Akademischen Gesamtausschuß die geschehene Konstituierung der Abteilung mitzuteilen und um Genehmigung der gefaßten Beschlüsse zu bitten. Diese Genehmigung ist in der Sitzung des Akademischen Gesamtausschusses vom 15. September erteilt worden.

Die Abteilung gedenkt jedesmal am letzten Donnerstag eines Monats eine Sitzung im Goethehause abzuhalten, in der eine wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der Neueren Philologie zum Vortrag resp. zur Besprechung kommen soll. Herr Dr. Vetter hat die Reihe dieser Vorträge bereits am 24. September eröffnet und gedenkt am 29. Oktober die Erörterung seines Themas „Die Tristansage" fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen.

Außerdem versammeln sich die Mitglieder wöchentlich einmal (diesen Winter Donnerstag Abends) in zwangloser Weise in einem geeigneten Lokale. Diese Abende sind gemeinsamer Lektüre und der Unterhaltung in englischer oder französischer Sprache gewidmet. Zur Lektüre sind für diesen Winter gewählt Byrons „Marino Faliero" und die dramatischen Dichtungen von Alfred de Musset.

Abteilung für Schöne Wissenschaften. (SchW).

Nachdem die Abteilung für Schöne Wissenschaften in der ersten Hälfte des Sommerhalbjahres längere Zeit durch Krankheit des Vorsitzenden Herrn Dr. Jordan in ihrer Thätigkeit behindert war, nahm sie diese späterhin durch drei Sitzungen wieder auf. In denselben wurden zunächst geschäftliche Angelegenheiten beschlossen; insbesondere wurde festgesetzt, daß in dem kommenden Winterhalbjahr regelmäßig an jedem zweiten Samstage im Monat, abends 8 Uhr, im Goethehause die Abteilung zusammentreten solle; auch wurde für das laufende Geschäftsjahr Herr Dr. Böcker zum Schriftführer der Abteilung erwählt. In der Sitzung vom 29. Juni berichtete Herr Direktor Dr. Rehorn — unter Bezugnahme auf einen Vortrag des Herrn Dr. Philippson über dasselbe Thema — über den neuesten Band des Goethe-Jahrbuchs. Eine lebhafte Diskussion über die zukünftige Stellung des Hochstifts zum Goethe-Jahrbuche knüpfte sich hieran, hervorgerufen durch den Umstand, daß inzwischen die Verlagshandlung mit der neuen Goethe-Gesellschaft in Weimar in ein Vertragsverhältnis eingetreten, welches die Aufrechterhaltung der seitens des Hoch-

stifts mit den Verlegern des Goethe-Jahrbuches getroffenen Vereinbarungen in Frage stellen mußte. (Vgl. Bericht des AGA an die Hauptversammlung, Seite 55 dieses Berichtes.)

Abteilung für Soziale Wissenschaften. (SzW).

Die Abteilung hielt in der bewährten und vom vorigen Bericht (S. 46) näher mitgeteilten Weise alle 14 Tage eine Sitzung ab; jedoch ergab sich die Notwendigkeit, in den Monaten Juli und August Ferien eintreten zu lassen. — Hauptgegenstand der Referate und der Diskussion war: „Zur Erkenntnis unsrer staatswirtschaftlichen Zustände" von Rodbertus Jagetzow; 1. Heft: „Fünf Theoreme" (1842), von denen die vier ersten bereits eine eingehende Behandlung seitens der Abteilung erhalten haben. Veranlassung zu der Wahl dieses Themas war der wiederholt ausgesprochene Wunsch, sich einmal innerhalb der Abteilung über die Grundfragen der Volkswirtschaftslehre gegenseitig gründlich auszusprechen und aufzuklären. Diese Wahl hat sich auch aufs beste bewährt, insofern das nicht eben leichte Studium dieser höchst inhaltsvollen und gedankenreichen Schrift alle überhaupt an den betreffenden Sitzungen aktiv teilnehmenden Mitglieder zu einem vertieften Eindringen in die wichtigsten Probleme der Nationalökonomie und zu einem höchst lebhaften Gedankenaustausch über dieselben angeregt hat. Es soll dabei nicht verschwiegen werden, daß die Abteilung in ihrer großen Mehrheit mit den Resultaten der Rodbertus'schen Untersuchungen nicht immer übereingestimmt und ihm namentlich Mangel an Konsequenz in seinen letzten Folgerungen vorwerfen zu müssen geglaubt hat. — Von den literarischen Referaten innerhalb der Abteilung sind besonders hervorzuheben: das des Herren Prof. Dr. Oelsner über Maxime Ducamp: »La Charité Privée à Paris« (Paris 1885) und ein anderes desselben Herrn über Mengers Polemik gegen die historische Schule in der Volkswirtschaft; endlich das des Herrn Dr. E. Philippson über die „Geschichte der Post in Frankfurt am Main" von B. Faulhaber.

Endlich wurde ein Abend einer eingehenden Beratung der

Themata gewidmet, welche die Abteilung als zu Vortragszyklen geeignet beim Akademischen Gesamtausschuß für den bevorstehenden Winterlehrplan in Vorschlag zu bringen wünschte. Zu ihrer großen Genugthuung sind ihre Vorschläge in wohlwollendster Weise bei der definitiven Gestaltung des diesmaligen Lehrplans seitens des Akademischen Gesamtausschusses berücksichtigt worden.

Herr Prof. Dr. Oelsner berichtete in der Sitzung vom 1. Juli 1885 über Mengers Polemik gegen die historische Schule in der Volkswirtschaft. *) — Nach einer Charakterisierung der historischen Schule seit Roscher geht der Referent auf Mengers Polemik gegen dieselbe ein; Menger betont der „empirischen" Methode gegenüber die „exakte", welche er die deduktiv-spekulative Methode nennt. Nach ihm ist der historischen Richtung vorzuwerfen, daß sie die Wissenschaft zu sehr beherrsche, während die historische Forschung doch nur Hilfswissenschaft der Nationalökonomie sein dürfe; daß sie ferner das individuelle Leben nicht so erfassen und verfolgen könne, wie es die Volkswirtschaftslehre verlange; daß es endlich ein sehr problematisches Bemühen sei, aus der Geschichte Anwendung auf das gegenwärtige Leben zu gewinnen. — Der Angriff Mengers richtet sich hauptsächlich gegen Schmoller, der im Gegensatze zu Menger behauptet, das die Geschichte nicht blos Hilfswissenschaft, sondern ein vollberechtigter und zwar der deskriptive Teil der Volkswirthschaftslehre sei. Auch der Referent vertritt diese These; die Volkswirtschaftslehre müsse sich die Erkenntnis der wirtschaftlichen Zustände und Ansichten aller Zeiten zur Aufgabe machen; dabei werde die Theorie auch der historisch-statistischen Forschung die Direktive geben und diese wieder als letztes Ziel die theoretische Vertiefung erstreben. Doch sei es gut, daß durch

---

*) Zur Literatur: Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig 1883. — Schmoller, Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften: Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. 1883, S. 239 ff. — Menger, Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie, Wien 1884, und die kurze Abfertigung dieser Schrift durch Schmoller im Jahrbuch 1884.

solche Polemik die philosophische Forschung neue Anregung und neuen Aufschwung erhalte.

Herr Dr. E. Philippson berichtet in der Sitzung vom 31. August 1885 über die „Geschichte der Post in Frankfurt a. M." von B. Faulhaber (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M., Neue Folge, Bd. 10, 1883). — In einigen einleitenden Worten hebt Referent hervor, wie entsprechend anderen öffentlichen politischen und administrativen Einrichtungen des Mittelalters auch das deutsche Postwesen ursprünglich nicht eine planmäßige gesetzgeberische Schöpfung gewesen, sondern gelegentlich aus lokalen und temporären Bedürfnissen entstanden und weiter entwickelt sei. Ein Zusammenstoß solcher gleichartigen, nebeneinander sich bildenden und wachsenden Institutionen sei die unausbleibliche Folge dieser Entstehungsart, und so sei denn auch die Geschichte der Frankfurter Post bis in dieses Jahrhundert hinein im wesentlichen ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den entsprechenden kommunalen und kaiserlichen, resp. Thurn- und Taxisschen Posteinrichtungen. Von diesem Kampf, der zu gleicher Zeit auch ein getreues Spiegelbild der jeweiligen politischen Verhältnisse des deutschen Reiches sei, gebe das vorliegende Werk an der Hand höchst eingehender archivalischer Forschungen eine anziehende und anschauliche Schilderung. Der Referent gibt sodann einen Überblick über den reichen Inhalt des Werkes, indem er sich dabei an den Gang der Darstellung in den 11 Kapiteln desselben hält; er zeigt, wie das schon seit 1385 urkundlich nachweisbare hiesige städtische Botenwesen sofort mit der seit 1516 entstandenen kaiserlichen Taxisschen Post in Konflikt gerät, bis es dem energischen kaiserlichen Postmeister Johann von der Birghden mitten in den Wirren des 30jährigen Krieges gelingt, sämtliche hier bestehenden Botenposten in seiner Hand zu vereinigen; nur die Kölnische Post auf dem Kornmarkte erhält sich noch bis zum Jahre 1749 und die Hessen-Kasselsche Post im Hainerhofe sogar bis zum Jahre 1808. Die hiesige kaiserliche Taxissche Post gewinnt trotz der im vorigen Jahrhundert neu

entstehenden selbständigen Konkurrenzlinien immer mehr an Bedeutung, namentlich seitdem der Fürst Anselm Franz von Taxis seine Residenz hier nimmt, gerät aber auch mit der Stadt in neuen Streit in Betreff der Gerichtsbarkeit über die Taxisschen Beamten. Der Fürst Primas hebt sodann 1808 sämtliche fremde Postanstalten in seinem Gebiete auf und belehnt den Fürsten Taxis mit dem Erblandpostmeisteramt für das Großherzogtum Frankfurt; seitdem bleibt dieser in dem auch später von den Bundesakten bestätigten nnd durch neuen Vertrag mit der wieder frei gewordenen Reichsstadt geordneten alleinigen Besitz des Postregals bis zum 16. Juli 1866, wo nach 350 jährigem Bestande die Taxissche Post in preußische Verwaltung genommen wird, um in der Mitternacht vom 30. Juni auf den 1. Juli 1867 definitiv in dieselbe überzugehen. — Zum Schlusse spricht der Referent die Hoffnung aus, durch seine Besprechung die Mitglieder der Abteilung zu eigner Lektüre des interessanten Werkes angeregt zu haben.

III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses an die Hauptversammlung

(22. November 1885).

Der von den Satzungen vorgeschriebene Bericht über die Thätigkeit des AGA hat es diesmal nur mit der Zeit vom 5. Februar d. J. zu thun: an diesem Tage fand seine Konstituierung statt, so daß er die von dem provisorischen Akademischen Ausschuß bis dahin geleiteten Geschäfte übernehmen konnte. Über diese ist bereits in dem ersten, gedruckt vorliegenden Berichte des Jahres 1884/85 S. 10 ff. Mitteilung gemacht worden. Ebenso giebt der inzwischen vom AGA herausgegebene zweite Bericht des abgelaufenen Geschäftsjahres über die Thätigkeit desselben und der ihm unterstehenden wissenschaftlichen Abteilungen ausführliche Kunde betreffs der durch die Satzungen vorgeschriebenen Arbeiten, wie sie seit Februar bis Ende Juni stattgefunden habeu, und der vorliegende erste Bericht des Ge=

schäftsjahres 1885/86 macht Mitteilung über die Arbeiten von Juli bis Ende September, so daß eine Wiederholung im Einzelnen hier unstatthaft wäre. Es genügt eine statistische Übersicht, welche ein Gesamtbild zu entwerfen geeignet ist.

Der AGA hielt 14 Sitzungen: am 5. Februar, 13. Februar, 6. März, 9. März, 11. März, 13. März, 8. April, 8. Mai, 29. Mai, 17. Juni, 1. Juli, 13. August, 11. September, 15. September.

Die Abteilung G: 5, K: 6, N: 2, SchW: 4, SzW: 14.

Allgemeine Sitzungen mit Vorträgen fanden statt:

23. November, 11. Januar, 17. April, 11. Mai, 17. Mai, 21. Juni, 31. August, 3. September, 4. Oktober.

Es erübrigt noch, über die innere Thätigkeit des AGA einige Mitteilungen von allgemeinerem Interesse zu machen.

Als erste Aufgabe betrachtete der AGA in Befolgung des Satzes 4A die Feststellung des allgemeinen Lehrplanes: er liegt im zweiten Berichte des abgelaufenen Geschäftsjahres S. 69 u. ff. vor. Zur Feststellung des dadurch ermöglichten speziellen Lehrplanes bedurfte es zunächst einer vorgängigen Bewilligung des Etatspostens für die Lehrgänge. Die hierzu notwendige Berufung der Hauptversammlung wurde von dem AGA im Februar beantragt. Sie fand am 28. Juni statt. Hierdurch war die Zeit der Verhandlung mit hiesigen und auswärtigen Lehrkräften nicht nur sehr kurz geworden, sondern zugleich in eine sehr ungünstige Zeit verschoben: am 4. Juli begannen die hiesigen großen Ferien, welche die Lehrkräfte vielfach nach auswärts führten; Anfangs August fingen die auf der Universität befindlichen Lehrkräfte an, ihre Wohnsitze zu verlassen. Die dadurch sehr erschwerten Unterhandlungen sind jedoch noch rechtzeitig zum Abschluß gekommen, vor allen Dingen Dank der liebenswürdigen Bereitwilligkeit der Herren Dozenten, ihre Beschlüsse in der erbetenen Weise möglichst rasch zu fassen. So wurde es möglich, den speziellen Lehrplan festzustellen, welcher den hiesigen und den in nächster Nähe wohnenden Mitgliedern bereits im September zugegangen ist und welcher für die entfernter wohnenden Mitglieder diesem Berichte beiliegt. Mit Freuden

dürfen wir konstatieren, daß, mit einer einzigen Ausnahme, die Herren Dozenten mit vollem Verständnis unseren Bestrebungen entgegenkamen und, soweit sie nicht sachlich abgehalten waren, unserem Rufe mit Freuden folgten, und ebenso dürfen wir hinzufügen, daß von Seiten des Publikums der hier gebotenen Entfaltung reichster geistiger Arbeit mit Teilnahme und Verständnis entgegengekommen worden ist: besonders darf hervorgehoben werden, daß diese Bethätigung des Hochstifts ihm eine große Reihe neuer Freunde und Mitglieder zugeführt hat, die nur darauf gewartet haben, daß das Wort endlich zur That werde, und die eine kräftige Belebung und Förderung der hier in so reichem Maße vorhandenen geistigen Interessen freudig willkommen geheißen haben.

Diese Erkenntnis des ernsten wissenschaftlichen Strebens des Hochstiftes hat eine besondere Bestätigung gefunden, als von einigen Mitgliedern der Akademischen Abteilung die Aufforderung an eine Reihe von Fachgenossen erging, zur Bildung einer Abteilung für Neuere Sprachen (romanische und germanische) zusammenzutreten. Eine größere Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher Kräfte hat sich in Folge davon dem Hochstift angeschlossen und am 4. September konnte die neue Abteilung mit der Zahl von 26 Mitgliedern konstituiert werden, die alle hier am Platze wohnen. Es ergeht auch hier die Aufforderung an alle hiesigen und auswärtigen Förderer und Freunde dieses Studiums, sich den Arbeiten der Abteilung NS durch Erklärung ihres Beitrittes zu ihr anzuschließen. Die Erklärung ist an den AGA zu richten.

Am 14. Juni erhielt das Hochstift eine gedruckte unter Kreuzband verschickte Einladung, sich an der Bildung einer Goethegesellschaft in Weimar zu beteiligen. Am 15. fand eine Sitzung des VA und am 17. eine solche des AGA zur Beratung über die Stellungnahme von Seiten des Hochstiftes statt. Leider konnten beide Sitzungen, bei den erschwerenden Bestimmungen betreffs der Beschlußfähigkeit, zu einer solchen nicht gelangen. Aus dem mündlichen Austausche der Ansichten, die freilich keine offizielle Kraft erlangen konnten, ergab sich, daß es doch nicht wol denkbar sei, in welcher Weise das Hochstift, selbst eine große

Genossenschaft, wie eine Privatperson Mitgründer einer anderen Gesellschaft werden solle, die zum Teil ähnliche Zwecke wie das Hochstift verfolge. Es sei daher abzuwarten, in welcher Weise die neue Gesellschaft, deren Entstehung mit großer Sympathie begrüßt wurde, zu arbeiten gedenke: erst dann könne darüber beraten und beschlossen werden, in wie weit ein sachliches Zusammengehen mit der neuen Gesellschaft eintreten könne. Es wurde dies um so mehr für notwendig gehalten, als aus dem versandten Prospekte sich ergab, daß das Goethe-Jahrbuch, das, wie in der Vorrede des letzten Bandes desselben mitgeteilt ist, eben erst eine namhafte Unterstützung vom Hochstift erhalten hatte, und mit welchem eine engere Verbindung vertragsmäßig in Aussicht genommen war, als Organ der neuen Gesellschaft für deren Veröffentlichungen bezeichnet wurde, ohne daß die zu dem Hochstift bestehende Beziehung berücksichtigt worden wäre. Hierdurch war das Vertragsverhältnis mit dem Hochstift thatsächlich gelöst. Im Übrigen sieht das Hochstift Eröffnungen der neugegründeten Gesellschaft darüber entgegen, wie sie sich zu der älteren Schwester zu stellen gedenkt. Diese verfolgt die Bestrebungen der jüngeren mit dem größten Interesse und begrüßt die Thatsache mit großer Freude, daß die Pflege der Goethephilologie, welche für das Hochstift doch nur ein einzelner Teil seiner umfassenden Thätigkeit werden könnte, nun dort in Verbindung mit dem reichen Schatze des Nachlasses ein festes Zentrum gefunden hat. Das Hochstift wird, soweit es der Verfolg seiner anderweitigen sehr bedeutenden Aufgaben erlaubt, sicherlich in die Förderung der Bestrebungen der Goethegesellschaft gerne eintreten.

Nachdem sich die Notwendigkeit der Neubesetzung der Stelle des Verwaltungsschreibers und des Bibliothekars ergeben hatte, wurde die Wahl der neuen Beamten einer Kommission übertragen, welcher der stellvertretende Vorsitzende des VA sowie ein anderes Mitglied dieses Ausschusses, ferner die beiden Vorsitzenden des AGA und der des PA angehörten. Das ihnen zugestandene Recht der Kooptation benutzten sie, um sich der Beihülfe des früheren Vorsitzenden des Akademischen Ausschusses

sowie eines der Verwaltung in keiner Weise angehörigen Mitgliedes zu sichern. Es war ihr die gesamte Ordnung des Beamtenstandes aufgetragen worden. Dieser Aufgabe entledigte sie sich in vier Sitzungen, in welchen die Verhältnisse die eingehendste Beratung fanden. Man kam vor allen Dingen darüber zum Entschlusse, daß die Stellung des Verwaltungsschreibers eine solche sei, daß sie nicht als Nebenthätigkeit, sondern als Hauptthätigkeit ihres Inhabers betrachtet werden müsse, und daß daher die Anwesenheit desselben in den Geschäftsstunden von 9—1 und von 3—6 Uhr unbedingt erforderlich sei; ferner daß die Stelle des Bibliothekars vorläufig noch zu unbedeutend sei, als daß sie eine besondere Amtsthätigkeit ausfüllen könne; sie sei vielmehr mit der des Verwaltungsschreibers in der Weise zu verbinden, daß dieser von seinen Amtsstunden die Zeit von 12—1 täglich der Bibliothek widme. Durch diese Vereinigung sei es möglich, bei Festsetzung des Gehaltes des Verwaltungsschreibers auf Mk. 2000 und des des Bibliothekars auf Mk. 1000, einen wissenschaftlich tüchtigen Mann zu gewinnen, der seine Hauptthätigkeit dem Hochstift widmen könne. Bei den mancherlei Bewerbungen, die eingelaufen waren, mußte vor allen Dingen davon abgesehen werden, als ob die Stelle am Hochstift als eine Art Ruheposten oder Belohnung für literarische Leistungen betrachtet werden dürfe; wir brauchen eine tüchtige Arbeitskraft, welche sich dem Interesse der Anstalt zu widmen entschlossen ist. Es ist die Wahl nach sorgfältigster Erwägung auf Herrn Dr. Pallmann gefallen, der uns durch seine bisherige Thätigkeit auf mehreren Gebieten die Gewähr zu bieten schien, daß er ebenso wissenschaftlich tüchtig wie im Verwaltungsfache geübt und erprobt sei, auf welchen letzteren Punkt ein ganz besonderer Wert gelegt wurde: der neue Verwaltungsschreiber hat die schwere Aufgabe, in der Registratur und dem Gange der Verwaltung die bisher vielfach vermißte Ordnung und die Sicherheit des Verkehrs herzustellen, wie sie für eine große Anstalt eine Lebensfrage ist. Mit Rücksicht auf diese schwierige Aufgabe, die sich noch größer herausgestellt hat als anfangs geglaubt wurde, haben die Kommissionsmitglieder nach-

träglich dem Wunsche des VA zugestimmt, daß der stellvertretende Bibliothekar vorläufig noch beibehalten würde; sobald die Regelung des Geschäftsbetriebes eingetreten sein wird, muß diese Stellung natürlich wegfallen, da die Aufgabe alsdann nicht so groß ist, daß sie nicht von einem Beamten bewältigt werden könnte.

Herr Dr. Pallmann, welcher eine Zeit lang im Buchhandel thätig war und in den Jahren 1879—1881 außer mehreren kleinen Aufsätzen über Geschichte des Buchhandels im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" und in den Mitteilungen des hiesigen Altertumvereins die Vorarbeiten für die vom Börsenverein der deutschen Buchhändler durch Dr. Friedrich Kapp herauszugebende Geschichte des deutschen Buchhandels, soweit diese Bezug auf Frankfurt hat, machte, hat im Jahre 1881: „Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen" geschrieben. Dieses Buch ist als siebenter Band des „Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst" dahier im Verlage von K. Th. Völcker erschienen. Im Sommer dieses Jahres hat er den Preis für die Lösung der von der staatswirtschaftlichen Fakultät zu München gestellten Preisaufgabe erhalten: „Vergleichende Untersuchung der wirtschaftlichen Natur des Kunstgewerbes und der sozialen Stellung der Kunstgewerbetreibenden in der Renaissancezeit und im neunzehnten Jahrhundert." Auf Grund dieser Arbeiten ist Herr Dr. Pallmann von der Leipziger philosophischen Fakultät promoviert worden.

Die in Satz 4 B vorgesehene „Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Bestrebungen" hat ihre Erfüllung in der Weise gefunden, daß von den dem AGA zur Verfügung gestellten Mk. 1500.— für das Goethejahrbuch eine Unterstützung von Mk. 500.—; für das im Erscheinen begriffene Werk von Braun: „Goethe im Urteil seiner Zeitgenossen", um die Herausgabe des letzten (dritten) Bandes zu ermöglichen, von Seiten des Hochstifts Mk. 300.— gewährt wurden, nachdem von Seiten des kgl. Ministeriums gleichfalls eine Beihilfe bewilligt, und die Abteilung SchW eben diese Unter-

stützung eingehend geprüft und befürwortet hatte. Ferner erhielt die auf Antrag der Abteilung K vom AGA beschlossene Führich-Ausstellung einen Zuschuß von Mk. 494.90 und endlich wurde auf Antrag der Abteilung G eine Summe von Mk. 150.— bewilligt, um die wertvolle Bibliotheca historica, welche infolge zu großer Unkosten vom Verleger aufgegeben worden war, wieder ins Leben zu rufen. Auf diese Weise glaubte der AGA den Vorschriften der Satzungen auf verschiedenen Gebieten wertvolle Bestrebungen zu unterstützen und nicht nur seinen Mitgliedern, sondern auch weiteren Kreisen für Wissenschaft und Kunst bedeutsame Anregung und Förderung zu gewähren, gerecht zu werden.

Die im Satz 4C vorgesehene „Erwerbung von wissenschaftlichen Werken, von Kunsterzeugnissen und Belehrungsmitteln" ist durch folgende Ankäufe bethätigt worden.

A. **Manuskripte.**

1. Das Fräulein ohne Herz. Fragment einer Erzählung, verfasset und Amalien von Döring geborene v. Hille gewidmet von dem Vorleser des Manuskriptes, Dessau am 18. April 1785.

   Manuskript von E. W. Behrisch, 23 unpaginierte Blätter in 4° mit einer Original-Bleistiftzeichnung (von Rehberger?).

2. Das Fräulein ohne Herz. Audeß (Dessau) 1785. (Zu obiger Erzählung gehöriges Gedicht.)

   Manuskript von E. W. Behrisch. 12 Blätter in 12°, rosa Papier, davon 10 paginieret und doppelseitig beschrieben.

3. Brief der Frau Rath vom 24. Juni 1788. Vollständig eigenhändiger Brief. 3 Seiten. 4°.

B. **Bücher.**

4. Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn 1770.

= Goethes erstes Liederbuch. =

5. Fünf und zwanzig Lieder. In Musik gesezt von Corona Schröter. Weimar 1786. Annoch bei mir selbst, und in Commission in der Hoffmannischen Buchhandlung.
6. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 206 S. in 8⁰. Editio princeps.
7. Der Eislauf oder das Schlittschuhfahren, ein Taschenbuch für Jung und Alt. Herausgeg. von Zindel. Nürnberg 1825.
8. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Sechs Theile in 3 Doppelbänden. Berlin 1833—34.
9. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Sechs Theile in 3 Doppelbänden. Stuttg. und Tübingen 1829.

= Originalausgabe. =

10. Goethe und seine Werke. Von Karl Rosenkranz. 2. Aufl. Königsberg 1856.
11. Mittheilungen über Goethe. Von Dr. F. W. Riemer. 2 Bände. Berlin 1841.
12. Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. 12 Bände. Leipzig, Bibliogr. Institut.
13. Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 15 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1881.

Außerdem noch ungefähr 12 Einzelwerke über Goethe.

C. **Kunstwerke.**

Goethes rechte Hand, nach dem im Ochsschen Atelier in Berlin angefertigten Gipsabgusse in kararischem Marmor ausgeführt von Bildhauer Weißenbach.

Die in Satz 4 D vorgeschriebene Anschaffung von Zeitschriften rc. hat stattgefunden: das Verzeichnis der im Lesezimmer aufliegenden Zeitschriften zeigt die Berücksichtigung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kunst, welche im Hochstift gepflegt werden. Sobald die Anschaffungen für das neue Geschäftsjahr satzungsgemäß festgesetzt sind, wird ein neues Verzeichnis erscheinen, das im nächsten Bericht veröffentlicht wird.

Der AGA hat die monatlichen Vorträge (Satz 4 E) als eine besonders ersprießliche Anregung eifrig gepflegt: Näheres

hierüber liegt in dem letzten Berichte des abgelaufenen Geschäftsjahres für die Zeit bis zum 1. Juni und in dem gegenwärtig ersten Bericht des Geschäftsjahres 1885/86 für die Zeit vom 1. Juni bis zum 30. Sept. 1885 vor. Es wird durch diese Vorträge die Möglichkeit gegeben auch dem weiteren Kreise der Mitglieder, welche den fachgemäßen Arbeiten der Abteilungen nicht folgen, Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand bedeutsamer, allgemein interessierender Fragen zu machen. Deshalb sind die Themata stets im Anschluß an Probleme und Interessen gewählt worden, welche unsere Zeit besonders bewegen oder welche durch bestimmte Veranlassungen hervorgerufen worden sind. Diese Vorträge ermöglichen es, teils einheimische Kräfte hervorzuziehen, auswärtige kennen zu lernen und in beiden zugleich geeignete Männer für die im Winter zu haltenden Lehrgänge zu finden, teils mit hervorragenden Männern der Wissenschaft in Beziehung zu treten und dadurch das Verständnis für die wissenschaftlichen Bestrebungen des Hochstiftes in immer weitere Kreise zu tragen, zugleich aber auch einen dauernden Verkehr mit den maßgebenden Kreisen des wissenschaftlichen Lebens anzuknüpfen und zu pflegen. Gerade diese Vorträge erscheinen daher so wie sie sich jetzt gestaltet haben, ein um so bedeutenderes Glied in der Kette wissenschaftlicher Veranstaltungen des Hochstifts, als die wachsende Teilnahme des Publikums ihnen mit immer steigendem Interesse entgegenkommt. Zugleich aber geben diese Vorträge die Möglichkeit, auch Nichtmitgliedern die Wohlthaten der Stiftung zugänglich zu machen, die im liberalsten Geiste gedacht ist und nicht darauf ausgeht, sich in enge Abgeschlossenheit zu hüllen.

Die Abfassung der Berichte (Satz 4 F) war für den AGA der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Es ist notwendig, daß der inhaltlich bedeutendere Teil, welcher über die Pflege der Wissenschaft und Kunst berichtet, auch äußerlich an die Spitze tritt und daß die geschäftlichen Mitteilungen sich daran anschließen. Es liegt die Absicht vor, die Berichte in Zukunft vierteljährlich erscheinen zu lassen, so daß jedes Heft zu Anfang eines neuen Vierteljahres ausgegeben wird und über das vorhergehende

Vierteljahr berichtet. Am Schlusse des Jahrgangs soll dann ein Inhaltsverzeichnis und Register erscheinen, so daß die in den Berichten niedergelegten Arbeiten leicht zu finden und dadurch für den Gebrauch handlich gemacht werden.

Die nach Satz 4 G vorgeschriebene „Herbeiführung wechselseitig anregender Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften" ist, so weit es möglich war, eifrig gepflegt worden. So hat der AGA mehrfach Gelegenheit genommen, die Künstlergesellschaft einzuladen. Am Tage vor dem Schlusse der Führich-Ausstellung hielt der Vorsitzende des AGA für die mit ihren Familien geladenen Künstler einen Vortrag über Führich, der diesen Künstler besonders von den für das Fachpublikum interessanten Seiten darzustellen suchte; zu zwei Vorträgen, deren Inhalt gerade für die Künstler besonders interessant erschien, fand gleichfalls in sehr erfreulicher Weise zahlreicher Besuch statt. Andererseits erfuhren wir mancherlei freundliches Entgegenkommen. So gewährte uns die Polytechnische Gesellschaft gegen Zugeständnis des freien Eintritts für ihre Mitglieder ihren Saal für die Führichausstellung unentgeltlich, ein Entgegenkommen, für das wir auch an dieser Stelle unseren Dank aussprechen, nicht minder aber auch dem Kunstgewerbeverein, sowie dem historischen Museum für die Darleihung der uns noch fehlenden, für die Sicherung der ausgestellten Kunstblätter notwendigen Kasten und Rahmen. Je mehr es gerade das Hochstift als ein besonderes Ziel seiner Thätigkeit betrachten muß, ein Zusammenwirken aller hier der Förderung des geistigen Lebens sich widmenden Kräfte zu erstreben, um so freudiger begrüßt es solche entgegenkommende Aeußerungen, die ihm die Erfüllung einer wertvollen Vorschrift seiner Satzungen zu erleichtern geeignet sind.

So glaubt der AGA die ihm bis zum Schlusse des Geschäftsjahres für seine Thätigkeit verstatteten sieben bis acht Monate in einer dem Geiste der Satzungen entsprechenden Weise verwendet und für die weitere gedeihliche Entwicklung der im Februar neu ins Leben getretenen Einrichtungen einen festen

Boden gelegt zu haben, auf welchem weiter zu arbeiten ihm selbst und allen Mitgliedern eine Freude sein möge.

IV. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

In den Monaten Juni bis September, also bis zum Schluß des Verwaltungsjahres 1884/85, wurden 2 Sitzungen des Verwaltungs-Ausschusses abgehalten und zwar am 8. Juni und 14. September.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß trat fünfmal zusammen, nämlich am 17. Juni, 1. Juli, 13. August, 11. und 15. September.

Eine außerordentliche Hauptversammlung fand am 28. Juni statt.

Die Kommission für stil- und zeitgerechte Herstellung und Einrichtung des Goethehauses hielt eine Sitzung am 31. August ab.

Von den einzelnen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geschichte am 26. Juni, 18. September.

Kunst am 25. Juni, 3. September, letztere war eine öffentliche Sitzung.

Neuere Sprachen am 4. und 24. September.

Schöne Wissenschaften am 29. Juni, 15. September.

Soziale Wissenschaften am 17. Juni, 1. Juli, 19. August, 31. August, 14. September, 28. September.

Monatssitzungen mit Vorträgen wurden drei gehalten; sie sind unter Nr. I dieses Berichtes ausführlich angegeben.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist vom 1. Juni bis 30. September 159 Eingänge und 76 Ausgänge auf. Hierin ist die große Korrespondenz nicht mit eingeschlossen, welche statt des Verwaltungsschreibers der Vorsitzende des AGA mit Unterstützung seines Stellvertreters zur Organisierung der Lehrgänge des Winterhalbjahres mit den Herren Dozenten zu unterhalten hatte.

In derselben Zeit wurden 26 neue Mitglieder aufgenommen, 14 erklärten ihren Austritt und 12 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Herr Dr. Max Banner, Gymnasiallehrer, hier.
2. Fräulein Auguste Clerck, Institutsvorsteherin, Höchst a/M.
3. Herr Dr. Oswald Cohn, Lehrer, hier.
4. " Wilhelm Dietz, " "
5. " Dr. August Fischer, " "
6. " Dr. August Fritsch, " "
7. " Dr. August Hahn, " "
8. " Dr. Richard Hauschild, Gymnasiallehrer, hier.
9. " J. Herz, Lehrer, hier.
10. " Jean Hildmann, hier.
11. " Emil Kaiser, Kapellmeister, Reichenberg i/Böhm.
12. Frau Koch-von St. George, hier.
13. Herr R. Kühl, Ingenieur, hier.
14. " Charles Levêque, Lehrer, hier.
15. " Ferdinand Michel, " "
16. " Heinrich Ludwig Müller, Lehrer, hier.
17. Fräulein Maria Noack, Institutsvorsteherin, hier.
18. Herr Dr. Heinrich Pallmann, hier.
19. " Dr. Fritz Rehorn, Lehrer, hier.
20. " H. Reichard, " "
21. " Dr. Richard Schwemer, Gymnasiallehrer, hier.
22. " Albert Sieber, Kaufmann, hier.
23. " Ludwig Simmet, Reallehrer, Augsburg.
24. " Rudolf Springer, Architekt, Berlin.
25. " Dr. B. Stern, Lehrer, hier.
26. " Dr. Fritz Vetter, Lehrer hier.

2. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Dr. Karl Stieler, gestorben am 12. April zu München.
2. Dr. Ernst Förster, gestorben am 29. April zu München.

3. Dr. Daniel Schenkel, Kirchenrat ꝛc., gestorben am 19. Mai zu Heidelberg.
4. Arthur May, Kaufmann hier, gestorben am 30. Mai.
5. Dr. Ludwig Noack, Professor und Universitäts-Bibliothekar zu Gießen, gestorben am 15. Juni.
6. Ludwig Gundelfinger, Kaufmann hier, gestorben am 17. Juni.
7. Konrad Krause, Pianoforte-Fabrikant zu Berlin, gestorben am 19. Juni.
8. Dr. med. C. W. T. Uhde, Medizinalrat und Professor zu Braunschweig, gestorben am 1. September.
9. Dr. von Baeyer, Generallieutenant, gestorben am 9. September zu Berlin.
10. Johann Albert Varrentrapp, Rentier hier, gestorben am 12. September.
11. Dr. Ludwig Braunfels, kgl. spanischer Consul hier, gestorben am 26. September.
12. Alexander Swab, Journalist, gestorben zu Dresden am 30. September.

Die Mitteilung der Einsendungen folgt im nächsten Berichte.



Die Lerche.

Gemälde von Ad. Breton.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Der Kampf um Land und Freiheit in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie.

Von Herrn Professor G. F. Knapp aus Straßburg i. E.

(25. Oktober 1885).

Unter diesem Titel gab der Vortragende einen Rückblick auf die Gesetzgebung über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, mit Festhaltung des Gesichtspunktes, daß die Regelung jener Verhältnisse die soziale Frage des 18. Jahrhunderts bildete, und daß diese Frage durch die sog. Stein-Hardenbergische Gesetzgebung ihre Lösung gefunden hat.

Zunächst wurde das Rittergut des 18. Jahrhunderts als ein kleines Herrschaftsgebiet geschildert; die im Gebiete wohnenden Bauern sind die Unterthanen des Gutsherrn und zwar sind sie dies durch Geburt. Die Bauernkinder sind persönlich zum Gesindedienst verpflichtet; sie dürfen sich nicht wegbegeben; sie dürfen nur heirathen wenn es der Gutsherr erlaubt (Erbunterthänigkeit). Die Bauern haben an ihren Höfen kein Eigentum, sondern sind Nutznießer an fremder Sache. Vom Bauernhofe aus müssen Frohndienste geleistet werden, theils Spann- theils Handdienste, uud zwar ist dies eine dingliche Last.

Der Gutsherr betreibt seine Wirtschaft auf dem Gutsfelde (neben welchem noch Bauernfeld besteht) durch die Gesinde- und Frohndienste der Bauern: dies ist der ökonomische Sinn des geschilderten Verhältnisses.

Entstanden ist diese Verfassung dadurch, daß der Ritter, der früher nur einige Hufen Landes als Nachbar der Bauern hatte, vom 16. Jahrhundert an immer mehr Bauernhufen dazu erwarb und den Rest der Bauern in jene abhängige, dienstpflichtige Stellung brachte, um selber den landwirtschaftlichen Großbetrieb zu begründen.

Die Landesherren haben, erst als sie Könige wurden, diesem Vorgang ihre Aufmerksamkeit geschenkt, aber trotz vieler Versuche ist eigentlich nur eine Maßregel von wesentlicher Bedeutung: Friedrich der Große hat das weitere Bauernlegen wirksam verboten und so die Vergrößerung der Rittergüter und den Kampf ums Land zum Stillstand gebracht.

Erst die Neuordnung des Staats nach der Niederlage von 1806 hat dann den jüngeren, von den Ideen der französischen Revolution mit angeregten, Beamten (besonders zu nennen ist Herr von Schön) den Mut gegeben, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit vorzuschlagen und der Freiherr vom Stein übernahm die staatsmännische Verantwortung (Edikt vom 9. Oktober 1807).

Noch blieb aber das ungenügende Besitzrecht und die dingliche Last der Frohnden.

Der Freiherr von Hardenberg ließ die Entwürfe für diese Reformen nicht in den Ministerien ausarbeiten, sondern durch jüngere Männer, die er in besondern Kommissionen arbeiten ließ. Es waren besonders Raumer, ein Gelehrter, und Scharnweber, ein Mann von hohem Schwung des Geistes und unerschöpflicher Phantasie, der es verstand, den Gutsherren klar zu machen, daß die Beibehaltung des Alten nicht einmal ihr Vorteil sei.

Die Gutsherren, die in der provisorischen Landesrepräsentation — einem parlamentarischen Versuch — Gelegenheit hatten, ihr Interesse zu vertreten, gaben den Widerspruch im Jahre 1811 zwar auf, sorgten aber für volle Entschädigung, indem sie nur gegen Abtretung von Land oder Zusicherung einer Rente dem Bauern den Rest seines Besitztums als dienstfreies Eigentum überließen.

Diese Maßregel (Gesetz vom 14. September 1811) ist demnach ganz im Geiste des liberalen Individualismus gehalten: der Bauer soll gegen Entschädigung des früheren Herrn, als freier Eigentümer auf sich selbst gestellt, sein Heil suchen. Von Kommunismus oder Sozialismus keine Spur.

So dachte sich jene Zeit die Lösung der damals brennen-

den Frage. Ob der Bauer in seiner neuen Lage werde bestehen können, wurde nicht bezweifelt; an den ländlichen Taglöhnerstand wurde noch nicht gedacht, man dachte eben vorerst nur an den Bauer, denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Sorge habe.

---

2. Zur Feier von Schillers Geburtstag: Schiller und Charlotte von Kalb.

Von Prof. Richard Weltrich aus München (8. November).

Am 12. Mai 1843 starb zu Berlin eine Frau, deren Name aus der Geschichte der deutschen Dichtung nicht mehr ausgelöscht werden wird, Charlotte von Kalb. Die glänzendste Epoche unserer Literatur hatte vor ihren Augen sich abgespielt, den Größten und Besten der Zeit in Freundschaft und Liebe zu begegnen, war ihr vom Schicksal gegeben; aber als dieses Herz den letzten Schlag gethan hatte, da war ein langes, unsäglich leidvolles Leben zu Ende gekämpft. Und doch nicht unfriedlichen Sinnes, nicht in Verbitterung und Groll trug sie die Last der Jahre. „Nach meinen eigenen Erfahrungen", schreibt sie, „wird man im Alter nicht schwermütiger, eher leichter; wohl dadurch, daß man sagen kann: es ist vorüber."

Charlotte Marschalk von Ostheim stammte aus einem alten fränkischen Geschlechte. Sie war geboren zu Waltershausen im Grabfeld am 25. Juli 1761 als die Tochter des Freiherrn Johann Philipp Friedrich Marschalk von Ostheim und seiner Gemahlin Wilhelmine Rosine von Stein. In früher Jugend verlor sie Vater und Mutter; diejenige, welche der Verwaisten sich annahm, eine Frau von Türk in Meiningen, war körperlich leidend; Jahre hindurch kam Charlotte selten vom Krankenbette der Pflegmutter hinweg. Als Frau von Türk starb, wurde Charlottens Aufenthalt das Gut ihres Oheims, des Freiherrn von Stein zu Nordheim. 1782 fiel ihr geliebter Bruder Friedrich, der an der Universität Göttingen studierte, im Duell; 1783 starb ihre geliebte Schwester Wilhelmine, die jugendliche Gattin eines Freiherrn Waldner von Freundstein. Wilhelmine war

wider Neigung vermählt worden. Wider Neigung, ein Opfer finanzieller Rechnung, wurde auch Charlottens Schwester Eleonore vermählt; der ihr Gatte wurde, war der Weimarische Präsident Johann August Alexander von Kalb. Charlottens Eltern hatten ein fürstliches Vermögen hinterlassen, einen ausgedehnten Güterbesitz; aber nach dem Tode des einzigen Sohnes Friedrich erhob sich die Frage, ob dieser Güterbesitz Allodium oder Mannslehen sei, und ein langwieriger Prozeß begann am Reichskammergericht. Um ihn mit ausreichenden Mitteln führen zu können, um in der Verwaltung der Güter völlig freie Hand zu gewinnen, plante der Präsident von Kalb die eheliche Verbindung Charlottens mit seinem Bruder Heinrich von Kalb, welcher Major in französischen Diensten war. Am 23. Oktober 1783 wurde Charlotte auf Schloß Dankenfeld im Bambergischen mit Heinrich von Kalb vermählt.

Dies sind in den äußerlichsten Umrissen die Jugendgeschicke der Frau, mit deren Beziehungen zu Schiller wir uns heute beschäftigen. Es ist, wenn man auch nur das Thatsächliche der Dinge sich vergegenwärtigt, ein düsteres Bild: eine Folge von Erlebnissen, welche aus dem jähen Verluste der teuersten Angehörigen und aus der gewaltthätigen Unterordnung des freien Willens der Zurückbleibenden sich zusammensetzt. Und nirgends scheint die Zukunft einen freundlichen Ausblick zu bieten. Es sind aber nicht sowohl die Ereignisse selbst, welche das Wesen des Menschen bestimmen, als vielmehr die Art, in welcher die Seele jene aufnimmt und sich zurechtlegt. Hier schlagen die Fäuste des Schicksals ein wehrloses, alles Widerstandes sich begebendes aber tieffühlendes Geschöpf. Charlottens zartbesaitete Seele schrickt zusammen. Jede Energie des Willens scheint in ihr absterben zu wollen; aber die gewaltige Phantasie, welche sie von der Natur empfangen hatte, regt sich geschäftig, die Bilder der Trauer festzuhalten, und in Träumen und Ahnungen spiegelt und steigert sich ihr die schmerzliche Wirklichkeit des Tages. Uns selbst, indem wir die Aufzeichnungen über ihre Jugend lesen, überkommt das Gefühl, als wandelten wir mit ihr in einem Hause, dessen Untergang von höheren Mächten uner-

bittlich beschlossen ist. Die Worte, mit welchen sie den Abschluß ihres Ehebundes erzählt, bezeichnen die Stimmung, in welche sie sich ergeben hatte: „Nicht bedenklicher als jedes andere Ehebündniß war das meine, die äußere Existenz nach aller Meinung dadurch gesichert. Gegenseitig war es wohl weder Wunsch noch Neigung — der Gleichmut des Leidens; aber daß für die Frau das Bündnis so ganz ohne irdischen Vorteil, schien dem Gemüt die Lichtseite zu sein."

Schiller scheint Charlotte bereits zu Anfang des Jahres 1783 gesehen zu haben, als er, ein Flüchtling, zu Bauerbach auf dem Gute der Frau Henriette von Wolzogen lebte: Frau von Wolzogen war eine geborene Marschalk von Ostheim, und Besuche zwischen den Verwandten fanden damals statt. Doch erst als Charlotte von Kalb im Mai 1784 mit ihrem Gatten nach Landau übersiedelte und auf der Reise Mannheim berührte, ward die Begegnung bedeutsam. Charlotte gedenkt dieser Stunde in ihren Aufzeichnungen: „Des andern Tages reisten wir über Darmstadt und kamen spät nach Mannheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüte des des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt . . . Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilends in das Schauspielhaus." Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb" auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. — Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen . . . Im Laufe des Gespräches rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt".

Charlottens Aufenthalt in Mannheim erstreckte sich nur

über wenige Tage. Sie besuchte mit Schiller den Antikensaal, das Schauspielhaus, den an der Stelle des heutigen Ludwigshafen gelegenen Ort Waldheim; dann reiste sie nach Landau, der Garnisonsstadt ihres Mannes. Aber eine Verwandlung war in ihrem Innersten vorgegangen: der erste Lichtstrahl der Liebe war in ihr Herz gefallen, eine Ahnung vom Werte des Lebens hatte sie erfaßt.

Sie blieb in Landau nicht lange. Da es der französischen Sitte entgegen war, daß die Offiziere ihre Frauen dem Wechsel der Garnisonsorte aussetzten, so mietete Heinrich von Kalb für Charlotte Wohnung in Mannheim. Dies geschah im Juli 1784. Bis zum April 1785 lebte Schiller in Mannheim.

Es scheint nicht, daß Schiller von den ersten Begegnungen mit Charlotte einen gleich mächtigen Eindruck empfangen hatte wie diese selbst. Wohl erglühte sein Geist und riß ihn fort zu enthusiastischen Äußerungen, wenn in Gesprächen mit der hochbegabten Frau die innere Welt des Dichters Nahrung fand; wohl zollte er ihrer Schönheit Bewunderung und fühlte sich ergriffen vom Adel ihrer Seele. Aber von sehr verschiedenen Stimmungen und Bedürfnissen herkommend begegneten sich beide. In Charlotte brach ein Vulkan in Flammen aus, als sie zuerst die Seligkeit empfand, ihr verschlossenes Inneres offenbaren, in mitteilendem Wort aussprechen zu können: „wer da kennt die Beseligung des Wortes, der hat empfunden die Offenbarung des Geistes", schreibt sie im Nachgefühl jener Stunden. Denn nur vom Schicksal aufgedrängt, nur eine Folge verstörter Entwicklung und Erziehung, unnatürlich bei ihren Jahren, war jene dumpfe Hingabe, jener apathische Gleichmut. Liebte sie jetzt, so sprengte ihre mißhandelte Jugend stürmisch die Fesseln, so war diese Liebe ihr All. Sehr anders war Schillers Gemütsverfassung. Ihm stand die Dichtkunst, das Gelingen seiner dramatischen Pläne im Mittelpunkt aller Interessen, und sein Genie war ihm die Bürgschaft seines Glückes. Seine Beziehungen zu den Frauen sind in den ersten Jünglingsjahren etwas ungeordneter Natur. Er war ein ziemlich wilder Liebhaber, und Treue war damals nicht eben seine schönste Tugend. Als ein

Dichter, als ein jugendlicher Mann leichtentzündlichen Temperamentes war er sinnlichen Eindrücken offen, und die Empfindsamkeit des Herzens lag im Pulsschlag der Zeit. Eben in jenen Jahren, als Charlotte zu Mannheim auf den Schauplatz trat, schwankte sein Herz zwischen Lottchen von Wolzogen, Margaretha, der Tochter des Buchhändlers Schwan, und einer Schönheit des Mannheimer Theaters, und wenn diese Empfindungen nicht gerade gleichzeitig waren, so folgten sie doch unmittelbar aufeinander.

Aber der leichte Mut, mit welchem Schiller in den Strom des Lebens sich geworfen hatte, wich bald verdüsterten Stimmungen. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung. Die sanguinischen Hoffnungen, welche der Dichter auf die Verbindung mit dem Mannheimer Theater, mit Dalberg, auf die Teilnahme des Publikums gesetzt hatte, schlugen fehl; seine ökonomische Lage wurde eine verzweifelte. „Ich kann nicht mehr hier bleiben", schreibt er am 10. Februar 1785 an Körner. „Zwölf Tage hab ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Dieses „vielleicht" geht auf seine Beziehungen zu Charlotte von Kalb. Gleichgiltigkeit, Selbstsucht, Wankelmut hatte er von Andern erfahren müssen; in Charlotte, das fühlte er jetzt wohl, schlug ihm ein hingebendes Herz entgegen, berührte sich ein ebenbürtiger Geist mit dem seinigen. Sie träumte mit ihm von seiner Zukunft, sie stählte in ihm den Glauben an seinen Beruf. In späten Jahren, als Beider Wege sich längst getrennt hatten, muß Schiller dankbar bekennen, welchen freundlichen und geistig förderndem Einfluß Charlotte in jenen Tagen auf ihn geübt hatte. „Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte", schreibt Schiller nach der Aufführung des Wallenstein an Charlotte, „sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert.

Ist es mir gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, so werde ich nie vergessen, wieviel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin." Auch in Schillers dichterischen Gestalten spiegelte sich der Eindruck, welchen er in den Mannheimer Tagen von Charlotte empfing: Die hochsinnige, innerlich vereinsamte, in erzwungener Ehe duldende Frau wurde ihm das Vorbild für die Königin Elisabeth im Don Karlos. Er selbst hat nachmals gegenüber Karoline von Wolzogen geäußert, daß der Umgang mit Charlotte von Kalb während der Ausarbeitung des Don Karlos sehr belebend auf ihn gewirkt und daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. In gleichem Sinne spricht Schiller in seinem Briefe an Körner vom 29. Juli 1787 von Stellen im Don Karlos, welche auf Charlotte „gleichsam berechnet" seien.

Ein Bund der Seelen hatte die ersten Blüten entfaltet. Aber Charlottens Ehe hielt Schillers leicht überwallendes Herz in Schranken und legte Beiden Zwang und Zurückhaltung auf. Erst als Schillers Absicht, Mannheim zu verlassen, die Freundin mit jähem Schmerze erschütterte, verriet sie die Glut ihres Herzens in unhemmbar über die Lippen stürmenden Worten. Sie selbst erzählt uns in ihren Aufzeichnungen von dieser Stunde. Lange hatten Beide sich nicht gesehen; jetzt eröffnet ihr Schiller, daß sein Verhältnis zum Mannheimer Theater gelöst sei, daß er dem Rufe Körners nach Sachsen zu folgen gedenke. Charlotte bricht in die Worte aus: „Warum wollen Sie neue Fesseln suchen, mit reichem Segen sind Sie ja geschmückt; der Dichtung vollen Köcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geist, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geist zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein solches Loos schien mir unbedingt das der Frauen. — Ist es Täuschung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart schien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernst und Milde fand ich den Mut der Freudigkeit." Schiller erwidert: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt! Ja, ich war beängstigt,

es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet?" Er hofft sie zu beruhigen, er sagt ihr, die Harmonie ihrer Seelen werde auch in der Trennung bestehen bleiben: aber Charlotte will von Trennung nichts wissen, und leidenschaftlicher ergießen sich ihre Klagen und Bitten. „Wie sind Sie erregt!" ruft Schiller ihr zu, „eine solche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechselndem Affekt". Charlotte dagegen: „Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Nur Momente sind uns im reinen Sinn gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin?" Jetzt schlägt die entfesselte Glut hinüber in das Herz des Freundes, das erste „Du" entringt sich seinen Lippen, nnd in Bangen und Jubel der Seele gibt Charlotte ihm zurück: „Du sagen Sie — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel."

Das Geheimnis des Herzens ist ausgesprochen. Den „Bund der Wahrheit" hatte Charlotte ihr Verhältnis zu Schiller genannt; als Bund der Lüge, als Bund der Schmach galt ihr die Ehe mit dem niegeliebten Gatten, dem Vater ihres Kindes. Die Fessel des konventionellen Sittengesetzes war mit diesem Geständnis zerbrochen; die Lawine der Leidenschaft geriet ins Rollen. Aber Schiller besann sich. Er sah in Körners Briefen den Wink des Schicksals, das ihn befreien wollte aus tausendfacher Not, den Ruf seines Genius, der ihn forderte zu größerem Wirken im Geiste. Ihm bangte, daß er in den Qualen ruheloser Liebe, im Kampf mit den „Situationen" seine Kraft verzehren werde. Er riß sich los. Aber mit blutendem Herzen. In den Gedichten „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" legte Schiller die Stürme nieder, welche damals, um die ersten Monate des Jahres 1785, in seiner Seele tobten. Sie sprechen eine erschütternde Sprache.

Auch Charlotte hat in ihren Gedenkblättern das Bild jener

bewegten Tage festzuhalten gesucht. Sie verzeichnet die Gespräche, welche sie mit Schiller geführt hat, als sie in seiner Gesellschaft in Waldheim, in Schwetzingen war; sie schildert unter der Aufschrift „das Mahl“ eine gastliche Feier, bei welcher Schiller, Heinrich von Kalb und ein Freund desselben zugegen sind und jeder der Teilnehmer eine Geschichte aus seinem Herzensleben zu bekennen hat; sie erzählt den Abschied von Schiller in einer Szene, in welcher der Dichter den Namen „Fimanté“ führt, sie selbst den Namen „Maya.“ Nicht überall in diesen Aufzeichnungen werden wir photographisch treue Abbilder der Wirklichkeit suchen dürfen: das Erlebte ist vielmehr durch einen dichterischen Prozeß hindurchgegangen, und die Sprache und Auffassung ist die individuelle Charlottens. Aber es sind Reflexe der Wirklichkeit von innerer Wahrheit, insofern sie die Gemütszustände der Verfasserin, den Gesichtspunkt, unter welchem sie die Dinge nahm, kennzeichnen. Das letzte dieser Gespräche, das zwischen Maya und Fimanté, erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen; es schließt die Erlebnisse der Mannheimer Zeit ab und gibt zugleich ein sattes Bild der eigentümlichen Denk- und Ausdrucksweise Charlottens.

Maya. „Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?“

Fimanté. „Ich muß dahin, du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken, seine liebende Seele!“

M. „Und du entfliehst?“

F. „So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.“

M. „Dann wirst du die Liebe nicht mehr verstehen, der Freundin nicht mehr gedenken!“

F. „Warum diese schmerzenden Worte! Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt, — so dachte ich mir das Weib nicht. Anders erscheint mir nun die Natur, und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen.“

M. „Doch begann mein Leben erst in dir.“

F. „O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen.“

M. „Du hast meine Seele, dir diese Liebe zu bewahren.“

F. „O kühnes Vertrauen! in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrtum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüt erbittert. Da fand mein Genius deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins. Ich liebte die Begeisterte und immer wär' ich dein, hätt' ich den Mut für diese Liebe. — Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstiget und entzückt. Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.“

M. „Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten; nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.“

F. „O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unser liebendes Leben, aber auch du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt. Oft erblasse ich über ein Lob, was du nur einem Gemälde erteilst; ich zitt're bei jedem Gegenstand, ja selbst dein Mitleid beneide ich; ach! ich will nur deine Freundschaft!“ —

M. „Ich sehe Thränen in deinem Auge zittern.“

F. „Schweig — und liebe mich.“

M. „Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demut der Liebe! opfere willig Verlangen und Hoffnung.“

F. „Zünde die Lampe, Maya, daß ich dein Auge noch ein Mal schauen kann.“

M. „Wenn du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsternis am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimonté! In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie dir nach, sie dienen dir, sie sind in deines Zaubers Gewalt, — es sind Gedanken deiner Seele, sie besuchen Keines, was dir nicht angehört; verlierst du es, giebst du es auf, so sind sie auch verschwunden.“

F. „In Wehmut aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne deine Worte, — die Vergangenheit schwindet. – Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum Letztenmal!"

Die Ereignisse der späteren Zeit, welche auf dem Boden von Weimar sich abspielen, werde ich in gedrängterer Kürze skizzieren dürfen; das Thatsächliche ist hier, im Zusammenhang mit Schillers Verlöbnis und Ehe, Ihnen Allen deutlicher gegenwärtig. Im Juli 1787 sahen Charlotte und Schiller zu Weimar sich wieder. Ein Briefwechsel war zwischen beiden geführt worden; aber Schiller war in Dresden in die Netze des Fräuleins von Arnim geraten, und nur allmählich tauchte aus den Flammen dieser heißen Leidenschaft das reinere Bild Charlottens ihm wieder hervor. Frau von Kalb hatte auf den Wunsch ihrer Angehörigen Mannheim im Jahre 1786 verlassen; sie war zuerst nach Kalbsrieth, dem am Harze gelegenen Landgut des Präsidenten von Kalb, übergesiedelt, später nach Weimar. Dort traf Schiller mit ihr zusammen, der nach Vollendung des Don Karlos der Stadt Wielands, Herders und Goethes seinen Besuch machen wollte. Für den Herbst 1787 war seine Rückkehr nach Dresden beabsichtigt; Charlotte sollte sich anschließen, sollte in den Körnerschen Kreis aufgenommen werden; eine Trennung von ihrem Gemahl war geplant, und des Majors Ankunft in Weimar, welche erwartet wurde, sollte die Entscheidung bringen.

Schiller schildert die Wiederbegegnung seinem Freunde Körner im Brief vom 23. Juli. „Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie gestern verlassen: so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder

an." Gegen den Schluß des Briefes kommt er auf sie zurück: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken." Charlotte macht den Dichter mit dem Leben zu Weimar bekannt; er bringt täglich mehrere Stunden bei ihr zu; das Verhältnis der Liebenden wird in der Gesellschaft mit so viel Achtung behandelt, daß auch der Hof die Beiden zusammen einlädt. Indessen werden Schillers Mitteilungen an Körner, soweit sie sich auf Charlotte beziehen, im Laufe der Monate spärlicher; er weicht Anfragen aus, vertröstet auf mündliche Besprechung. Im Briefe vom 8. August 1787 bemerkt er, es sei ihm wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in ihnen beiden vorhanden sei, aber noch auf Entwicklung warte. In Charlottens Gemüt sei mehr Einheit als in dem seinigen. „Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen." Die Ankunft Heinrichs von Kalb verzögert sich bis Ende November, und als Schiller ihm begegnet war, schreibt er an Körner: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann."

Wenige Tage zuvor hatte Schiller Meiningen und Bauerbach wieder besucht und in Gesellschaft Wilhelms von Wolzogen zum ersten Male das Haus der Frau von Lengefeld zu Rudolstadt betreten. Während des Karnevals des Jahres 1788 verweilte Lottchen von Lengefeld in Weimar; Schiller sah sie auf einer Redoute und wiederholt in Gesellschaft der Frau von Kalb. Im Frühjahr 1788 nimmt Schiller einen Landaufenthalt in Volkstädt bei Rudolstadt. Von jetzt an bleibt er in ununterbrochenem Verkehr mit Lottchen von Lengefeld und ihrer älteren Schwester Karoline von Beulwitz, nachherigen Frau von Wolzogen. Im August 1789 verlobt er sich mit Lottchen von Lengefeld.

Und Charlotte von Kalb? Für sie waren die Tage bittersten Leidens gekommen. Noch im Frühjahr 1788 hatte ihr Schiller aus Volkstädt geschrieben, hatte ihr die Trennung von Allem, was ihre Seele „ertöte", ihr Bewußtsein entstelle und trübe, die Trennung ihrer Ehe mit eindringlichen Worten ans Herz gelegt. Sie solle zu ihm ins Saalthal kommen, im Kreise seiner Freundinnen ein schöneres und freieres Leben beginnen. Charlotte fand in diesem Schreiben die „freimütige Innigkeit", welche sie früher an Schiller gekannt, der herzliche Ernst seiner Gesinnung berührte sie „wie ein Strahl des Himmels"; aber der weibliche Takt sagte ihr, daß zu einer solchen Veränderung des Aufenthalts kein anderer Grund zu finden sei als des Freundes Name, daß nur Schillers persönliches Erscheinen und Auffordern sie zu einem solchen entscheidenden Schritt bestimmen dürfe. Sie antwortete ihm mit einem Brief, der „ein kleines Heft" war; denn „ihres Lebens Loose waren darin enthalten". Wochen und Monate vergingen: Schiller kam nicht, erwiderte nicht. Als sie die grausamen Qualen solchen Hinwartens bis auf die Neige gekostet hatte, als sie endlich anfragte, ob er ihren Brief erhalten habe, schrieb Schiller zurück, er sei auf manche Weise behindert worden, ihn erwägend zu beantworten; in einigen Tagen reise er mit Wolzogen nach Franken, vielleicht könne sie dort mit ihm zusammentreffen.

Im Herbst 1788 kam Schiller nach Weimar zurück und überbrachte ihr einen Brief des Fräuleins von Lengefeld, worin diese um Charlottens Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen", schreibt Charlotte in ihren Gedenkblättern, „aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsere Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig Briefe überlästig sind".

Und herber und herber verwundeten sie die Pfeile des Schicksals. Sie wußte, daß sie den Freund verloren habe; jetzt trug das Gerücht, trugen giftige Zungen ihr die Nachricht

von seiner Verlobung zu: er selbst schwieg noch immer. In spärlichen Worten gedenkt sie der Erlebnisse dieser Tage, in abgebrochenen Seufzerlauten des tiefsten Schmerzes: „Der letzte Tagesschein, so tief und klar, soll auch verlöschen? — O Leben! noch mir so hell, reich' mir den letzten Labetrunk! — Das Leid war allzu tief, daher verstummt das Wort!" —

Gegen Weihnachten 1789 kam Charlottens Gatte nach Weimar zurück. Er willigte nunmehr in die Scheidung; aber er verlangte den Sohn. „Diese Trennung", schreibt Charlotte, „empfand ich als unüberwindlich. Und es war also; denn sein Auge, das Wort sprach zu mir: Mutter .... die Schwermut lastete auf mir und man hielt mich für krank, für sehr krank, ich war meiner Tage wenig bewußt." Die Ehe ward nicht gelöst. Bald nachher ging Heinrich von Kalb nach Paris.

Als Schiller von seiner Hochzeit von Jena nach Erfurt reiste, erbat sich Charlotte ihre Briefe von ihm zurück, um sie mit den seinigen zu sammeln und zu heften; sie legte sie in ein schwarzes Kästchen. Aber in einer verdüsterten Stunde ergriff sie ängstliche Scheu, die Zeugen der Vergangenheit zu bewahren; sie fürchtete, daß diese Blätter, deren Verständnis nur ihr und dem Geliebten gegeben sei, höhnendem Mißbrauch in die Hände fallen könnten. So beschloß sie die Vernichtung der Briefe; einen nach dem andern übergab sie den Flammen. Erschütternd, von schwerster Empfindung durchtränkt, hochdichterisch sind die Worte, in welchen sie diese Opferung erzählt: „Kein Zeichen, kein Gedanke, — nur Staub und eitler Schatten ist mir nah. Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß, wo find' ich einst die ernste Ruh? — Mit Wehmut sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.

Wie aus dem klaren Himmel fielen diese Blüten nieder —
Nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf."

Wer wäre so herzlos, solchen Schmerz nicht zu ehren, wen ergriffe nicht um der Hoheit und Macht dieses Empfindens willen eine Regung von Sympathie mit der unglücklichen Frau? Und dennoch! Gerade in unseren Tagen will das Urteil über

Charlotte von Kalb sich verwirren, gerade jetzt werden gehässig richtende Stimmen laut, welche die Worte der Bewunderung und Verehrung, mit denen Männer wie Schiller, Herder, Goethe, Jean Paul, Hölderlin, Frauen wie Rahel über Charlotte gesprochen haben, vergessen zu machen sich Mühe geben. Nicht als ob es an Verteidigern, an warmen Freunden unter den Nachlebenden ihr fehlte! Hat doch Emil Palleske, indem er Charlottens Gedenkblätter herausgab, ritterlich tapfer und mit glänzenden Waffen für sie gekämpft! Aber nachdem zuerst Stahr uns die Freundin Schillers als eine hysterische Kokette zu zeichnen versucht hat, ist neuestens durch den Mitherausgeber der „Bilder aus der Schillerzeit", durch Hugo Wittmann, eine biographische Skizze Charlottens veröffentlicht worden, welche von Anfang bis zu Ende den Charakter einer hämischen Schmähung, einer Karikatur trägt. Ich kann in dieser Stunde eine durchgreifende Kritik des Wittmann'schen Aufsatzes nicht geben; aber indem ich auf wenige Andeutungen mich beschränke, möchte ich vor Allem hervorheben, wie viel Unrecht darin liegt, wenn Schillers Verhalten gegen Charlotte, seine Abwendung von ihr das Material liefern soll, ihren Charakter zu verunglimpfen.

Wir werden uns hüten, mit Schiller zu rechten, daß er nicht Charlotte von Kalb, sondern Lottchen von Lengefeld zu seiner Lebensgefährtin erwählte. Sicherlich folgte er bei dieser Entscheidung der innersten Stimme seines Herzens, und der ganze Verlauf der Ehe beweist, daß er zu seinem Glück handelte. Stand Lottchen von Lengefeld an originaler geistiger Begabung hinter Charlotte von Kalb zurück, so war jene doch die harmonischere Natur und sie entsprach mehr dem besonderen Ideal, welches sich der Dichter von den Frauen gemacht hatte. Und willig lernte sie von ihm, bildsamsten Wesens wuchs sie an ihm heran; ein derart innigzartes Sichanschmiegen, seelisches Unterordnen lag nicht in der Art der starkgeistigen, unruhigen, innerlich stürmischen, eigenwilligen Charlotte. Schiller selbst sehnte sich längst nach einer „geordneten häuslichen und bürgerlichen Existenz"; er entzog sich schweren Wirren, als er den Bund mit Charlotte löste. Der Tieferblickende, der sein Verhalten gegen

diese durch alle Stadien verfolgt, muß sich sagen, daß Schiller Charlotte niemals wahrhaft, niemals mit ganzer Hingabe der Seele geliebt hat; sein Grundgefühl war das der Freundschaft, das der Hochachtung ihres Geistes, und nur zeitweise, nur flüchtig erfaßte ihn der Wirbel einer leidenschaftlicheren Stimmung. So wird man den Treubruch, den er an Charlotte beging, verstehen, wenngleich es sehr hart, sehr bitter für diese war, daß Schiller, nachdem er seit Jahr und Tag sich entschieden hatte, der früheren Freundin gegenüber schwieg, daß diese als die letzte in Weimar von seiner Verlobung erfuhr.

Nun liegen freilich ein paar Aeußerungen des Dichters vor, welche den Gegnern Charlottens ungemein willkommen sind. Im Oktober 1788 schreibt Schiller aus Rudolstadt an Körner, Charlottens Einfluß auf ihn sei „nicht wohlthätig“ gewesen. Darin mochte er in gewissem Sinne Recht haben; aber einen Tadel begründet die Stelle um so weniger, da Schiller gleichzeitig bemerkt, er widerrufe nicht, was er von Charlotten geurteilt habe: sie sei ein edles, geistvolles Geschöpf. Dagegen enthält der Briefwechsel mit seiner Braut geradezu abfällige Urteile, und am übelsten lautet Schillers Aeußerung vom 12. Februar 1790: „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.“

Das sind herbe Worte. Aber sie verlieren ihr Gewicht, sobald man erwägt, zu welcher Stunde, unter welchen Umständen sie geschrieben sind. Eben damals hatte Schiller die letzten Fäden, welche ihn an Charlotte von Kalb banden, zerrissen. Mochte er um seines Herzensglückes willen diesen schroffen Bruch für notwendig halten, ein unbefangenes allgemeines Urteil über Charlotte auszusprechen war er jetzt nicht geschickt. Auch diesmal bewährte sich die psychologische Regel: eine neue Liebe macht ungerecht gegen die alte. Und im Lengefeld'schen Hause fehlten eifersüchtige Regungen nicht; Schillers Mißtrauen wurde genährt. Daß die stolze, leidenschaftliche Charlotte, als sie sich verschmäht sah, nicht immer den Ton höflicher Grazie bewahrte, ist menschlich.

In welchem Zustand sie sich befand, das haben wir nicht nur aus ihren eigenen Aufzeichnungen erfahren; auch die Gegenpartei gibt uns davon ein Bild, und wahrlich ein solches, das Mitleid erwecken sollte. Am 11. Februar 1790 schreibt Lottchen von Lengefeld an Schiller: „Gestern waren wir bei der Stein. Die Kalb ließ sich melden. Du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und thut; sie mochte nicht erwartet haben, uns dort zu finden. Wir waren ganz kalt gegen einander. Sie sah aus, wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört, das Gespräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß sie noch nie so gewesen wäre; sie klagte über den Kopf, sie saß unter uns, wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten und als gehörte sie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verstand. Sie ist mir sehr aufgefallen, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen. Aber so stößt mich so vieles zurück. Ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht."

Zwei Punkte, welche im Streit um Charlottens Charaktereigenschaften eine bedeutsame Rolle spielen, darf ich nicht unerwähnt lassen. Es wird ihr zur Last gelegt, daß sie einen ihr anvertrauten Brief erbrochen und daß sie einen anonymen Schmähbrief geschrieben habe. Wie es scheint, hat Schiller, als Charlotte ihre Briefe von ihm zurückverlangte, einen einzigen für sich behalten: den nämlichen, welcher nunmehr in den „Bildern aus der Schillerzeit" veröffentlicht worden ist. Er stammt aus dem Mai 1785 und enthält als Postskript die Stelle: „Vielleicht bemerken Sie's, daß Beck's Brief erbrochen war — er ist's durch mich. Dies Opfer konnt' ich meiner Neugierde nicht bringen. Verzeihen Sie's, mein Bester, und lassen Sie sich ja nichts bei Beck merken. Wär's ein Verbrechen?" Augenscheinlich hatte Heinrich Beck, der Mannheimer Schauspieler und Freund Schillers, Charlotten einen Brief an diesen zum Einschluß übergeben; Charlotte hat ihn erbrochen. Gewiß eine unschöne Handlung, ein wahrer Exzeß weiblicher Neugierde! Aber gewiß auch nur ein übereilter Schritt, nicht ein Charakterzug und nicht

Intrigue schlimmerer Art! Bekennt ja doch Charlotte selbst dem Empfänger gegenüber gleichzeitig und freiwillig ihr Unterfangen, und mit eben diesem Geständnis schwächt sie das Bedenkliche der Handlung wesentlich ab. Sie scheint in der That einen Augenblick unsicher gewesen zu sein, ob nicht die Vertraulichkeit des Freundeskreises ihren Schritt entschuldige; und ihre Neugierde wird um so verständlicher, wenn man weiß, daß Heinrich Beck in Charlotte verliebt war.

Wie aber hat Hugo Wittmann dieses Vorkommnis ausgebeutet! Er begleitet den Text des Postskriptes mit dem Ausruf: „Also Charlotte erbricht die Briefe fremder Leute.“ Die Briefe! Im Handumdrehen ist der einzelne Fall in einen Pluralis verwandelt! „Ein ganz schnöder, heimtückischer Zug“, dieses „Erbrechen fremder Briefe“, heißt es später. Dabei wird erzählt, Lottchen von Lengefeld habe die Kalb im Verdacht gehabt, daß sie ihre Briefe irgendwie auffange. Aber dieser Verdacht, dem Mißtrauen der Eifersucht entsprungen, gründete sich auf keine andere Thatsache als auf die, daß ein paar Briefe verspätet ankamen, und über Unsicherheit der Weimarischen Post haben auch Knebel und Goethe geklagt.

Das zweite Geschichtchen, welches in Frage kommt, ist folgendes. Im Jahr 1789 erhielt Lottchen von Lengefeld einen anonymen Brief des Inhalts, sie solle nicht nach Poeten jagen, dergleichen Leute seien Phantasten, solle lieber zur Hausfrau sich bilden u. s. w. Ich habe diesen Brief, der von Urlichs publiziert wurde und heute im Schillerarchiv zu Greifenstein ob Bonnland verwahrt ist, in Händen gehabt. Auf dem Kuvert findet sich eine Bemerkung von der Hand der Tochter Schillers, der Freifrau von Gleichen: ihre Mutter habe ihr oft davon erzählt, aber nie erfahren, von wem der Brief gewesen. „Zwei Vermutungen hatte sie: Charlotte von Kalb und M^lle S., die beide Schillern liebten.“ Das klingt unsicher genug. Die Handschrift Charlottens zeigt der Brief nicht. Und die Denkart, welche er verrät, ist unvereinbar mit Charlottens Geist und Charakter. Tausend Zeugnisse reden dagegen. Freilich die „Bilder aus der Schillerzeit“ kennen auch hier keinen Zweifel; diese

Art von Justiz spricht das Urteil noch vor dem Verhör. Mit der Bemerkung: „das Verletzen des Briefgeheimnisses geht fast immer Hand in Hand mit dem Verleumden und Einschüchtern durch anonyme Briefe“ ist die Sache abgethan; in der That eine juridische Methode, mittelst welcher sich auch beweisen ließe, Charlotte habe silberne Löffel gestohlen!

Bei einer solchen Behandlung der Dinge werden wir uns nicht wundern, wenn Hugo Wittmann Charlottens Liebe zu Schiller eine „alberne Passion“ nennt, wenn das Gespräch zwischen Maya und Fimanté als „holder Unverstand, der sich selbst anseufzt“, wenn Charlottens Gedenkblätter als ein „zweihundert Seiten währender Vernichtungskampf gegen Natur und gesunden Menschenverstand“ bezeichnet werden. Es ist ja richtig, Charlottens Wesen eröffnet sich nicht dem flüchtigeren Blick, und ihre Ausdrucksweise hat manches Befremdende. Nur ein liebevoller, ein zum Verstehenwollen geneigter Sinn wird in die Abgründe und Seltsamkeiten dieser Natur das Senkblei werfen können. Charlottens Seelenkräfte halten sich schwer im Gleichgewicht und ein krankhafter Zug von Reizbarkeit ist ihr angeboren. Sie hat kein scharfes Auge für die Wirklichkeit; sie sieht weniger die Dinge selbst als die Bilder, zu welchen ihr Inneres in immer regsamen Träumen die Wirklichkeit umgewandelt hat. Diejenige Geistesfunktion, welche die Uebermacht in ihr hat, ist die Phantasie; ihr Denken ist ein phantasiemäßiges. Charlottens Stil hat etwas Dunkles, Gesuchtes, Absichtliches; die Neigung zum Pathetischen, Feierlichen, zur Grandezza, das Bestreben, in jegliches Wort ein schwereres, seelisches Gewicht zu legen, auf einen bedeutungsvollen Hintergrund überall durchblicken zu lassen, formt und verrenkt ihn. Mit der Orthographie schaltet sie höchst willkürlich; auch ihre Satz- und Wortbildung ist von Gewaltsamkeiten und individuellen Schrullen nicht frei. Das Verhüllende in der Art ihres Erzählens hat zum Teil auch darin seinen Grund, daß sie die Geheimnisse ihres Herzens nur widerstrebend verzeichnet, daß sie in Dingen, welche ihr heilig sind, die bestimmte Nennuug von Namen und Thatsachen zartsinnig scheut. Aber inmitten all dieses Ringens, inmitten dieser

sprachlichen Unbehilflichkeit und Gezwungenheit überrascht plötzlich eine hochdichterische Anschauung, ein intuitiver Seherblick, ein blitzartiges Auftauchen von Sprachgewalt, von außerordentlicher Befähigung, die Fülle der Seele in Worte zu fassen. Wenn eine der Frauen zu Weimar das Prädikat der Genialität verdient, so ist es Charlotte von Kalb.

Den vollen Einblick in ihr Wesen haben erst ihre von Paul Nerrlich im Jahre 1882 veröffentlichten Briefe an Jean Paul und dessen Gattin ermöglicht. Niemand darf sagen, daß er Charlotte von Kalb kennt, wenn er diese Briefsammlung nicht gelesen hat. Hier, aus der Zeit von 1796—1821, liegt uns eine Reihe von unmittelbaren, unerkünstelten, aus dem Augenblick der Empfindung geborenen Aeußerungen vor; hier steht Charlotte auf der Höhe ihres Lebens, auf der Stufe reifster Entwicklung. Nun erst begreift man ganz, wie Schiller von ihr sagen konnte: „Es liegt unendlich viel eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind eben so scharf als tief"; wie Jean Paul von ihr rühmen konnte, daß sie eine Frau von mehr Geistesfreiheit, Tiefe, Kraft und Toleranz sei, als er je eine gekannt.

Und welchen Heroismus des Duldens verkünden diese Blätter! Denn zum Düsteren, zum völlig Trostlosen wendet sich ja die zweite Hälfte ihres Lebens. Noch einmal hatte sie die Hand ausgestreckt nach dem unveräußerlichen Rechte des Menschenherzens, ein gleichgestimmtes Wesen zu besitzen. Aber auch Jean Paul bricht ihr die Treue. „Dahin ist Jugend und dahin ist Liebe". Im Jahre 1806 erschießt sich zerrütteter Vermögensumstände halber Charlottens Gatte zu München; 1825 gibt sich ihr Sohn August Wilhelm in einer pommerischen Festung den Tod. Sie selbst, seit langen Jahren erblindet, ihres ganzen Vermögens beraubt, von der Arbeit ihrer Hände sich nährend, lebt, eine Weltabgeschiedene, im Schlosse zu Berlin, wo ihr die Prinzessin Marianne von Preußen eine Unterkunft gewährt hatte. Ihre Klagen sind verstummt. Nur zuweilen zuckt noch ein schmerzvolles Wort auf. Im Jahre 1806 schreibt sie an Jean Paul: „Ich las in diesen

Tagen die Briefe von Hölderlin wieder, die drei, so ich mir bewahrte. Einst gab ich sie Ihnen zu lesen, Sie haben sie nicht geachtet, wie ich meine. Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein Seher, ein von Gott belebter haben kann — ich könnte viel von ihm sagen. Der Mann kann es noch weniger ertragen als das Weib, wenn es seinesgleichen um sein Thun nicht findet, aber ein Jeder wird arm und ist beklagenswert in der Öde und Leere. Ein Chaos wartet auf die Liebe des Geistes."

Es wird die Pflicht der Nachwelt sein, mit dem Andenken an Schiller zugleich das an Charlotte von Kalb zu ehren. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: das Unglück ist heilig.

---

3. Leopold von Ranke.

Festvortrag von Prof. Dr. Ludwig Oelsner, hier.

(20. Dezember 1885).

Im Jahre 1861 starb im Alter von 85 Jahren Friedrich Christoph Schlosser, nachdem er sein langes Leben der Ausarbeitung seiner berühmten Weltgeschichte gewidmet hatte. Im Jahre 1880 trat ein Anderer, ebenfalls 85 Jahre alt, Leopold von Ranke, zum ersten Male mit dem Entschluß hervor, eine Weltgeschichte zu schreiben, und er hat uns seitdem in jedem Jahre mit einem neuen Bande seines Werkes überrascht. Es will mir scheinen, als ob die Persönlichkeit Rankes erst durch dieses letzte Unternehmen wahrhaft populär geworden sei. Erregt schon die Erreichung eines so ungewöhnlichen Lebensalters eine allgemein menschliche Teilnahme, so ist dies in noch ungleich höherem Grade der Fall, wenn sich mit dem Greisenalter eine so staunenerregende Geisteskraft verbindet. Die deutsche Wissenschaft hat in unserem Jahrhundert schon einmal ein solches Phänomen erlebt. Am 10. Mai 1859 traf in Berlin mit der Post der letzte Korrekturbogen des „Kosmos" ein, zur selben Stunde, als man Alexander von Humboldt, vier Monate vor seinem 90. Geburtstage, zu Grabe trug. Ranke vollendet morgen in voller Rüstigkeit sein 90. Lebensjahr. Wir ehren

ihn und uns, indem wir diesen Tag mit ihm feiern; und ich habe, als einer aus dem engeren Kreise seiner Schüler, dankend den Auftrag übernommen, die Festrede zu halten, so schwer es bei der Größe und dem Umfang der Aufgabe auch fallen muß, derselben im Rahmen eines Vortrages gerecht zu werden.

Der Lebensgang Rankes ist einfach, wie gewöhnlich ein deutsches Gelehrtenleben. Seine Kindheit führt uns nach dem Orte Wiehe, einem thüringischen Landstädtchen der sog. Goldnen Aue. Dort feierten der Rechtsanwalt Gottlob Israel Ranke und Friederike Lehmike am 17. Februar 1795 die eheliche Verbindung, welche durch so hohen Kindersegen beglückt werden sollte. Sie hatten fünf Söhne und zwei Töchter; vier von den Söhnen sind Universitätslehrer geworden. Der älteste, Leopold, wurde am 21. Dezember 1795 geboren; er verbrachte die ersten elf Jahre seines Lebens in Wiehe selbst. Im Jahre 1806 schickte ihn der Vater nach dem benachbarten Donndorf auf die Klosterschule, und er blieb hier bis 1809. Hierauf kam er in die berühmte Lehranstalt zu Schulpforta und absolvierte daselbst die Gymnasialstudien. 1814 siedelte er nach Leipzig über, wo er im Jahre 1817, nach Beendigung des Trienniums, zum Doktor promoviert wurde. Schon 1818 erhielt er eine Anstellung als Gymnasial-Oberlehrer in Frankfurt a. O.; 1825 wurde er, nachdem sein erstes Werk „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514" erschienen war, als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Berlin berufen, und diese Stadt ist seitdem sein Domizil geblieben: nur vorübergehend ist zweimal, 1827*) und 1854, von einem Weggange nach München die Rede. Bereits 1832 trat er, an Stelle Niebuhrs, in die Akademie der Wissenschaften ein; 1836 erhielt er die ordentliche Professur. Im Jahre 1845 verehelichte er sich, ein Fünfziger, mit einer Engländerin; seine Gemahlin beschenkte ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter.

Mit den vorrückenden Jahren folgte dann eine Reihe ehrenvoller Jubelfeste. Im Jahre 1865 wurde er zur Feier seines

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel VI, 154.

70. Geburtstages in den Adelstand erhoben. 1867 brachten ihm seine Schüler zu Ehren seines 50jährigen Doktorjubiläums eine großartige Ovation dar. 1882 wurde der fünfzigste Jahrestag seines Eintritts in die Akademie der Wissenschaften durch eine Huldigung gefeiert, mit welcher der König die Erhebung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz verband. Am 31. März 1885 endlich zeichnete ihn die Stadt Berlin, zur Erinnerung an seine vor 60 Jahren erfolgte Niederlassung daselbst, durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes aus.

In seinem Hause — es ist noch dasselbe, das er bei seiner Verheiratung vor 40 Jahren bezogen — ist es inzwischen wieder still geworden. Seine Frau lebt nicht mehr; seine Kinder haben ihren eigenen Hausstand gegründet. Was sein Heim belebt, was seine Seele erfüllt, ist die Arbeit. Nachdem er um 9 Uhr morgens aufgestanden, beginnt um 10 Uhr sein Tagewerk. Von 10—2 Uhr arbeitet er ununterbrochen, indem er sich entweder vorlesen läßt oder diktiert; dann empfängt er Besuche. Von 3—5 Uhr wird spazieren gegangen, und er scheut es nicht, die beschwerlichen zwei Treppen täglich hinunter- und heraufzusteigen. Dann folgt ein wohlbesetztes Diner, hierauf eine Pause, und von 8—12, oft bis 1 oder 2 Uhr nachts wird wieder gearbeitet. So schafft er noch heute durchschnittlich 8—10 Stunden täglich.

Auf diese seine Arbeit einzugehen, ist denn auch die Hauptaufgabe desjenigen, der ein Lebensbild Rankes zu entwerfen hat.

Lassen Sie mich an ein Wort anknüpfen, dessen sich Ranke selbst in seiner Gedächtnisrede auf Johann Friedrich Böhmer, unseren früheren Stadtbibliothekar, den berühmten Verfasser der Kaiserregesten, bedient hat*): „Mit dem Leben ist es einmal nicht anders, das Interesse konzentriert sich meistens im Werden und nimmt ab, sowie das Leben, so zu sagen, zum Geschäft wird" — ein Wort, das wenigstens in seinem ersten Teile auch auf Ranke zutrifft. Schon die Schulzeit weist charakteristische Züge auf. Sein Bruder Heinrich erzählt in

*) Historische Zeitschrift XX, 394.

den „Jugenderinnerungen",*) wie Leopold in Donndorf nach dreijährigem Unterricht erklärte, hier sei für ihn nichts mehr zu lernen; in Pforta hoffe er weiter fortzuschreiten. Nachdem er in Schulpforta erst fünf Jahre zugebracht, also vor Absolvierung des sechsjährigen Kursus, drängt es ihn auch von hier wieder weg: er könne nicht genug für sich arbeiten, behauptete er, die Unterrichtsstunden seien ihm eine unliebsame Unterbrechung. Auf die Bemerkung, es werde ihm auf der Universität mit den Vorlesungen ähnlich ergehen, meinte er, dort werde er doch ganz sein eigener Herr sein. Wie bezeichnend ist für ihn diese Entschlossenheit, die sich selbst die Direktive giebt, diese Klarheit über seine Ziele! Man meint schon den künftigen Forscher zu hören, der, unzufrieden mit dem Material, das die Bücher ihm liefern, sich auf die Reise begiebt, um in den verschiedensten Archiven Europas sich die Belehrung zu verschaffen, welche ihn zur vollen Erkenntnis führen soll.

Ranke widmete sich ursprünglich der klassischen Philologie. In Pforta war es Sophokles, der ihn am meisten fesselte: mit einem seiner Lehrer rezitierte er privatim die Dramen dieses Dichters; drei derselben übersetzte er schriftlich und verehrte sie schön eingebunden seinem Vater zum Geburtstag. In Leipzig widmete er sich vornehmlich der historischen Literatur, besonders dem Thucydides, unter der Leitung von Gottfried Hermann. Dem persönlichen Einflusse dieses bedeutenden Lehrers entsprach die Einwirkung Niebuhrs durch sein kurz vorher erschienenes Werk über die römische Geschichte, in welchem zum ersten Male die historische Überlieferung auf ihren Wert geprüft wurde. Der dritte Autor, mit dem sich Ranke vorwiegend beschäftigte, war Luther.

Damals waren die Freiheitskriege beendet, und die deutsche Geschichtswissenschaft empfing von ihnen aus eine ganz bestimmte Richtung. Man hatte die Demütigung Deutschlands erlebt und fand es nützlich, sich in die Zeiten deutscher Größe zurück-

*) Fr. Heinr. Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben, Stuttgart 1876. S. 16 und 43.

zuversetzen. So wurde die mittelalterliche Geschichte mit Begeisterung erforscht. Es erschienen 1824 Raumers „Hohenstaufen", 1826 begann die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica, 1828 ließ Stenzel sein epochemachendes Werk über die Geschichte der fränkischen Kaiser erscheinen.

Aber die französische Revolution und die Fremdherrschaft hatten noch eine andere Wirkung auf die deutschen Studien geübt. Man machte die Schreckensereignisse, die man in Deutschland erlebt, man machte auch die Greuel der französischen Revolution dem neuen Geiste zum Vorwurf, der von der Reformation seinen Ausgang genommen hatte. Man schwärmte für das Mittelalter, wo Deutschland in politischer und religiöser Beziehung geeint dagestanden habe. Es ist die romantische Richtung, die ja auch in der Poesie sich so bedeutende Geltung verschafft hat, und als deren Vertreter in der Geschichtswissenschaft ich den vorhin erwähnten, gleich Ranke im Jahre 1795 geborenen, Böhmer nennen möchte. Er begeisterte sich für die reichsbürgerlichen Zeiten, denen seine Kindheit noch angehört hatte. Er wandte sich von der Neuzeit ab und versenkte sich mit Liebe in die Tage des Mittelalters. Obwohl Protestant, zeigte er doch eine ausgesprochene Hinneigung zum Katholizismus. Von dem Emporkommen der „Bo-Russen" wollte er nichts wissen. Er bewunderte die ältere deutsche Kunst und Literatur, und dieser Vorliebe für das Mittelalter entsprachen denn auch seine historischen Arbeiten.

Wie stellte sich zu allen diesen Bestrebungen Ranke? Er folgte weder jener patriotisch-deutschen, noch dieser romantisch-schwärmerischen Richtung, die ich eben charakterisiert habe. Er wirft der letzteren ihre Einseitigkeit vor. „Welcher Irrtum, ruft er, eines von allen Jahrhunderten gleichsam als bevorzugte Zeit Gottes zu betrachten." Nach Böhmer müßte man Innocenz III. als den größten Mann der Geschichte, das 13. Jahrhundert als den Höhepunkt deutscher Entwickelung ansehen; alles Frühere würde als unvollkommene Vorbereitung, alles Spätere als Abfall erscheinen. Und wenn Böhmer auf die Poesie des Mittelalters, dessen Baukunst oder dessen scholastische Philosophie hin-

weist, so hält Ranke ihm entgegen, daß dies zum großen Teile nicht original-deutsche Schöpfungen sind; das mittelalterliche Kaisertum aber ist kaum jemals zu wirklicher Macht gelangt. Die Reformation ist nach Ranke unser wichtigstes vaterländisches Ereignis; die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts ist ihm ein echteres Produkt des deutschen Geistes, als das System irgend eines deutschen Scholastikers. Noch in Rankes Studienzeit fiel die 300jährige Jubelfeier der Reformation, und er trug sich damals mit dem Plan, ein Leben Luthers zu schreiben.

Allein seine Gedanken gingen weiter. Er suchte nach umfassenderen Gesichtspunkten, nach dem lebendigen Momente jener Zeiten, nach den eigentlichen Trägern der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung. Er konnte sich auf das deutsche Vaterland nicht beschränken. Er fand, daß die Weltgeschichte seit dem Ende des römischen Reiches sich in einer großen Völkergenossenschaft vollzieht, welche von sechs romanischen und germanischen Völkern gebildet wird: den Spaniern, Italienern und Franzosen auf der einen, den Deutschen, Engländern und Skandinaviern auf der anderen Seite. Diese sechs Völker haben im Laufe des Mittelalters sich im Innern gleichartig entfaltet und nach außen in drei gemeinschaftlichen Unternehmungen, von denen andere Nationen nur wenig berührt wurden, ihre Einheit und Zusammengehörigkeit bethätigt: in der Völkerwanderung, den Kreuzzügen und den Pflanzungen jenseits der Meere, gleichsam drei großen Atemzügen des unvergleichlichen Vereines. Der letzte Ausdruck dieses romanisch-germanischen Gemeinwesens ist zu Ende des Mittelalters die spanisch-österreichische Monarchie des Hauses Habsburg. Gegen sie aber erhebt sich Frankreich, und gleichzeitig lehnt sich Nordeuropa gegen die Herrschaft des Papsttums auf; auf diesen Gegensätzen, auf diesem politisch-religiösen Weltkampfe beruht die ganze neuere Geschichte.

Ranke faßte nun den Plan, zuvörderst den wichtigen Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zur Darstellung zu bringen. Es reizt ihn, die Endpunkte solcher Entwickelung einander gegenüber zu halten; z. B. wie im Jahre 1495 der französische König Karl VIII. nach Italien zieht, um gegen die Türken

zu kämpfen, und 41 Jahre später Franz I. von Frankreich mit eben diesen Türken sich gegen das Haus Habsburg verbindet. Durch solche Kontraste wird das zu behandelnde Thema am deutlichsten präzisiert.

So hat der 30jährige Mann jetzt seine Lehrzeit vollbracht. Von der hohen Warte, die er erklommen, überblickt er die ganze neuere Geschichte und hat nun die Aufgabe gefunden, der er für sein weiteres Leben angehört. Wir finden ihn daher in jener inneren Agitation, wie sie der Genius empfindet, wenn sich ihm sein Beruf offenbart, jener „Agitation von größter Gewalt und Tiefe", von welcher ein Mohammed ergriffen ward, als ihm eine neue Gotteserkenntnis aufging.*) Wir haben auch hierüber Mitteilungen seines Bruders Heinrich. Dieser hatte inzwischen die Universität Halle bezogen. Von dort ging er oft nach Frankfurt und fand Leopold stets in das eifrigste Studium vertieft. Es war gewöhnlich nicht Rankes Art, sich über seine Arbeiten auszusprechen; aber wenn er sich des Abends mit Heinrich an der Oder erging, da enthüllte er ihm doch gern die Fülle seiner Gedanken. Ihn beunruhigte freilich auch die Unvollkommenheit seines Werkes; namentlich waren die wissenschaftlichen Hülfsmittel, welche ihm zur Verfügung standen, nicht immer ausreichend, um eine feste Ansicht zu begründen. „Es giebt ein erhabenes Ideal; ich weiß, wie weit ich davon entfernt geblieben. Man bemüht sich, man strebt, am Ende hat man's nicht erreicht. Daß nur niemand darüber ungeduldig werde!"

Die Welt urteilte minder streng. Sein im Oktober des Jahres 1824 erschienenes Buch wurde mit Auszeichnung aufgenommen und veranlaßte gleich im nächsten Frühjahr seine Berufung nach Berlin. Es war von einem zweiten Werke als Beilage begleitet: „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber." Hier führt er uns in die Quellen ein, aus denen er geschöpft hat, und unterzieht dieselben einer strengen Prüfung. Er geht namentlich sechs Schriftsteller durch, zwei Italiener, zwei Deutsche, einen Spanier und einen Franzosen, durch deren Kritik

*) Ranke, Weltgeschichte V, 1. 57.

er beweist, wie wenig berechtigt es ist, den Berichten solcher Autoren zu vertrauen, denen keine originale Kenntnis beiwohnt, und wären sie selbst den Ereignissen gleichzeitig, die sie erzählen. Er ersehnt die Zeit, wo es möglich würde, die neuere Geschichte aus den Berichten der Augenzeugen, aus den Darstellungen der Mitwirkenden aufzubauen. Er weiß recht gut, welche Schätze, bis dahin unbenutzt, in den verschiedensten Archiven verborgen liegen. Seine Sehnsucht ist, selbst einmal diese Schätze heben zu können. Wir müssen staunen, wie er diese in dem Abschnitt „Von dem, was noch zu thun sei", bis ins Einzelne charakterisiert. Alle folgende Thätigkeit Rankes und seiner Schule erscheint als die Erfüllung jenes Programmes von 1824.

Die wissenschaftliche Welt war voll des Lobes für sein Werk, das darstellende sowohl als auch das kritische. Es gereicht mir zur hohen Freude, das Urteil meines zweiten ausgezeichneten Universitätslehrers hier anführen zu können. Gustav Adolf Stenzel in Breslau äußerte sich im zweiten Bande seiner Fränkischen Kaiser (1828): „Bei der sich täglich mehrenden Menge von Geschichtsbüchern aller Art sind wir doch kaum imstande, noch Einen außer Ranke zu nennen, der sich um das Studium der Quellenschriften unmittelbar besonderes Verdienst erworben hätte. Ja, man muß gestehen, daß Ranke mit einer umfassenden Kenntnis und großem Scharfsinne eine so meisterhafte Beurteilung der Glaubwürdigkeit einzelner Schriftsteller gegeben hat, daß sie jüngeren Freunden der Geschichte als Muster vorgelegt werden sollte." Wer weiß, wie zurückhaltend Stenzel in seinem Lobe war, wer das herbe Urteil kennt, welches er über Raumers „Hohenstaufen" gefällt hat, wird diese knapp gehaltene und doch so warme Anerkennung Rankes um so höher anschlagen.

Aus den ersten Berliner Jahren des jungen Professors möchte ich noch mit einigen Worten seiner innigen Beziehungen zu zwei berühmten Frauen gedenken: zu Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen von Ense. Wir hören, wie er eines Tages Bettina in einer Gesellschaft kennen lernt. Während der ganzen Abendunterhaltung läßt sie ihn nicht von ihrer Seite;

sie verschmäht den Wagen, welcher sie nach Hause fahren soll: Ranke muß sie begleiten. Die Unterredung ist am Hause noch nicht erledigt; sie gehen weiter, kommen wieder zurück und gehen abermals weiter. Das unerschöpfliche Gespräch dauerte fort, bis darüber der Tag anbrach. Sie blieben seitdem in regem und immer regerem Verkehr: Ranke „liebt Geist und bedarf Geist", urteilte Rahel; „dieses Üben hat er nötig, seine Feierstunden zu bewegen." *) Er empfand für Bettina ohne Frage eine größere Zuneigung als für Rahel, doch besuchte er diese ebenfalls häufig, und auch sie fand seinen Verkehr außerordentlich fesselnd. Bald schickte er ihr eine interessante Dichtung,**) bald sprach er mit ihr über „Ehe; Geschichte; was sie sei, warum er sie treibe. Alles gedankenvoll".***) Seine Briefe sind „so vortrefflich, so rein vornehm geschrieben, wie alles von ihm".†) Zwischendurch jedoch läßt sich eine gewisse Gereiztheit bemerken, sei es Empfindlichkeit darüber, daß Ranke ihr Bettina vorzog,††) sei es selbst eine Art Eifersucht auf die höhere Herrin, die Wissenschaft, der Ranke vor allen andern seine Dienste weihte. Als sie einmal von Wien aus ein Schreiben des Freundes empfängt, beklagt sie sich, der Brief sei vorwiegend geschäftlichen, d. h. auf seine Studien bezüglichen Inhalts und bringe nur so viel Anderes, daß man das Erstere nicht geradezu behaupten könnte.†††) Ranke war eben seines schriftstellerischen Strebens

---

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel VI, 173.

**) So im August 1826 (Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. III. 243—245), das „indische Gedicht", das wohl weder sinnbildlich, noch als Rankes eigner Versuch aufzufassen ist (Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie 1046), da Rahel es sonst nicht zurückgeschickt, noch durch indische Bilder ergänzt hätte. — Ein Gedicht Rankes an Rahel s. „Briefe v. Stägemann, Metternich, Heine u. Bettina v. Arnim" (1865) S. 279.

***) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, VI, 105.

†) Buch des Andenkens III, 328. Ähnliches S. 346. 350. 538. 550. 576; Briefwechsel S. 221. 267.

††) Vgl. Briefwechsel VI, 132: „er glaubt an sie . . . es ist ein Glück, das ich ihm gönne". Ähnlich S. 140. 173 (schon im „Buch des Andenkens" S. 303—304 gedruckt, doch mit Weglassung der Namen) und 175.

†††) Buch des Andenkens III, 327—328.

voll; er brachte ihm Jahre hindurch sogar seine Universitätsthätigkeit zum Opfer.

Es ist hier am Platze, ein Wort über die sogen. „Venetianischen Relationen“ zu sagen, auf denen ein großer Teil der Ranke'schen Werke beruht, die daher für unsere Betrachtung von hoher Bedeutung sind. Venedig nahm seit dem Ende des Mittelalters nicht mehr die hohe Stellung ein, welche es in früheren Jahrhunderten behauptet hatte. Wohl aber suchte es nach außen hin sein ehemaliges Ansehen so lange als möglich zu erhalten und glaubte dies dadurch zu erreichen, daß es mit den größten Höfen beständig in gesandtschaftlicher Verbindung blieb, vornehmlich mit Rom, Madrid, Wien, Paris und Konstantinopel. Nun war es Vorschrift, daß jeder Gesandte von diesen Orten aus regelmäßige Berichte schickte. Gewöhnlich machte man alle fünf Botschafterposten durch, indem man auf jedem etwa drei Jahre blieb. Hatte man diese 15 Jahre absolviert, so trat man zu Venedig in den Senat ein, um von hier aus die Politik der Vaterstadt leiten zu helfen. Wie man gewöhnlich alle 14 Tage von dem betreffenden Gesandtschaftsposten aus an die Stadt schreiben mußte, so hatten die Heimkehrenden über das Gesamtergebnis jeder dreijährigen Periode einen umfassenden Bericht anzufertigen. Diese sogenannten „Relationen“ wurden vor dem Senat verlesen, in welchem sämtliche regierende Persönlichkeiten vereinigt waren und ein hochansehnliches Auditorium bildeten. Manchmal zog sich die Verlesung einer solchen Relation durch mehrere Abende. Während die vierzehntägigen Berichte mehr dem Laufe der Begebenheiten folgten, hatten die Schlußrelationen eine Charakteristik der Personen und Zustände des fremden Landes zum Gegenstande. Sie boten eine Analyse des damaligen geschichtlichen Lebens, wie sie der Historiker sich nicht besser wünschen kann. Und alle diese Schätze waren bis dahin, man könnte sagen, ungehoben.

Wie wurde Ranke auf sie aufmerksam? Dies erklärt sich aus zwei weiteren Umständen. Es war im 16. und 17. Jahrhundert ganz allgemein üblich und erregte nicht den geringsten Anstoß, daß die Gesandten die öffentlichen Papiere teilweise im

Privatbesitz behielten. So kam es, daß die vornehmen Familien, aus deren Kreisen die Staatsämter gewöhnlich besetzt wurden, eigene Kabinette für solche Manuskripte von unschätzbarem Werte besaßen. So in Venedig; ähnlich in Rom. Denn auch die Berichte der römischen Gesandten blieben mehr oder weniger im Besitze der Botschafter selbst. Beim Bau der Paläste pflegte man von vornherein einige Säle des oberen Stockwerks für die Aufbewahrung dieser Dokumente zu bestimmen. Man legte außerdem Wert darauf, solche Handschriften anzukaufen oder sich mindestens Abschriften der Originale zu verschaffen. Wer Geld und Mühe daran wandte, konnte dies mit bestem Erfolge thun. Die Abschriften wurden dann zu Bänden vereinigt, ohne Ordnung und Plan, ganz wie man sie zufällig zusammengekauft hatte. Solche Sammlungen „politischer Informationen", wie man sie zu nennen pflegte, finden sich auch außerhalb Italiens. Wer die Pariser Bibliothek durchforsche, sagt Ranke, brauche Italiens Archive nicht mehr. Eine Sammlung dieser Art war denn auch nach Berlin gekommen und bis auf einen flüchtigen Einblick, den einst Johannes Müller genommen, noch nie verwertet worden. Ranke hatte dieselbe gleich in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes entdeckt, und sein zweites, 1827 erschienenes Werk, „die Osmanen und die spanische Monarchie",*) der erste Band der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", beruht zumeist auf diesem Material.

Aber nun zog es ihn unwiderstehlich nach Italien und er erhielt hierfür einen nicht weniger als vierjährigen Urlaub, von 1827—1831. Der Weg führte ihn zuerst nach Wien, dann nach Venedig, Florenz und Rom.

Mit diesen italienischen Forschungen, die die wesentliche Grundlage seiner späteren Werke geworden sind, hat sich Ranke jedoch nicht begnügt.

Als er an die Darstellung der deutschen Ereignisse ging, richtete sich sein Auge auf die deutschen Handschriftenschätze. Wahrscheinlich hat Böhmer ihn zuerst auf das Frankfurter Archiv hingewiesen, nicht direkt, sondern in dem Urkundenbuch

*) Hieran schloß sich 1829 „die serbische Revolution": eine Gelegenheitsschrift.

der Stadt Frankfurt a. M., welches im Sommer 1836 erschienen ist, woselbst es heißt: „Welcher reiche Inhalt mag in den Reichsverhandlungen verborgen liegen, die seit dem Konstanzer Konzil bis zum Jahre 1806 in ununterbrochener Folge Hunderte von Folianten füllen?“ Im Herbst 1836 war Ranke hier und von 96 Bänden, welche die Reichstagsakten von 1414—1613 umfassen, benutzte er die ersten 64 Bände, die man ihm der Bequemlichkeit halber nach Berlin schickte.

Hier sei an einem bezeichnenden Beispiele seine Forschungsmethode dargethan. Die reichsstädtischen Berichte des Frankfurter Archivs reichten ihm nicht aus. Der Reichstag hatte außer dem städtischen Kollegium noch zwei andere, das Kurfürsten- und das Fürstenkollegium. Es schien wünschenswert, auch die Berichte kurfürstlicher und fürstlicher Gesandten an ihre Höfe zu lesen. Anfangs 1837 durchforschte er daher in dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin die kurfürstlichen Gesandtschaftsberichte; dann ging er nach Dresden, denn das jetzige Königreich Sachsen war in den ersten Jahrzehnten der Reformationszeit noch Herzogtum; zuletzt auch nach Weimar, um die innere Entwickelung der evangelischen Partei aus dem dortigen Archive kennen zu lernen.

In ähnlicher Weise wandte er seine Schritte später, als es sich um die Geschichte Frankreichs und Englands handelte, nach Paris und London, und benutzte ebenso noch mehrere kleinere Archive.

Der Hinweis auf diese Fundgruben der geschichtlichen Belehrung gehört zu den Hauptverdiensten des Geschichtsforschers Ranke; er selbst schöpft aus ihnen eine Fülle neuer Thatsachen und neuer Anschauungen, die seitdem herrschend geblieben und durch spätere Entdeckungen nur bestätigt worden sind. „Man bedauere den nicht“, ruft er einmal in der Freude an seinem Thun, „der sich mit diesen anscheinend trockenen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manches heiteren Tages versäumt. Es ist wahr, es sind tote Papiere, aber sie sind Ueberreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt.“ „Deutlich wiederzuerkennen ist doch allein derjenige Teil der Vergangenheit, der in Schriften aufbewahrt worden.“

So entstand allmählich die Reihe klassischer Werke, die ich bei der Kürze der Zeit nur nennen kann. Zuerst als Fortsetzung der „Fürsten und Völker von Südeuropa“ in den Jahren 1832—36 „die römischen Päpste“ — wie es in der neuen Auflage heißt — „während der letzten vier Jahrhunderte.“ Im Jahre 1839 begann er dann die „Geschichte der Deutschen im Zeitalter der Reformation“, 1852 die „französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“, 1859 die „englische Geschichte.“ Daran schlossen sich noch weitere Schriften über die deutsche und speziell preußische Geschichte der neueren Zeit, so die „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“, die „Geschichte Wallensteins“, „der Ursprung des siebenjährigen Krieges“, „die deutschen Mächte und der Fürstenbund“, „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ u. a. m.

Man hat das durch Ranke wesentlich begründete archivalische Studium vielfach bemängelt. Kein Geringerer als Gervinus hat daran Anstoß genommen, indem er behauptete, man überschätze das Ungedruckte gar zu leicht, weil es den Reiz der Neuheit habe; die Diplomatie sei unwahr, eine Welt der schleichenden Kabale; die Masse des archivalischen Stoffes endlich sei geeignet, die einfachen Gesichtspunkte zu verwirren.*) Ein solcher Vorwurf mag wohl manchen jüngeren Historiker treffen, Ranke aber gewiß nicht. Er hat allezeit Kritik zu üben gewußt und sich in der Masse des Stoffes keineswegs verloren. Er erwehrt sich oft selbst des allzu großen Andranges, um die Einheit des Gedankens festhalten zu können, der sich ihm aus den bisherigen Studien erhoben hatte. Seine Meinung ist, eine einigermaßen umfassende, wahrheitsbeflissene Forschung in den echten Denkmalen reiche hin, um zu einer objektiven Auffassung des Thatbestandes zu gelangen.

Die allgemeinen Gesichtspunkte und Ideen geben seinem Fleiße den inneren Antrieb, und bei dem minder Bedeutenden wenig verweilend, hat er das weltgeschichtlich Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht.

---

*) Gervinus, F. C. Schlosser, ein Nekrolog. S. 24.

Selbst wo er deutsche Geschichte schrieb, wo daher vaterländische Sympathie die Neigung hervorrufen konnte, auf lokale oder provinzielle Spezialitäten einzugehen, beschäftigte ihn immer nur die universalhistorische Betrachtung. Wie viel mehr, wenn er der italienischen, englischen, französischen Geschichte sich zuwendet. Er unterscheidet zwischen dem nationalen und dem welthistorischen Berufe großer Völker und Staaten, daher auch zwischen der nationalen Geschichtsschreibung, die er den einheimischen Meistern überläßt, und der universalen, die weit über die Schranken der Nationalität hinaus das in die Bewegung der Welt Eingreifende ins Auge faßt.

Die Geschichte des Papsttums ist ihm nur ein Spiegel der allgemeinen Weltgeschicke, und mit dem kirchlichen und lokalen Detail befaßt er sich nicht. In Frankreichs neuerer Geschichte sieht er ein wesentliches Moment der allgemeinen Entwicklung der Menschheit, ebenso in derjenigen Englands eine weltbeherrschende historische Region. Man hat daher mit Recht gesagt, Ranke habe nie etwas anderes als Weltgeschichte geschrieben, und seine neueste Schöpfung bilde nur die notwendige Ergänzung, den Unterbau seiner früheren Werke.*) Er sucht hier den Zusammenhang der Dinge, den Gang der großen Begebenheiten auf, welcher alle Völker verbindet und beherrscht. Denn eine solche Gemeinschaft besteht; eine bloße Sammlung von Völkergeschichten ist keine Weltgeschichte.

Dabei zeigt sich Ranke keineswegs gleichgiltig gegen das Detail, aber er verfolgt es nur bei denjenigen Ereignissen, die eine allgemeine Bedeutung in Anspruch nehmen. Solche Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte können nicht eingehend genug behandelt werden.

Schon in seinem ersten Werke bezeichnet er als das Ideal der Darstellung: „Die Begebenheit in ihrer menschlichen Faßlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle.“ Daher das Interesse, mit dem er z. B. eine wichtige Schlacht schildert oder sich in die Erfassung bedeutender Persönlichkeiten vertieft. Es ist ja be-

*) Jastrow: Deutsche Rundschau 26, 269.

kannt, wie Hervorragendes Ranke gerade in Charakterschilderungen geleistet hat. Er sagt sich wohl: der Einzelne ist nur ein Kind seiner Zeit, allenfalls ein Repräsentant derselben, nur da, um zu beginnen, nicht um zu vollenden; wieviel gewaltiger erscheint dagegen das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt. Aber er verkennt nicht, daß die kraftvolle Persönlichkeit doch auch mächtig und oft bestimmend in das Ganze eingreift und daß die Biographie sich alsdann zur Geschichte erweitert. In seinem Interesse für wichtige Begebenheiten beteiligt er sich selbst an kleineren Fragen der Chronologie oder der Quellenkritik. So sucht er z. B. zu konstatieren, an welchem Tage des Oktober 732 die Schlacht bei Tours stattgefunden. Die Gründung des Kirchenstaats fesselt ihn in allen ihren Einzelheiten; in kurzen tief eindringenden Bemerkungen wägt er die fränkische und die römische Tradition gegen einander ab; man wird von der Schärfe des Blickes frappiert, und kein künftiger Forscher wird an seiner eigentümlichen Beurteilung des Metzer Annalisten vorbeigehen können.

So vereinigt Ranke gleich einem gewissenhaften Naturforscher die exakte Einzelbeobachtung mit umfassenden Gesichtspunkten. Sein Studium aber bildet das eine und vielleicht wichtigste Forschungsobjekt: das genus homo, der Menschheitsgeist.

Zwei Dinge schließt Ranke von seiner Darstellung aus. Er kennt erstens keine Teleologie in der Geschichte: „Wollte man für die Entwicklung der Kultur ein bestimmtes Ziel angeben, so würde man die Zukunft verdunkeln und die schrankenlose Tragweite der welthistorischen Bewegung verkennen.“

Sodann hält er sich fern von aller Tendenz. Er weiß nichts von einer Weltgeschichte, die das Weltgericht sei. Man habe der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemessen; so hoher Ämter unterwinde er sich nicht; er wolle blos zeigen, wie es eigentlich gewesen. Darin liegt das Wesen der vielbesprochenen Rankeschen Objektivität. Er hat den vollen Mut der Meinung und steht namentlich den Bestrebungen der eigenen Zeit nicht gleichgiltig gegenüber; das hat er in seiner „historisch-

politischen Zeitschrift“ (1832—35) und bei Behandlung zeitgenössischer Stoffe bewiesen. Aber dabei kann doch das Wesen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben. Die Pflicht des Geschichtsschreibers ist die allseitige Würdigung der verschiedenen Standpunkte. Es kommt darauf an, die agierenden Mächte in ihrem besondern Selbst anzuerkennen; so treten sie einander gegenüber und ringen miteinander; in der Wechselwirkung des Entgegengesetzten bewegt sich das Leben des Menschengeschlechts.

Wer in der Historiographie seinen politischen Parteistandpunkt geltend macht, verliert allzu leicht die erforderliche Leidenschaftslosigkeit, wie sie Ranke schon seit seinen jungen Jahren ausgezeichnet hat.*) Wenn Dahlmann einmal sagt: „Am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart an und die Schrift dem Leben“, wenn Gervinus häufig die Ansicht wiederholt, daß die Wissenschaft in das Leben eingreifen solle, so findet das Ranke wohl sehr wahr, doch müsse sie, um zu wirken, vor allen Dingen Wissenschaft sein; sonst sei zu fürchten, daß das Leben auf die Wissenschaft, nicht die Wissenschaft auf das Leben wirke. „Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehen und uns zu der freien objektiven Wissenschaft erheben . . . Die Muse der Geschichte ist eifersüchtig auf ihren Dienst; Interessen der Gegenwart in die historische Arbeit hineintragen, hat gewöhnlich die Folge, deren freie Vollziehung zu beeinträchtigen.“ Als Ranke bei seinem Doktorjubiläum im Jahre 1867 sich zu seiner eigenen freudigen Überraschung von einer so großen Zahl verehrungsvoller Schüler umgeben sah, da reichte er jedem derselben die Hand als dem Mitgliede einer „großen historischen Familie“, wie er sich ausdrückte, die „zusammengehalten sei durch den gemeinsamen Kultus der Wahrhaftigkeit.“

*) Sehr merkwürdig hierfür ist, wie er 1819 die That Karl Sands auffaßte, die damals allgemeine Teilnahme fand, die z. B. Böhmer im Grunde seiner Seele bewunderte (Historische Zeitschrift 20, 398). Ranke sprach nur mit tiefstem Ernste: „Du sollst nicht töten! Das ist Gottes Gebot.“ (Jugenderinnerungen 105).

Die Schüler Rankes! Ja, es giebt eine Rankesche Schule, und ich muß wenigstens mit einigen Worten auch diese Seite seiner Wirksamkeit berühren. Ranke hatte als Universitätsredner keinen großen Erfolg; seine Vortragsweise war so eigentümlich, daß das Auditorium sich im Laufe des Semesters mehr und mehr lichtete. Es machte wohl, wie es einer seiner Zuhörer im Jahre 1853 schildert,*) den Eindruck, daß er nicht vorher Überdachtes vortrug, sondern sich erst auf dem Katheder selbst inspirieren ließ und, das Gesicht gespannt nach der Decke gerichtet, seine Gedanken gleichsam in dem leeren Luftraum haschte. So sprach er denn erst einen langsam intonierten Satz laut vor sich hin und ließ ihm alsdann mit leiserer Stimme einen Strom halb unverständlicher Worte folgen. Aber eben jene lichtvollen, überraschenden Gedankenblitze, mochten sie auch Eingebungen des Augenblicks sein, fesselten wie mit einem Zauber die kleine Gemeinde verständnisinniger Jünger, indem sie ihnen weite geschichtliche Perspektiven eröffneten und so zur unvergeßlichen Anregung ihres Denkens gereichten.

Noch einflußreicher war seine Wirksamkeit im engeren Kreise seiner „historischen Gesellschaft". Er widmete ihr nicht viel Zeit: eine Stunde in der Woche; und doch, wie mächtig war der Eindruck! Denn er bestrebte sich die Schüler zur Beteiligung an der Forschung zu erziehen; ein Verfahren, das damals oft anerkannt wurde**) und seitdem eine löbliche Verbreitung auf den Universitäten gefunden hat. Wie als erste bedeutende Frucht dieser Lehrthätigkeit Rankes die von Waitz, Giesebrecht und anderen bearbeiteten „Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause" anzusehen sind, so darf das Inslebentreten der Münchener „Historischen Kommission" im Jahre 1859 als die letzte und umfassendste seiner Schöpfungen auf diesem Gebiete gelten. Sie besteht größtenteils aus Rankes Schülern, und die umfangreichen Arbeiten dieser Kommission sind zumeist seiner Initiative zu verdanken.

---

*) Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften III, 89.

**) So z. B. von Böhmer a. a. O. III, 187. 192.

Mit einem Worte: Ranke ist der Vater der modernen deutschen Historiographie, er ist ihr Lehrer sowohl in der Forschungsmethode wie in der Darstellungskunst, und er ist in beidem ihr unübertroffener Meister geblieben.

Man hat wohl einmal bemerkt, Ranke sei ein Historiker für Historiker*), etwa wie Tocqueville von sich sagt: Je parle sur l'histoire et ne la raconte pas; und es ist vielleicht wahr, daß man für die Lektüre Rankes erst sachlich und geistig genügend vorbereitet sein muß. Es läßt sich auf ihn anwenden, was er selbst von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus sagt: „Auf unmittelbare Popularität ist es nicht abgesehen. Die Sprache selbst ist von dem Gedankenreichtum angehaucht, in welchem der Autor lebt. Nur für das einsame Nachdenken ist sie recht verständlich.“ Aber wer möchte solchem Studium nicht eine Geistesanstrengung widmen, die sich so reich belohnt? Und wahrlich, auch das trifft auf Ranke zu, was er weiter über Tacitus äußert: „Seine Werke sind nicht allein Geschichtsbücher, sie sind selbst eine historische Erscheinung.“

Nach dem Vortrage verlas Herr Dr. Valentin eine dem Gefeierten gewidmete Adresse des Hochstifts; sie lautete:

„Das Freie Deutsche Hochstift, das in seiner neuen Organisation sich mehr und mehr zum Sammelpunkte alles geistigen Lebens in Frankfurt gestaltet, möchte unter den Glückwünschenden nicht fehlen, die wohl aus allen Teilen des Vaterlandes sich am heutigen Tage um Ew. Excellenz zusammenschaaren.

An unsere Stadt knüpft sich in Ihrem Leben eine freudige Erinnerung. Als Sie mit den Vorarbeiten zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ beschäftigt waren, wollte das Glück Ihnen (wie Sie erzählen) so wohl, daß Sie im Herbst 1836 eine Sammlung, eben wie Sie sie brauchten, in dem Stadtarchive zu Frankfurt am Main fanden und mit erwünschter Bequemlichkeit benutzen durften.

*) Scherr: Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur IV, 197.

Sie haben die Gabe unserer Stadt durch eine unvergängliche Gegenleistung erwidert. Sie haben die toten Papiere mit dem Hauche Ihres Geistes belebt und unserer Nation, der ganzen gebildeten Welt, eine der wichtigsten Epochen der Weltgeschichte in wahrheits- und lebensvollem Bilde vorgeführt.

Nicht immer fand Ihre universale Betrachtungsweise, Ihre objektive Auffassung bei den zeitgenössischen Vertretern der Wissenschaft vollen Widerhall: die Befangenheit der romantischen Richtung und die tendenziöse Einseitigkeit haben, nicht ohne Kraft und Erfolg, dem erhabenen Geiste vorurteilsfreier Forschung entgegengestrebt.

Um so mehr drängt es uns, Ihnen, hoher Meister, in dieser feierlichen Stunde zu bekunden, daß Ihre unvergleichlichen Werke, auf ihrem Triumphzuge durch die Welt, auch unsere Geister und Herzen erobert haben: wüßten wir doch alle, ob Fachmänner oder Laien, nicht besser, als durch inniges Versenken in Ihre Schöpfungen, unser geschichtliches Denken zu bilden und zu vertiefen.

So bringen wir Ihnen denn zur Feier des heutigen Tages, als den Ausdruck unserer Dankbarkeit und Verehrung, den tiefgefühlten Wunsch dar, daß es Ihnen vergönnt sein möge, in unverminderter Kraft fortzuwirken und vor allem das große Werk zu Ende zu führen, das auf lange hinaus für die weltgeschichtliche Anschauung unserer Nation bestimmend sein wird!"

Frankfurt a. M., 21. Dezember 1885.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geschichte. (G.)

In diese Fachabteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:

Herr Ludwig Simmet, Augsburg.
„ Professor Dr. Schaible, Heidelberg.
„ Dr. med. Edinger, hier.
„ Dr. phil. L. Neustadt, hier.
„ Dr. phil. J. Goldschmidt, hier.

b) ohne Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Dr. phil. Th. Schlegel, hier.

In der sechsten Sitzung, welche am 16. Oktober stattfand, brachte der Vorsitzende, Herr Dr. Grotefend, die Angelegenheit der Bibliotheca historica*) zur Sprache. Der AGA hat beschlossen, 150 Mark vom vorjährigen Etat dem Vorsitzenden der Abteilung G zur Ermöglichung der Wiederherausgabe dieses Werkes zur Verfügung zu stellen. Da das Unternehmen nach Mitteilung des Verlegers einen noch bedeutenderen Zuschuß erfordert als man ursprünglich annahm und da die Aussicht, von den historischen Vereinen wirksame Beihülfe zu erlangen, recht gering ist, stehen der Verwirklichung des von Herrn Prof. Oelsner angeregten Projektes noch erhebliche Schwierigkeiten im Wege.

Herr Dr. Quidde berichtete über die Hauptergebnisse seiner Studien zur Geschichte des Rheinischen Landfriedensbundes von 1254. Zweierlei glaubte Referent in den Vordergrund stellen zu sollen. Erstens sei der ursprüngliche Mitgliederbestand des Bundes anders als bisher bestimmt und dadurch die ganze äußere Entwicklung des Bundes in ein neues Licht getreten, zweitens sei die reichsgesetzliche Grundlage des Bundes und der Inhalt des Bundesgelöbnisses, den Landfrieden

*) Vgl. Berichte des Hochstifts Jahrg. 1884—85, S. 34—36.

aufrecht zu erhalten, im Reichsgesetze Friedrichs II. von 1235, dem sogenannten Mainzer Landfrieden, gefunden worden. Was zunächst den ersteren Punkt anlangt, so besaß nach den neuesten Untersuchungen*), welche allgemeine Annahme gefunden haben, der Bund gleich bei seiner Gründung eine Ausdehnung von Basel bis Metz, Trier und Köln. Alle fünf Rheinischen Freistädte, die drei Rheinischen Erzbischöfe und mehrere Bischöfe sollen von Anfang an seine Mitglieder gewesen sein. Nach Ansicht des Referenten dagegen lernen wir die ursprünglichen Mitglieder durch einen völlig zuverlässigen Bericht der Wormser Annalen kennen. Es sind dort namhaft gemacht die Städte Worms, Oppenheim, Mainz, Bingen, Oberwesel, Boppard, Frankfurt, Gelnhausen, Friedberg, Wetzlar und neben ihnen als einziger Fürst der Erzbischof von Mainz. Wie sehr diese Angabe alle innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wie die ursprünglichen Grenzen des Bundes ein verhältnismäßig enges Gebiet umfassen, dessen Mittelpunkt in Mainz liegt, wie durch diese Thatsache erst der rechte Zusammenhang mit der früheren Entwicklung des Städtebundwesens hergestellt wird und wie nun zugleich die weitere Ausbreitung des Bundes das verständliche Bild einer zwar überraschend schnell, doch ganz organisch Schritt für Schritt sich vollziehenden Entwicklung gewährt, wurde vom Referenten nur kurz berührt. Näher eingegangen wurde dagegen wieder auf die zweite Hauptfrage, welche dem Ausgangspunkte der **inneren** Entwicklung des Bundes gilt. Die »pax generalis«, welche die Bundesgenossen zu beobachten geloben, muß, so führte Referent aus, einen genau bestimmten für jeden Beteiligten feststehenden Inhalt gehabt haben, und da dieser Inhalt weder gewohnheitsrechtlich feststand, noch auch durch die Bestimmungen der Bundesurkunde gegeben war, so muß er aus der Reichsgesetzgebung ergänzt werden; das letzte einschlägige Gesetz ist der Mainzer Landfriede Friedrichs II. von 1235,

*) Weizsäcker, der rheinische Bund 1254. — Hintze, das Königtum Wilhelms von Holland. — Vergl. auch Busson, zur Geschichte des großen Landfriedensbundes deutscher Städte.

und daß dieser in der That unter der »pax generalis« verstanden werden muß, wird durch verschiedene Umstände bestätigt, insbesondere dadurch, daß das Amt des Hofrichters, das durch dieses Reichsgesetz von 1235 erst geschaffen, dann aber fast zwei Jahrzehnte lang unbesetzt geblieben war, durch König Wilhelm eben damals wieder ins Leben gerufen wurde, als er zu Anfang des Jahres 1255 den Rheinischen Landfriedensbund bestätigte. Erkennt man in der Durchführung des Mainzer Landfriedensgesetzes von 1235 den Zweck des Bundes, so ergeben sich daraus für die Beurteilung seiner inneren Entwicklung wichtige Konsequenzen, auf die Referent aber nur kurz hindeutete, indem er sich auf die Ausführungen seiner genannten Schrift bezog. — Aus den Untersuchungen, auf welchen diese Ergebnisse beruhen, hob dann Referent noch einen Punkt hervor, der in seiner Schrift nur flüchtig berührt worden ist. Die irrige Ansicht von dem ursprünglichen Mitgliederbestand des Bundes stützt sich auf den uns erhaltenen Text der Gründungsurkunde. Daß diese Urkunde im authentischen Wortlaut vorliegt und nicht etwa wie andere Bundesakten, welche mit ihr zusammen zu einer Art Aktensammlung vereinigt sind, eine Ueberarbeitung erfahren hat, schien durch den Abdruck sichergestellt zu sein, welchen Pertz bei seiner Restitution der Wormser Annalen in den Monumenten gegeben hat. Die Urkunde tritt hier in einer Gestalt auf, welche durch Fehlen des Anfangs und Hinzutreten eines Datums so eigentümlich ist, daß man glauben mußte, Pertz habe für diesen Abdruck eine freilich unbekannte Vorlage benutzt, welche von der sonstigen Überlieferung (in der Aktensammlung) unabhängig zu sein schien. Trotzdem stimmt, von den angegebenen zwei Abweichungen und einer ganz geringfügigen Variante (ac statt et) abgesehen, der Text, den Pertz hier bietet, wörtlich mit demjenigen überein, welcher in der erwähnten Aktensammlung vorliegt; folglich, so durfte man wohl weiter schließen, ist dies der unveränderte und authentische Wortlaut der Urkunde. Das entgegengesetzte Zeugnis des Wormser Annalisten glaubte man dadurch beseitigen zu können, daß man zeigte, wie der Bericht desselben über die ganzen Vorgänge ein höchst verwirrter sei.

Dem gegenüber führte nun Referent aus, daß sowol die Abweichungen im Abdruck der Gründungsurkunde wie die Verwirrung im Bericht der Wormser Annalen auf die Rechnung einer fehlerhaften Edition zu setzen seien. Böhmer hat in seiner Ausgabe der Wormser Annalen*) das Bündnis zwischen Mainz, Worms und Oppenheim, das dem Landfriedensbunde vorangeht, nicht wörtlich abgedruckt, sondern nur durch die Anfangs- und Schlußworte angedeutet; Pertz**), der nicht wieder auf die Handschrift zurückging, ergänzte diese Andeutungen fälschlich zu zwei Urkunden statt zu einer, nämlich erstens zum Bündnis der drei genannten Städte und zweitens zum Rheinischen Landfriedensbunde, nahm nun aber, um Böhmers Zitate mit dem Texte der letzteren Urkunde in Einklang zu bringen, dieser den Kopf und gab ihr einen ihr nicht zukommenden Schweif mit dem »actum anno domini 1254«. Das Unglück wollte, daß Pertz obendrein die Bestandteile der (nur durch Ableitungen uns noch erhaltenen) Wormser Annalen falsch aneinanderreihte, so daß nun wirklich ein wüstes Durcheinander von Nachrichten entstanden ist, während dieselben, richtig aneinandergefügt, eine völlig klare und mit allen sonstigen Quellen im Einklang befindliche Erzählung ergeben. Unter Vorlegung der Ausgaben von Böhmer und Pertz wurde diese Editionsfrage noch näher erläutert.

Herr P. Joseph legte darauf vor: Adolph Meyer, Albrecht von Wallenstein (Waldstein) Herzog von Friedland und seine Münzen (Wien 1886). Referent betonte besonders, wie die Prachtliebe Wallensteins auch in seinen Münzen zu erkennen sei; der Herzog habe hervorragend schöne und vollwertige Goldmünzen schlagen lassen.

Die Diskussion einer von Herrn Dr. Schlegel aufgestellten Frage nach dem Ursprung der Namen der Wenden wurde bis nach genauerer Orientierung seitens der Mitglieder zurückgestellt. Der nächste Bericht wird voraussichtlich darauf wieder zurückkommen.

*) Böhmer, Fontes 2, 188 f.

**) M. G. SS. 17, 55—58.

In der siebenten Sitzung am 1. Dezember legte Herr P. Joseph eine angeblich in Siebenbürgen gefundene römische Silbermünze vor, welche etwa aus der Mitte des dritten Jahrhunderts stammt und in der Umschrift einen imperator Sponsianus nennt. Die Ächtheit des Stückes scheint Herrn Joseph nicht zweifelhaft, obschon dasselbe nicht geprägt, sondern gegossen worden ist. Von einem Kaiser Sponsian weiß die Geschichte sonst nichts; nur eine Goldmünze mit seinem Namen existiert im Wiener Cabinet, und auch sie soll in Siebenbürgen gefunden worden sein. Referent meint, daß man sich unter Sponsian wohl einen in diesem Grenzgebiet erhobenen Soldatenkaiser zu denken habe. — Herr Dr. Grotefend fragte nach dem Fundbericht. Herr Joseph bedauerte, darüber keine Auskunft geben zu können und bezog sich auf die geringe Zugänglichkeit der ungarischen Publikationen; die Goldmünze befinde sich aber schon seit langer Zeit im Wiener Münzkabinet und es sei daher wohl ausgeschlossen, daß sie von einem Fälscher zur Herstellung des vorliegenden Stückes benutzt sei. — Gegenüber der Klage des Herrn Joseph über die Schwierigkeit der Benutzung ungarischer Publikationen verwies Herr Dr. Neustadt auf verschiedene Zeitschriften, speziell auf die Ungarische Revue, die es sich zur Aufgabe gemacht habe, den Verkehr zwischen der ungarischen und der deutschen Wissenschaft zu vermitteln; auch seien in den Quellenpublikationen, welche in ungarischer Sprache erscheinen, meist nur die Titel, Überschriften 2c. magyarisch, die Texte in der Sprache des Originals, also meist lateinisch. — Herr Joseph knüpft daran Bemerkungen über seine Ungarn berührenden Münzstudien; seine Ausführungen, daß gewisse Gulden von Ludwig und Karl den deutschen statt den gleichnamigen ungarischen Königen zuzuschreiben seien*), hätten in Ungarn allerdings Wiederspruch — wie er glaubt, ohne Grund — gefunden. — Herr Dr. Neustadt machte für das Studium ungarischen Urkundenmaterials auf den zu Fejérs

---

*) Vgl. des Referenten Schrift: Historisch-kritische Beschreibung des Bretzenheimer Goldmünzenfundes.

Codex diplomaticus durch die ungarische Akademie publizierten Registerband sowie überhaupt auf die Urkundeneditionen der Akademie aufmerksam.

Herr Dr. Quidde referierte darauf über die Handschriften und die neueste Ausgabe der Goldenen Bulle. Es existieren sieben Originalausfertigungen der Urkunde, die böhmische, die vier der vier Rheinischen Kurfürsten, die Frankfurter und die Nürnberger (diese mit Wachs- statt mit Goldsiegel). Harnack, der in Folge eines Preisausschreibens die Goldene Bulle im Anhang zu seiner Schrift über das Kurfürstenkolleg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ediert hat, kann das große Verdienst beanspruchen, zuerst erkannt zu haben, welche Bedeutung der lange verschollenen böhmischen Ausfertigung für den weitaus größeren ersten Teil der Urkunde (die Beschlüsse des Nürnberger Reichstages) zukommt. Das böhmische Exemplar ist die einzige Separatausfertigung dieses ersten Teiles, während überall sonst die Nürnberger und die nachfolgenden Metzer Beschlüsse zu einer einzigen Urkunde vereinigt sind; dasselbe bietet außerdem, was für die Edition wichtiger ist, die beste Textesüberlieferung für diese Nürnberger Beschlüsse dar. Höchst seltsam und eigentlich ganz undiskutierbar ist dagegen Harnacks Gedanke, auch die dem böhmischen Original des ersten Teiles angeheftete Abschrift der Metzer Beschlüsse als eigentliches Original derselben zu betrachten und demgemäß seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Dieser Mißgriff hat dann, da die Abschrift recht schlecht und flüchtig ist, Fehler im Textabdruck verursacht, und obendrein haben noch manche ärgerliche Druckfehler 2c. denselben entstellt. Lindner, der selbst eine Ausabe der Goldenen Bulle vorbereitet hatte, hat Harnacks Arbeit eingehend beurteilt und zugleich versucht, das Verhältnis der Handschriften unter einander sowie die Regeln für eine künftige neue Ausgabe festzustellen*). Die fünf kurfürstlichen Exemplare, das böhmische eingerechnet, stimmen in sehr verwickelter Weise manchmal in dieser, manchmal in jener Gruppierung mit

*) S. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung V, 96 ff.

einander überein nnd gehen wieder auseinander, so daß es sehr schwer ist, das Verwandtschaftsverhältnis zu bestimmen. Lindner findet eine Erklärung für diesen Thatbestand in der Hypothese, daß bei den Verhandlungen die kurfürstlichen Räte jeder ein Exemplar des ersten Entwurfes vor sich hatten und in dieses die beschlossenen Zusätze, Abänderungen 2c. eintrugen, natürlich ohne immer im Wortlaut ganz genau übereinzustimmen, so daß mehrere Entwürfe entstanden, die in Kleinigkeiten von einander abwichen. Die Originale der vier rheinischen Kurfürsten, die sicher nicht in der kaiserlichen Kanzlei geschrieben sind, sollen dann auf Grund dieser Entwürfe in den kurfürstlichen Kanzleien entstanden und in der kaiserlichen mit dem Siegel 2c. versehen sein. Das Frankfurter und das Nürnberger Original sind gleich dem böhmischen in der kaiserlichen Kanzlei, aber erst geraume Zeit später angefertigt worden (das Frankfurter 1366, das Nürnberger noch später, aber doch auch noch zu Karls IV. Lebzeiten); die Abschrift des zweiten Teiles dagegen, welche dem böhmischen Original des ersten angeheftet ist, entstand vermutlich in der Zeit, die zwischen diesen beiden nachträglichen Ausfertigungen liegt, und sollte wol das verdorbene böhmische Original des zweiten Teiles für den Kanzleigebrauch ersetzen. Das Frankfurter Original giebt für den zweiten Teil der Urkunde den besten Text, da es auch für diesen entweder auf das verlorene Konzept der kaiserlichen Kanzlei oder auf das ebenfalls verlorene in der kaiserlichen Kanzlei geschriebene böhmische Original zurückgeht. Soweit Lindners Ausführungen, an die sich noch eine ziemlich gereizte Polemik zwischen ihm und Harnack angeschlossen hat*). Über das Verhältnis der Handschriften läßt sich ohne eingehendes Studium der ganzen Variantenmasse kein selbständiges Urteil gewinnen; doch ist Lindners Hypothese, soweit Referent urteilen kann, sehr gewinnend, und Harnacks Entgegnungen (auch noch die letzte in den Forschungen z. D. Gesch. Bd. 25) scheinen zu beweisen, daß er den eigentlichen

*) S. Forschungen z. Deutschen Geschichte Bd. 24 u. 25.

Kernpunkt der Lindnerschen Ansicht überhaupt nicht verstanden hat. Ohne auf diese Polemik näher einzugehen, bezeichnete Referent es als den Grundfehler Harnacks, daß er nach verfassungsgeschichtlichen Gesichtspunkten das eigentliche und einzige Original der Goldenen Bulle bestimmen wollte und es in dem Exemplar der kaiserlichen Kanzlei glaubte suchen zu müssen, während es in Wahrheit mehrere Originale giebt, von denen das böhmische (so richtiger als „kaiserliche") ein gleichberechtigtes unter anderen ist, und daß er die Frage der Textgestaltung in der Hauptsache nach den angedeuteten formalen Kriterien entscheiden wollte, während es darauf ankommt, wo der beste Text überliefert ist. Durch Harnacks und Lindners Untersuchungen ist die Frage jetzt jedenfalls so gefördert worden, daß man von der nächsten Edition, ob sie nun einer dieser beiden oder ein dritter besorgt, eine endgiltig befriedigende Lösung der Aufgabe mit Sicherheit erwarten darf. — Herr Dr. Schlegel glaubte sich zu erinnern, daß ein Original der Goldenen Bulle früher in Görlitz existiert habe, aber abhanden gekommen sei. Herr Dr. Grotefend erläuterte diese Erinnerung dahin, daß es sich dabei um die Schlesien betreffende Urkunde Karls IV. von 1355, die ebenfalls mit Goldbulle versehen sei, handeln werde (Böhmer-Huber Nr. 2268 vom 9. Okt. 1355). — Herr Pfarrer Enders warf die Frage auf, worin es begründet sei, daß im Cap. II der Goldenen Bulle bei Bestimmung der Eidesformalitäten ein Unterschied zwischen geistlichen und weltlichen Kurfürsten gemacht werde, indem letztere die Hände auf das Evangelium, erstere aber auf die Brust legen sollen. Herr Dr. Grotefend erwähnte, daß die Sitte der Eidesleistung mit der rechten Hand auf der linken Brust für Frauen in Hannover noch bis zur Einführung der neuen Gerichtsverfassung bestanden habe, konnte Ursprung und Begründung der Sitte aber nicht angeben.

In der achten Sitzung am 11. Dezember legte Herr P. Joseph eine Suite byzantinischer Goldmünzen vor und gab dazu — z. T. auch Fragen der Anwesenden beantwortend — Erläuterungen über byzantinisches Münzwesen. Bei Be-

trachtung der Sammlung, welche von Arkadius und Honorius (c. 400) bis zu Johannes II. (1118—1143) reicht und höchst wertvolle Stücke enthält, fällt zunächst auf, wie das Gepräge allmählich vom römischen zum byzantinischen Stil und vom heidnischen zum christlichen Charakter übergeht, wobei zugleich eine immer weiter fortschreitende Verwilderung Platz greift. Auf den ersten der vorgelegten Münzen sieht man noch die römisch-heidnische Viktoria; dieser wird dann bald ein Kreuz in die Hand gegeben, und später fällt die Viktoria ganz fort und nur christliche Symbole bleiben. Gleichzeitig wird die Legende allmählich Buchstabe für Buchstabe aus einer lateinischen zu einer griechischen und die Form der Münzen immer dünner und breiter, schließlich brakteatenartig. Viel Streit hat das Sigel CON OB hervorgerufen, das sich auf den Goldmünzen findet; es kann aber wohl kein Zweifel sein, daß CON auf Konstantinopel zu deuten ist und daß die auch allein vorkommenden beiden Buchstaben OB als griechische Zahlzeichen = 72 zu lesen sind; letzere sollen andeuten, daß 72 der Goldsolidi auf ein Pfund gehen. Die Goldwährung war unter Konstantin eingeführt worden und die Solidi waren die größte Münzsorte. Neben ihnen wurden aus Gold noch halbe und drittel Solidi (letztere Trienten genannt) geprägt. Der Gehalt dieser Münzen blieb bei aller Änderung und Verschlechterung des Gepräges meist ein guter; minderhaltig sind manchmal Nachahmungen, welche man Vandalen, Westgoten oder Ostgoten zuschreibt. Für den Kleinverkehr hatte man Erzmünzen, die an Form (auch bei gleichem Wert) oft sehr verschieden waren; ihr Gepräge zeigte Buchstaben zur Wertbestimmung, später fielen diese fort. Silbermünzen waren im allgemeinen selten; Beachtung verdienen aber gewisse große Silbermünzen, welche durch die Muhammedaner eingeführt wurden. Es kam wol vor, daß man sie — oft nur sehr oberflächlich — umprägte, da man an dem heidnischen Gepräge Anstoß nahm. Auf diese großen Silbermünzen ist schließlich der Stammbaum der Groschen (grossi) zurückzuführen. Viele Münzen sind durchlöchert, weil sie als Schmuckstücke 2c. getragen wurden.

Herr Dr. Quidde brachte drei während der letzten Monate erschienene wichtige Hilfsmittel des Studiums deutscher Geschichte zur Vorlage, nämlich v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus, Oesterley, Wegweiser durch die Literatur der Urkundensammlungen Bd. I, und Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts Bd. I, dritte Auflage. Die Geschichtsquellen sind Jedem, der im späteren Mittelalter arbeitet, ein alter Bekannter; die neue Auflage hat Plan und Charakter der zweiten völlig beibehalten, nur im Einzelnen Veränderungen erlitten, für die, wie man voraussetzen darf, die inzwischen erschienenen Untersuchungen und Editionen durchgehends verwertet sein werden. Für die Abteilung ist im Hinblick auf Herrn Prof. Oelsners frühere Mitteilungen der Abschnitt über die Vita Karoli IV. von besonderem Interesse. Derselbe wird nach des Referenten Meinung Herrn Prof. Oelsner keinerlei Veranlassung geben, seine Ansichten zu modifizieren, wird vielmehr nach diesen zu berichtigen sein. Neue Erscheinungen sind die beiden andern erwähnten Bücher. Oesterleys Wegweiser will sämtliche Publikationen aufführen, welche Urkunden, Briefe 2c. des Mittelalters, zu Gruppen von mindestens drei Nummern vereinigt, abdrucken oder verzeichnen. Er ordnet die Literatur nach dem Inhalt der Urkunden, beginnt mit der allgemeinen europäischen Geschichte in verschiedenen Gruppen und schließt daran die Geschichte Deutschlands, stellt hier wieder die allgemeineren Sammlungen, Gesetze, Kaiserurkunden und -briefe 2c. voran, ordnet dann die große Masse der Literatur zur Spezialgeschichte alphabetisch nach den Namen der einzelnen Territorien, Städte 2c. Der zweite Band ist für die übrigen europäischen Staaten bestimmt und soll bald dem ersten folgen. Ein derartiges Werk ist natürlich jedem Forscher hochwillkommen; wenn mancherlei Lücken bleiben, so wird jeder billige Beurteiler zugeben, daß das bei einem ersten Unternehmen dieser Art unvermeidlich ist; nach zufälligen Beobachtungen des Referenten scheint es allerdings, daß im vorliegenden Bande sich manche Lücken und Ungenauigkeiten etwas bedenklicher

Natur vorfinden. Wegeles langerwartete Geschichte der Historiographie, ein Bestandteil des großen Unternehmens der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, eine Frucht mühsäligsten Fleißes, giebt dem Historiker die oft schmerzlich vermißte Gelegenheit, sich über die Geschichte seiner eigenen Wissenschaft in einer zusammenfassenden Darstellung zu orientieren. Manche mehr oder minder berechtigte Ansprüche und Wünsche scheinen freilich, soweit Referent nach fremden Berichten und eigener teilweiser Lektüre urteilen kann, nicht ganz erfüllt zu sein; insbesondere mag bezweifelt werden, ob das Werk in „den Gebildeten der Nation", für die es nach der Vorrede in erster Linie bestimmt ist, ein größeres über die Fachkreise hinausreichendes Publikum finden wird. Über den Ausstellungen aber, die möglich sind, darf das große Verdienst des Buches und der Dank, den die Geschichtswissenschaft dem Verfasser schuldet, nicht vergessen werden. Übrigens ist Aussicht vorhanden, daß in der Abteilung noch von anderer Seite das Werk ausführlicher besprochen werden wird.

Herr Dr. Quidde berichtete sodann noch über den jüngst erschienenen Band der Deutschen Reichstagsakten. Referent kennzeichnete zunächst den Stand des Unternehmens (von dem jetzt die Bände 1—5. 7. 8, d. i. die Jahre 1376—1405 und 1410—1426 vorliegen, Bd. 9 im Druck befindlich, Bd. 6 druckfertig ist, während für Bd. 10 ff. hier in Frankfurt gearbeitet wird) und ging dann auf Bearbeitung und Inhalt des vorliegenden Bandes ein. Es ist ein sehr reiches Material zur Reichsgeschichte, das hier, wie überhaupt in den drei Ruprecht-Bänden (4-6), dargeboten wird; wenn der Inhalt nach der Meinung mancher Fachgenossen teilweise die Grenzen der „Reichstagsakten" bedenklich überschreitet, so liegt dafür, wenn nicht die Rechtfertigung, doch eine Entschuldigung in den besonderen gerade bei diesen Bänden obwaltenden Verhältnissen. Die Beschaffenheit des Materials und der Charakter der Regierung Ruprechts führten dazu, daß auch bei Innehaltung der in Wenzels Periode beobachteten und bewährten Arbeitsmethode die fertigen Ruprecht-Bände ein wesentlich anderes Bild ge-

währen, als ihre Vorgänger. Referent, der neben E. Bernheim und dem Hauptherausgeber J. Weizsäcker an der Bearbeitung des Bandes beteiligt war, bestritt indessen nicht, daß in manchen Mitteilungen auch unter den angedeuteten Verhältnissen größere Beschränkung thunlich und ratsam gewesen wäre, und bekannte, daß gerade ihn selbst die Schuld für verschiedene solche Ausschreitungen träfe. Der reichsgeschichtliche Inhalt des Bandes läßt sich nach ihm kurz wie folgt skizzieren. Im September 1401 tritt Ruprecht seinen seit dem Frühjahr vorbereiteten italienischen Zug an. Ziel und Zweck desselben sind die Kaiserkrönung in Rom und die Wiedergewinnung der verlorenen Reichsrechte, besonders gegenüber dem durch Wenzel zum Herzog von Mailand erhobenen Johann Galeazzo Visconti. Das Unternehmen endigt mit einem völligen Mißerfolg; die Macht Johann Galeazzos bleibt ungebrochen, der König kommt nicht über Padua hinaus und erreicht vom Papste nicht einmal die Anerkennung seiner Wahl. Eine umfangreiche Sammlung von Briefen und Akten zur Geschichte dieses italienischen Zuges, großen Teils italienischen Archiven entnommen, eröffnet den Band, legt die Gründe des Mißerfolges klar und gewährt einen Einblick in die ganze Misere der Stellung Ruprechts, besonders gegenüber den Venetianern und Florentinern. Der unglückliche Ausgang des Romzuges bewirkte nun zunächst eine Wendung Ruprechts in seinem Verhältnisse zum Papste, er drohte mit veränderter Stellungnahme zum Kirchenschisma und versuchte eine Annäherung an Frankreich. Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien (1402) legte er diese Politik einem Kurfürstentage in Mainz und einem Fürsten- und Städtetage in Nürnberg vor, indem er seine bisherige Bereitwilligkeit zu Zugeständnissen an den Papst einfach verleugnete. Diese Phase der Ruprechtischen Politik war aber nicht von langer Dauer; er kam zu keinem Einverständnisse mit Frankreich, im Gegenteil, es erwuchsen ihm von daher durch den Herzog von Orleans noch ernste Schwierigkeiten; der Papst dagegen knüpfte nach Johann Galeazzos Tod wieder Verhandlungen an, und im Herbst 1403 erfolgte durch ihn die Bestätigung der Wahl. Die Beziehungen

zum Papst und zu Italien, auch das besonders im Jahre 1404 sehr ernsthaft erwogene Projekt eines zweiten Romzuges kommen in den Akten des Bandes dann noch mehrfach vor; auch die Kirchenfrage wird berührt, ohne daß ihre Lösung ernsthaft in Angriff genommen wurde. Das geschah erst im Jahre 1408, und im zweiten Teile des 6. Bandes wird sie deshalb auch im Vordergrunde des Interesses stehen. — Eine zweite unmittelbare aber sehr viel folgenreichere Wirkung des italienischen Zuges war es, daß sich König Ruprecht, um seiner finanziellen Bedrängnis abzuhelfen, auf dem schon erwähnten Nürnberger Tage von 1402 mit einer Steuerforderung an die Reichsstädte wandte. Der Krieg, den Ruprecht fortgesetzt an der böhmischen Grenze gegen seinen abgesetzten Vorgänger zu führen genötigt war, steigerte noch die finanziellen Schwierigkeiten, und auf einem Mainzer Tage Ende 1404 wiederholte sich das Schauspiel einer an die Reichsstädte gerichteten allgemeinen Steuerforderung. Für diese reichsgeschichtlich so wichtigen Vorgänge und überhaupt für Beurteilung der finanziellen Verhältnisse, vornehmlich bei dem italienischen Zuge, ist das freilich recht dürftige und doch vielfach sehr interessante Material möglichst vollständig zusammengetragen worden. Die Steuerforderungen König Ruprechts waren einer der Gründe, welche zu einem Zerwürfnis zwischen ihm und den Schwäbischen Reichsstädten führten und diese veranlaßten sich an der Gründung des Marbacher Bundes (Sept. 1405) zu beteiligen. Die Verhältnisse, welche diesem Bunde seine übrigen Mitglieder zuführten, sind ebenfalls bis in die Zeit des Nürnberger Tages zurückzuverfolgen. Verschiedene Fürsten und Herren stellten sich schon damals feindlich zu König Ruprecht und traten gleichzeitig in Verbindung mit dem Herzog von Orleans. Mit dem Markgrafen von Baden kam es ihm Frühjahr 1403 zu offenem Kampfe, und am bedenklichsten war, daß der Mainzer Erzbischof Miene machte für diesen Partei zu ergreifen. Nur Ruprechts schnelle Erfolge gegen den Markgrafen und seine Bereitwilligkeit, diesem dann trotzdem gewisse Zugeständnisse zu machen, verhinderten wohl, daß diese Wirren damals eine größere Ausdehnung annahmen. Der Gegen-

satz aber blieb bestehen, und der Mainzer Erzbischof wie der Markgraf nahmen dann am Marbacher Bunde Teil, dessen Spitze deutlich gegen etwaige Zumutungen des Königs gerichtet war. Außer ihnen nnd den Schwäbischen Städten waren noch der Graf von Würtemberg und die Stadt Straßburg daran beteiligt. Die Ursachen der Unzufriedenheit, die in diesem Bunde zum Ausdruck kommt, waren sehr verschiedenartige. Die Steuerforderungen Ruprechts wurden schon erwähnt; daneben ist seine Territorialpolitik in Betracht zu ziehen, für die der Band manches beibringt. Durch diese war er besonders Straßburg zu nahe getreten; auch mit Baden und Würtemberg hatte er wohl vorwiegend territoriale Händel, während für das Verhältnis zum Mainzer Erzbischof neben solchen auch die Fragen der Reichspolitik mehr berücksichtigt werden müssen. Daß die Motive der Beteiligten schon völlig klar gelegt seien, glaubte Referent nicht behaupten zu können, obschon der vorliegende Band manche Beiträge dafür geliefert hat. Hervorzuheben ist, daß auf die Entstehungsgeschichte der Bundesurkunde und den Verlauf von bisher ganz unbekannten Vorverhandlungen durch Veröffentlichung einiger wichtiger Aktenstücke, darunter dreier Vertragsentwürfe unerwartetes Licht fällt. Der Marbacher Bund hat dann in Ruprechts Regierung noch eine große Rolle gespielt. Versuche ihn aufzulösen oder lahm zu legen ziehen sich durch die nächsten Jahre, und diese Verhandlungen werden den Hauptinhalt der ersten Hälfte des nächsten Bandes bilden. Neben den Verwicklungen, welche zum Marbacher Bunde führen, sind es während der Jahre, die der vorliegende Band umfaßt, hauptsächlich noch zwei Fragen, welche Ruprecht Schwierigkeiten machen, einmal das Verhältnis zu dem abgesetzten König Wenzel und überhaupt zu den Luxemburgern, dann aber der Mainzisch-Braunschweigisch-Hessische Streit, der aus der Tötung Herzog Friedrichs von Braunschweig (1400) entsprang, König Ruprecht manche Verlegenheiten schuf, auch die Stellung des Mainzer Erzbischofs zu ihm beeinflußte und erst im Jahre 1405 beigelegt wurde. Mit beiden Angelegenheiten berührt sich als dritte die Anerkennung König Ruprechts im Reich, und

für alle drei wird man im vorliegenden Bande schätzbares Material beisammen finden. Neben dieser Entwicklung der politischen Verhältnisse läuft noch die Behandlung zweier Fragen einher, welche, mehr zur Reichs-Verwaltung gehörig, gleichsam stehende Themata von Reichstagsverhandlungen und also auch der Reichstagsakten bilden, die des Münzwesens und der Landfriedenswahrung. Die Goldmünzfrage kommt auf zwei Kurfürstentagen vor, dem schon erwähnten Mainzer von 1402 und einem Bopparder von 1404; das Material gruppiert sich um König Ruprechts Münzgesetz vom Juni 1402 und den (auch die Silbermünze betreffenden) Münzvertrag der Rheinischen Kurfürsten vom März 1404. — König Ruprechts Bestrebungen für den Landfrieden sind über den engen Rahmen provinzieller Organisationen für Franken (1403 und 1404, verlängert 1407) und für die Wetterau (1405) kaum hinausgekommen. Für diese beiden Landschaften bringt der 5. Band wertvolle, bisher unbekannte Akten. Dieselben sind nicht auf einzelne „Tage“ verteilt, sondern zu einer großen Abteilung zusammengefaßt und nach den drei zu stande gekommenen Landfriedenseinungen gruppiert. In der Einleitung dazu ist auch auf alles verwiesen, was sonst noch von verwandten Bestrebungen aus König Ruprechts Zeit anzuführen ist.

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In diese Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
Herr Justizrat Dr. Berg, hier.
" Robert Eckhard, "
" Theodor Klauer, Offenbach.
" Ricard-Abenheimer, hier.
" Oberlehrer Dr. Theodor Schlegel, hier.
" Rudolf Springer, Berlin.

b. ohne Stimmrecht:
Niemand.

Am 14. Oktober fand eine öffentliche wissenschaftliche Sitzung statt. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen legte der Vor-

sitzende, Herr Dr. Valentin, die soeben erschienenen „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von **Ludwig Richter.** Herausgegeben von Heinrich Richter (Frankfurt a. M. Johannes Alt, 1885) vor. Er wies auf die Bedeutung des liebenswürdigen Buches für die Kunstwissenschaft hin, indem die Entwicklungsgeschichte des Malers charakteristisch für die Entwicklungsgeschichte der neueren deutschen Malerei überhaupt sei: hier zeige es sich an einem authentischen Beispiele, mit welchen Kämpfen jene Loslösung von der akademischen Schablone und Fessel verbunden gewesen sei, aus welcher der neue Lebenskeim der neueren Malerei hervorgegangen wäre. Ganz besonders bedeutungsvoll sei für Richter, eben so wie für die andern großen Meister dieser Richtung, der Aufenthalt in Rom gewesen, der daher auch die wichtigste Partie des Buches bilde. Dazu komme dann als ein neues Moment hereinführend die Entdeckung des Wertes und der Bedeutung der deutschen Landschaft, wodurch Richter auch nach dieser Seite als nationaler Künstler sich bewährt habe. Schließlich sei es von Interesse zu verfolgen, wie sich aus der kräftigeren Betonung und sorgfältigeren Behandlung der Staffage allmählich die Fähigkeit zu der figürlichen Darstellung herausgebildet habe, die dann nur noch eines äußeren Anstoßes bedurft hätte, um Richter zu dem Meister des figürlichen Holzschnittes zu machen, als welcher er dem deutschen Volk wie kaum ein anderer Meister durch seine Innigkeit und seinen herzgewinnenden Humor lieb geworden sei.

Sodann sprach H. Hofrat Prof. Dr. G. Schaefer aus Darmstadt „Über die Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters und der Renaissance in einem Teile des unteren Maingaues.“

Der Vortragende ging in der Einleitung seines Themas von der Bedeutung des Rheinlandes als Wurzelstätte der bildenden Kunst in Deutschland aus. Hier habe die niedergehende Kunst der Römer die aufkeimende deutsche Kunst bedingt, worauf durch alle Stadien der Entwickelung der Folgezeit ein künstlerisches Schaffen

sich entfaltet habe, das von keiner andern deutschen Landschaft übertroffen werde. Was von der Kunstbewegung unmittelbar am Rheinstrom, das gelte auch von seinen Nebenflußthälern und nicht zum mindesten vom unteren Maingau. Einen beträchtlichen Teil dieser Landschaft hat der Redner während einer Wanderung von Ort zu Ort auf den kunstgeschichtlichen Tatbestand geprüft, und zwar im Interesse der von ihm verfaßten ersten Abteilung eines im Entstehen begriffenen Prachtwerkes über die Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen.*) Die Darlegungen des Vortragenden gipfelten in den denkmälerreichen Orten Seligenstadt, Großsteinheim, Offenbach, Heusenstamm und ließen erkennen, daß in der geschilderten Mainlandschaft keine Epoche der Entwicklung, zumal im Gebiet der Architektur, unvertreten ist. Zu Seligenstadt allein haben Römertum und Karolingertum, Romanik, Übergangstil und Gotik, Frührenaissance, Mittel- und Spätrenaissance nachhaltige Spuren in teilweise großartigen Schöpfungen hinterlassen. Hier erhob sich eines der bedeutenderen, mit Bädern ausgestatteten Römerkastelle in demjenigen Teile der Limesbefestigungen zwischen Donau und Rhein, der von Miltenberg an als Grenze des Dekumatlandes auf dem linken Mainufer thalwärts zog, um gegenüber von Klein-Krotzenburg, wo im verflossenen Sommer bei Baggerarbeiten im Flußbett die Trümmer einer Römerbrücke zu Tage traten, die römische Reichsgrenze durch die Wetterau nach dem Rhein hin fortzusetzen. In der Karolingerära sah Seligenstadt die in ansehnlichen Bauteilen noch heute vorhandene Einhard-Basilika entstehen, worauf Transept und Chor dieser stattlichen Abteikirche sowie das hohenstaufische Palatium

---

*) Die Publikation hat soeben unter folgendem Titel die Presse verlassen: „Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen. Inventarisirung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Plastik, Malerei und des Kunstgewerbes bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zweck bestellte Kommission. Mit Abbildungen. A. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, von Dr. Georg Schaefer. Darmstadt 1885. Kommissionsverlag von Arnold Bergstraeßer.“

im romanisch-gotischen Übergangsstil folgten und die Gotik selbst auf verschiedene kirchliche wie weltliche Gebäude ihre Einwirkung äußerte, während der monumentale Stadtthorturm die reinere Renaissance, die Abteigebäude dagegen in ihren Hauptteilen die Stadien des Barokko und Rokoko ausdrucksvoll vertreten. Großsteinheim zeichnet sich aus durch die zierliche Gotik des Chores seiner Pfarrkirche und durch eine kraftvolle mittelaltrige Wehrarchitektur, in welchem Betracht Dreieichenhain durch seinen Burgbau und seine Beringung ein ähnliches Bild in bescheidenerem Maßstabe darbietet. Offenbach seinerseits glänzt in der Geschichte der deutschen Renaissance durch das loggiengeschmückte Schloß der Isenburger, während die baulustigen Schönborn zu Heusenstamm eine Kirche im Rokokostil errichteten, deren Deckengemälde von dem Augsburger Freskomaler Scheffler zu den bedeutendsten Werken monumentaler Dekorationskunst am ganzen Mittelrhein gehören, wo dieser Kunstzweig um die Mitte des 18. Jahrhunderts in hoher Blüte stand. Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um ein Bild von der Reichhaltigkeit des Stoffes zu geben, welchen der Redner nach der geschichtlichen, stilistischen und ästhetischen Seite hin in einstündigem Vortrag entwickelte, an dessen Schluß er zum Besuch der so zu sagen vor den Thoren Frankfurts gelegenen denkmälerreichen Landschaft mit den Worten Goethes in dem Gedicht „Erinnerung" aufforderte:

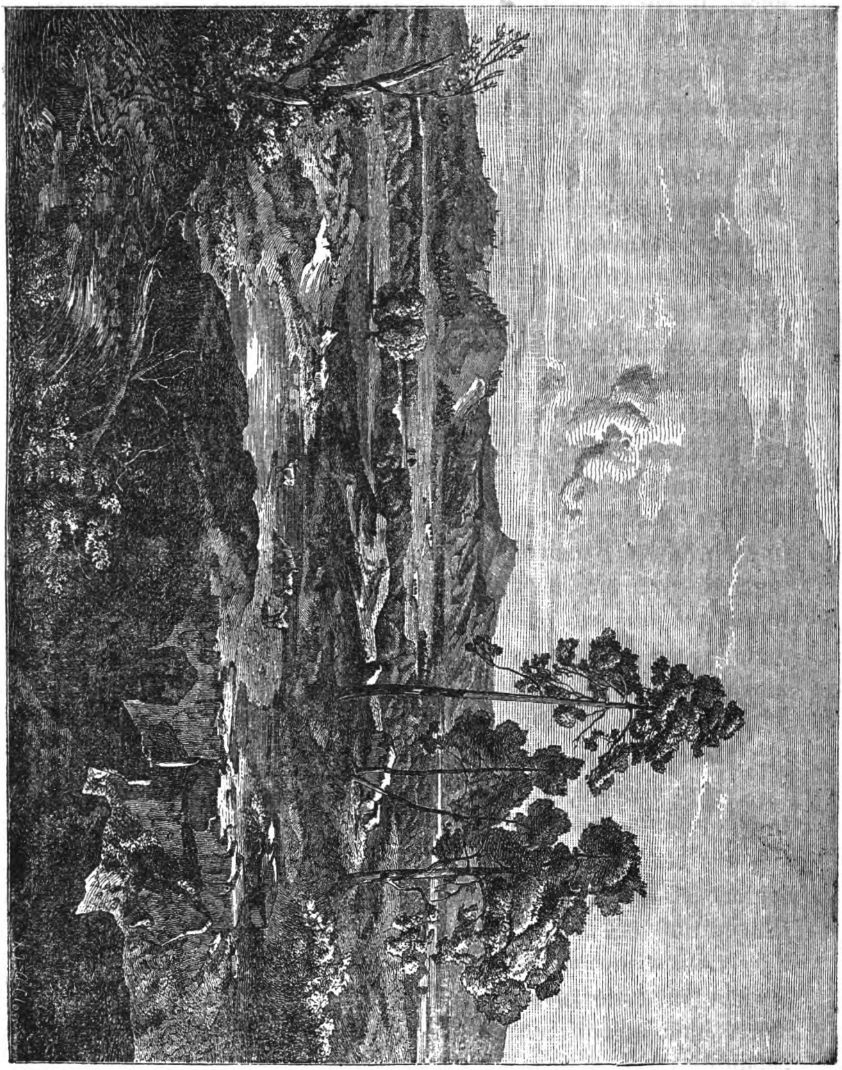
„Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah."

In der öffentlichen Sitzung am 2. Dezember legte der Vorsitzende zunächst einige neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft vor. Er wies darauf hin, wie unserer Erziehung, besonders der gelehrten, noch immer der Mangel einer reicheren bildlichen Anschauung anhafte, welche geeignet sei, der einseitigen Denkausbildung und der Arbeit mit abstrakten Formen und Formeln ein Gegengewicht zu bieten. So sei auf den höheren Schulen, welche in das Studium des Altertums einführen sollten, die Kunstgeschichte des Altertums noch ein unbekannter Gegenstand im Lehrplan, und

falls nicht, wie es jetzt allmählich häufiger vorkomme, der gerade unterrichtende Lehrer Interesse und Verständnis für die bildkünstlerische Seite des Altertums mitbringe, so höre die Jugend zwar von den großen Meistern des Altertums, sehe aber nichts von deren Werken. So bleibe die wichtige Seite der Ausbildung der Anschauung vernachlässigt, die Fähigkeit des Sehens, das Sehenlernen im künstlerischen Sinne, ungeübt. Diesem Mangel entgegenzuarbeiten seien die beiden zur Ansicht aufgelegten Werke besonders geeignet. Das eine sei die jetzt erschienene Handausgabe der bekannten „Kunsthistorischen Bilderbogen" von Seemann, welche in kurzer Zusammenfassung die große Entwicklung der Kunst des Altertums darlege. Dieser erste Teil sei als zweite Auflage von Menge's „Kunst des Altertums" erschienen, bilde aber zugleich den ersten Teil einer Handausgabe der „Kunsthistorischen Bilderbogen" überhaupt; der zweite Teil (Mittelalter), der dritte Teil (die Renaissance bis 1520) und der vierte Teil (die neuere Zeit) würden in den nächsten Monaten erscheinen. Dieser erste Teil zeichne sich nicht nur durch die Handlichkeit seines Formats, sondern ganz besonders durch die hier zuerst durchgeführte streng sachliche Zusammenstellung der Werke der einzelnen Epochen und Richtungen aus, so daß mit einem Blick die Ueberschau eines Ganzen gewonnen werde. („Kunsthistorische Bilderbogen. Handausgabe. Die Kunst des Altertums. 34 Tafeln. Zusammengestellt von R. Menge. Leipzig, E. A. Seemann. 1885").

Ein zweites Werk, welches besonders geeignet sei das Privatstudium zu unterstützen und in der Hand aller derer, welche sich mit dem Altertume beschäftigen, sich sehr nützlich erweisen werde, sei der in demselben Verlage erschienene kulturhistorische Bilderatlas des Altertums („Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Altertum. Bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Schreiber. Hundert Tafeln mit erklärendem Texte. Leipzig 1885. E. A. Seemann"). Gar häufig wird schon die Jugend durch Illustrationen, die der Phantasie des modernen Zeichners entsprungen sind, fehlgeleitet. Im Gegensatze hierzu sind hier in sorgfältigster Auswahl über 1000 Abbildungen gegeben, welche wirklich existierende Werke

des Altertums wiedergeben und somit dessen Anschauungsweise unverfälscht erkennen lassen. Das reiche Anschauungsmaterial



Karl Rottmann: Olympia. Enkaustisches Gemälde.

ist unter bestimmte Gesichtspunkte gestellt, welche uns durch das ganze reiche Gebiet des antiken Lebens führen. Wir finden:

1. Theaterwesen (Taf. 1—6). 2. Musik (Taf. 7). 3. Plastik, Malerei, Architektonik (8—10). 4. Kultus (11—19). 5. Oeffentliche Spiele (20—33). 6. Kriegswesen (34—45). 7. Marine 45—48). 8. Stadtleben, Wohnhäuser, Gärten u. s. w. (49—56). 9. Wegebau, Wasserleitungen, Bäder (57—60). 10. Handel, Kalenderwesen, Verkehrsmittel (60—62). 11. Gewerbe (63—75). 12. Mahlzeit (75—76). 13. Unterhaltungsspiele, Jagd (78—80). 14. Hochzeit, Frauenleben (81—83). 15. Trachten (84—85). 16. Hausgeräte (86). 17. Öffentliches Leben (87—89). 18. Schrift- und Unterrichtswesen (90—93 und eine Hilfstafel). 19. Bestattung (94—100). Ein besonderer Vorzug ist der, daß die meisten Abbildungen nicht Wiederholungen aus anderen Werken sind, sondern eigens für diesen Zweck angefertigt wurden, so daß hier eine große Bereicherung des landläufigen Anschauungsmaterials geboten ist.

Ein drittes, für die Jugend besonders geeignetes Werk, das den Unterricht in hervorragender Weise zu unterstützen geeignet erscheint, ist die nun schon in dritter Auflage vorliegende „Mythologie der Griechen und Römer. Unter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten als Leitfaden für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Otto Seemann (3. Auflage unter Mitwirkung von Dr. A. Engelmann neu bearbeitet. Mit 93 Holzschnitten. Leipzig, E. A. Seemann. 1886)“. Das bereits bewährte, trefflich ausgestattete Buch ist durch Einfügung eines Sagenstoffes sowie durch eingehendere Behandlung der Odyssee erweitert und in dem mythologischen wie dem archäologischen Bestandteile einer sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen worden. Auch wo kein systematischer Unterricht in der Mythologie gegeben wird, für welchen es ein sehr geeigneter Leitfaden ist, wird es in der Hand des Lehrers wie des Schülers zur Belebung des Unterrichtes gute Dienste leisten.

Zum Schluß legte der Vorsitzende noch den in zwei Abteilungen erschienenen Band I der „Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts“ vor, für die Abteilung K noch dadurch von besonderem Interesse, daß zwei ihrer Mitglieder

sich unter den Mitarbeitern befinden. Das Werk behandelt, wie das bereits fertig vorliegende vorhergehende Werk „Kunst



Géricault: Der verwundete Kürassier.

und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit" und wie dieses unter der Leitung von **R. Dohme** heraus=

gegeben, das gesamte Gebiet der Kunst, und zwar so, daß die Charakteristik der einzelnen Meister solchen Männern zur Bearbeitung anvertraut war, deren Studien eine eingehende



J. G. Schadow: Kronprinzessin Louise und Prinzessin Louis.

Vertrautheit mit den besonderen Gebieten erwarten läßt. Es sind zur Behandlung gekommen: Schinkel von R. Dohme;

Canova, Thorwaldsen und Carstens von **H. Lücke**; Schadow und Rauch von **K. Eggers**; Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich von **V. Valentin**; Rottmann von **C. A. Regnet**; A. Koch von **Th. Frimmel**; David d'Angers, Prud'hon, Ingres von **A. Schmarsow**; Rude, Géricault, Delacroix, Vernet, Delaroche, Leopold Robert von **A. Rosenberg**; Gros von **R. Graul**. Das Werk in seiner vornehmen Ausstattung und mit seinen zahlreichen vortrefflichen, meist neu hergestellten Illustrationen*) befriedigt ebensosehr den Leser, welcher sich erfreuen will, wie es dem Forscher mancherlei neue Gesichtspunkte bietet und durch die sachgemäße Behandlung eine bleibende Stellung in der Kunstwissenschaft einnimmt.

Darauf ergriff Herr Maler Hermann Junker das Wort zu einer Mitteilung über die Bildnisse der Frau Rat und seine im November d. J. gemalte Kopie nach dem Originalbilde im Besitze der Frau Heuser-Nicolovius in Cöln.

Nach einleitenden Worten über den Wert des Quellenstudiums berichtete Herr Junker etwa folgendermaßen. Wir wußten, daß ein Originalbild der Frau Rat existiere, wir wußten, daß es in Cöln am Rhein sich befinde und eine zwar nicht gerade sehr vollkommene Photographie nach demselben gab doch einen Begriff, wie ganz anders das Antlitz sein müsse

*) Das freundliche Entgegenkommen des Verlegers, Herrn E. A. Seemann, ermöglicht es, unseren Mitgliedern einige schöne Holzschnitte aus Dohme, Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts, mitzuteilen. Der eine zeigt die durch die neueren Ereignisse besonders interessante Landschaft Olympia von Karl Rottmann, nach einem enkaustischen Gemälde aus dem in der neuen Pinakothek ausgeführten Bilderkreise griechischer Landschaften. Der zweite läßt uns den jugendlichen Géricault in seinem Bestreben sehen, sich aus den Fesseln der akademischen Zeichnung zu lösen und der Naturwahrheit einen maßgebenden Einfluß zu gestatten. Sein „verwundeter Küraſſier", der im Louvre sich befindet, läßt auch seine Freude an der Darstellung des Pferdes erkennen. Das dritte Bild zeigt die liebliche Gruppe der beiden Prinzessinnen, der Kronprinzessin, späteren Königin Luise, und ihrer Schwester, der Prinzessin Louis, aus der Zeit, als beide in vollster Jugendblüte um Weihnachten



Frau Rat Goethe.

Pastellgemälde

im Besitze der Frau Marie Heuser-Nicolovius in Cöln.

Photographiedruck

nach der von Herrn Hermann Junker angefertigten Pastellkopie des Originals.

Lichtdruck von Kühl & Co., Frankfurt a. M.

im Vergleich zu den im Kunst- oder Buchhandel kursierenden Bildern. Man hatte früher direkt oder indirekt versucht, einmal dieses Originalbild der Frau Rat ins Goethehaus zu bekommen, allein alle Versuche derart scheiterten begreiflicher Weise daran, daß sich die Besitzerin des Bildes, die Ur-Ur-Enkelin der Mutter Goethes, Frau Marie Heuser-Nicolovius in Köln, nicht entschließen konnte, diesen Familienschatz auch nur auf ganz kurze Zeit zu missen. Wie bekannt, heiratete Cornelie, die Schwester Goethes, den Rat Schlosser, aus welcher Ehe eine Tochter Maria Anna Louise Schlosser hervorging; diese heiratete den Georg Heinr. Ludwig Nicolovius, wovon Goethe in seinen Annalen vom Jahr 1795 folgendermaßen Kunde gibt: „Als bedeutendes nnd für die Folge fruchtbares Familienereignis habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heiratete, die Tochter Schlossers und meiner Schwester."

Der erste Sohn von 5 Kindern, welche dieses Paar hatte, der nachmalige General-Prokurator Franz Nicolovius, verheiratete sich mit Klara Henriette Gossen; von ihm sagt Goethe in den Annalen von 1819 (Weimar und Jena): „Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt sich länger auf und gab Raum, eine vielversprechende Jugend zu kennen und zu schätzen."

Dieser hatte zwei Töchter; davon ist die erstgeborene die eben jetzt in Köln lebende Ur-Ur-Enkelin der Frau Rat, welche dem Stadtrate Robert Heuser angetraut ist. Die Be-

---

1793 ihren Einzug in Berlin gehalten und durch „Liebreiz und Schönheit einen allgemeinen Rausch des Entzückens und der Bewunderung hervorgerufen hatten". Da schuf Schadow zunächst zwei Büsten und später diese Gruppe in Marmor, die sich jetzt im königlichen Schlosse in Berlin befindet. „Es ist kein anmutigeres Bild der Schwesternliebe denkbar. In wunderbarer Schönheit der Formen und der gesamten Linienführung kommt auch der ideale, ethische Inhalt in dem Zusammenwirken und dem gegenseitigen Stützen der beiden jugendlichen Frauengestalten zum sprechendsten Ausdruck. Bis auf die Sandalenbekleidung der Füße, das einzige idealisierende Beiwerk, ist die Gewandung getreu nach der Natur gebildet, mit nachbessernder Hand malerisch drapiert. Selbst das unter das Kinn geschlagene Kopftuch fehlt nicht, welches von der Kronprinzessin wegen eines Halsübels vorübergehend getragen und deshalb zeitweilig allgemeine Modetracht ward".

ziehungen der Familie Goethe-Nicolovius waren, wie aus Briefen hervorgeht, sehr innige. So ist das erwähnte Bild ein ganz unanfechtbares Bild der Frau Rat, und zwar ist es das einzige Bild, welches diesen Anspruch erheben kann. Und in der That entspricht es vollständig den von ihr bekannten Charakterzügen. Lewes schreibt über sie:

„Sie ist eine der angenehmsten Erscheinungen in der deutschen Literatur, und ihre Gestalt hebt sich mit größerer Lebendigkeit heraus als fast alle andern. Ihre einfache, herzliche, vergnügliche und liebevolle Natur machte sie allen teuer. Sie war das Entzücken von Kindern, der Liebling von Dichtern und Fürsten. Ihr Enthusiasmus und ihre mit großer Schlauheit und Menschenkenntnis gemischte Einfachheit bis ans Ende sich bewahrend, war Frau Aja (so nannte man sie) zu gleicher Zeit ernst und herzlich, würdevoll und einfach, u. s. w."

Gerade so schaut uns das Bild an, welches Ausgangs der 70er oder Anfangs der 80er Jahre gemalt sein muß, da es die Frau Rat als hohe Vierzigerin darstellt. Es ist gesagt worden, Angelika Kauffmann habe das Kunstwerk geschaffen: allein diese war zu jener Zeit in England. Es könnte vielleicht Tischbein in Betracht kommen, dessen enge Beziehungen zu Goethe bekannt sind. Er reiste um 1779 von Kassel durch die Schweiz nach Rom. Es wäre nicht unmöglich, daß er auf der Durchreise in Frankfurt das Porträt gemalt hätte. Leider ist keine Inschrift auf dem Gemälde, weder auf der Bildfläche noch auf dem Rahmen an der Rückseite.

Unzweifelhaft hat es ein Pendantbild gegeben, welches den Herrn Rat darstellte. Es geht das aus einem Briefe hervor, den der letztgestorbene Enkel Goethes, Walter von Goethe, an die Frau Heuser geschrieben, und in welchem er das Vorhandensein eines solchen Porträts zugesteht. Es wäre recht wünschenswert, wenn durch die Auffindung dieses Bildes die Zeichnung Lavaters, die den Zwecken entsprechend, für welche sie gefertigt wurde, den Charakter des Herrn Rat einseitig übertreibend wiedergibt, auch die Vorstellung von dem Antlitz des Vaters Goethes korrigiert würde.

Es ist bezeichnend für die Frau Rat, daß sie sich ohne jeden Schmuck hat darstellen lassen: von den vielen und reichen Geschmeiden, die als fürstliche Geschenke an sie kamen, ist keine Spur auf dem Bilde zu entdecken. Auch die Einrahmung des Bildes ist sehr bescheiden, ohne Gold, nur von poliertem Birnbaumholz, viereckig mit ovaler Einlage.

Was nun die Nachbildungen dieses merkwürdigen Porträts angeht, so ist es nicht zu begreifen, daß gerade die Frau Rat, die doch gewiß Anspruch hatte auf das sorgfältigste in betreff der Wiedergabe ihres Antlitzes behandelt zu werden, so übel weggekommen ist.

Die erste Nachbildung ist eine Lithographie in Kreidemanier, von der ein Abdruck mit eigenhändigen Widmungszeilen von Seiten der Ottilie von Goethe geb. von Pogwisch, der Frau des Sohnes Goethes, an die Frau Konsul Koch in unserem Besitze sich befindet: dieses wertvolle Blatt verdankt das Hochstift der Schenkung der Frau Koch-von St. George, der Schwiegertochter der Frau Konsul Koch. Die Widmung lautet:

„Die Mutter Goethes liebte Sie; —
Der Vater hätte Sie geliebt,
Und die Tochter liebt Sie mit inniger Dankbarkeit.“

Vergleicht man diese Zeichnung mit dem Original, so ist eine Verflachung des Ausdrucks, der sich zunächst in den wenig ausdrucksvollen Augen zeigt, auffallend. Im Originale sind gerade die Augen und die buschigen gewölbten Augenbrauen von fesselnder Lebendigkeit. Die Nase wie das ganze Gesicht bei der Lithographie ist rund und dick, es fehlt die fein sich zuspitzende Form der Kinnlade des Originals. Der schelmische Mund auf dem Originalbilde, der, fein gezeichnet, so charakteristisch dem Wesen der Frau Rat entspricht, hat in der Nachbildung diese Feinheit des Ausdrucks verloren. So ist auch die ganze Haltung des Kopfes, welche auf dem Originale leicht und graziös ist, steif kleinbürgerlich geworden.

Nach dieser ersten lithographischen Nachzeichnung des Originalbildnisses ist dann eine zweite Steinzeichnung in das Fest-

album übergegangen, welches zur Enthüllung des Goethe-denkmals in Frankfurt erschien: sie zeigt das Antlitz weiter verändert und den Ausdruck noch mehr abgeschwächt. Von da ab existieren eine ganze Reihe von Photographien dieser Reproduktionen, Holzschnitten u. s. w., die immer noch schlimmer mit dem Gesichte verfuhren, so daß zuletzt das Bild eines Herrn Wolf entstehen konnte, welches bisher im Goethehause im Zimmer der Frau Rat hing und welches geradezu als ein abschreckendes Beispiel von unkünstlerischer Mache und Entstellung gelten kann. Beim Vergleich des Originalbildes der Frau Rat mit dem Bilde ihrer Mutter, der Frau Stadtschultheiß Textor, ist die Ähnlichkeit von Tochter und Mutter frappierend; nur ist bei der Mutter Alles härter und matronenhafter.

Frau Heuser-Nicolovius hatte vor einigen Jahren auf Drängen von einigen Interessenten und Freunden eine kleine Anzahl Photographien von dem Originalbilde machen lassen und verschenkte diese. Von ihnen bekam auch der Verleger Hirzel einen Abdruck; nach diesem ist das Porträt der Frau Rat in die Literaturgeschichte Königs in nicht gelungenem Holzschnitt übergegangen, zudem mit der falschen Angabe, das Originalbild befinde sich in Hirzels Besitz.

Nachdem nun neuerdings die Kommission für Erhaltung und Herstellung des Goethehauses dem Vortragenden den ehrenvollen Auftrag erteilt hatte, bei Frau Heuser-Nicolovius anzufragen, ob sie wohl gestatte, daß eine Kopie von dem Originale genommen werden dürfe, und diese dann in freundlichster Weise ihre Zustimmung gegeben hatte, reiste er Anfangs November nach Köln um eine ganz genaue Nachbildung des Originals in Pastellfarben gleich dem Original vorzunehmen. Um jedem Zweifel an die Übereinstimmung der Zeichnung zu begegnen, nahm derselbe eine auf Gelatinepapier auf das getreuste übertragene Pauße von dem Originale, welche der Kopie zu Grunde gelegt wurde und jetzt die schärfste Gewähr für die Gleichheit der Zeichnung zwischen Urbild und Nachbild nachweist, wie denn andrerseits die Farben gerade so, wie das Original sie jetzt

zeigt, in allen Teilen, selbst in der genauen Nachahmung des Verblaßten, authentisch zu nennen sind.*)

Die öffentliche wissenschaftliche Sitzung am 16. Dezember eröffnete der Vorsitzende, Herr Dr. Valentin, indem er das neu erschienene verdienstvolle Werk des Geh. Hofrats Professor Dr. Georg Schaefer vorlegte, welches einen Teil des größeren Werkes: „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zweck bestellten Kommission" bildet. Der vorliegende Teil „Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach" ist von Professor Schaefer bearbeitet und eröffnet das Werk in vielversprechender Weise. Es soll die im hessischen Staatsgebiete vorhandenen Denkmäler der Architektur, Plastik, Malerei und des edleren Kunstgewerbes, insoweit dieselben in kunst- oder kulturhistorischer Beziehung von Wert sind und den unserem Jahrhundert vorangegangenen Epochen angehören, in Beschreibung und bildlicher Darstellung zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigen. Das Werk wird sonach die Inventarisierung aller derjenigen Kunstdenkmäler des Großherzogtums umfassen, die durch ihr Alter, ihre Darstellung, Formen, Schicksale eine historische Bedeutsamkeit beanspruchen, gleichviel ob dieselben im Besitze des Staates, von Gemeinden, Korporationen, Vereinen oder von Privaten sich befinden. Die achtzehn Kreise der drei Provinzen werden jeder in einer besonderen Abteilung behandelt; innerhalb jedes Kreises erfolgt die Aufzählung der Orte in alphabetischer Folge, so daß die Auffindung leicht erfolgen kann. In der Reihenfolge der Monumente haben die Werke der Sakralarchitektur den Vortritt vor denen der Profanarchitektur, innerhalb dieser letzteren die Palatialbauten vor den Festungsbauten und den übrigen Werken der Ingenieurkunst.

---

*) Frau Heuser-Nicolovius hat uns verstattet eine neue Photographie in Lichtdruck diesem Berichte beizugeben, wofür wir ihr zu erneutem Danke verpflichtet sind, den auch an dieser Stelle auszusprechen, uns zu besonderer Freude gereicht: wir können so unsern Mitgliedern eine getreue Wiedergabe der Mutter des großen Dichters vorlegen. Der AGA.

In der Plastik geht die monumentale Rundfigur und die figürliche Sepulkralplastik dem Relief und der Dekorativskulptur vor. In der Malerei ist die Folge: Wandgemälde, Staffeleibilder, Miniaturen, Glasmalereien; im Kunstgewerbe folgen den plastischen Erzeugnissen die malerischen, dann die feine Nadelmalerei, Stickerei, Weberei. Besondere Sorgfalt ist den Inschriften, Wappen, den Steinmetzzeichen, den Monogrammen, den Orts- und Werkstattzeichen auf Geräten und Gefäßen, den Gießerzeichen auf Glocken und Gußwerk jeder Art zugewendet. Den Schluß bildet bei jedem Artikel die Literatur des Ortes.

An der Hand dieses festen Gefüges gelingt es dem Verfasser von den einzelnen Orten scharf gezogene Bilder zu entwerfen. Es ist geradezu überraschend zu verfolgen wie selbst an kleinen Orten sich viel Beachtenswertes findet und nun in den Kreis der wissenschaftlichen Kenntnis und Verarbeitung hereingezogen wird. Zudem ist die hier behandelte Gegend eine alte Kulturstätte, auf welcher sich die Merkmale der einander ablösenden Kulturepochen vielfach und oft in bedeutender Weise erhalten haben. So gestaltet sich die Betrachtung und Schilderung zu einer Kunstgeschichte, wie sie sich im Zusammenhang mit der kulturellen und politischen Umgestaltung der Orte zugleich in ihrer inneren Notwendigkeit entwickelt. Das Hauptinteresse des Lesers wird sich den Orten Heusenstamm mit seiner merkwürdigen Kirche und ihren interessanten, in ihrer Art großartigen Deckenmalereien aus der Rokokozeit zuwenden, dann Großsteinheim mit seiner Pfarrkirche und ihren Grabdenkmälern derer von Hutten und von Henneberg, mit seinem Bergfried, der ein derberer Bruder des Frankfurter Eschenheimer Turmes ist, ferner Offenbach mit seinem schönen Schlosse, und besonders Seligenstadt, das eine Fülle bedeutsamer Werke der wichtigsten Epochen bietet. Der Forscher aber wird auch in den Beschreibungen der kleineren Orte wertvolles Material finden. Sucht doch gerade unsere Zeit, nachdem die großen Wege in der Kunstgeschichte gebahnt sind, mit Hilfe der Einzelforschung nun auch all die Seitenpfade klar zu legen, welche schließlich zu den großen Entwicklungsmomenten hinführen und

andrerseits von ihnen ihren Ausgang nehmen. Gerade hierfür ist eine solche Inventarisierung des Kunstbestandes bedeutungsvoll, woneben wir auch die praktische Seite der dadurch geförderten Erhaltung von Denkmälern und Bewahrung vor verderblichen Restaurationen nicht gering schätzen wollen. Das Buch ist trefflich mit vielen Holzschnitten und elf Tafeln in Lichtdruck ausgestattet, welche der Anschauung auf beste zu Hilfe kommen. Für Frankfurt hat es noch den besonderen Wert, daß es ein zuverlässiger Führer für alle die ist, welche die Umgegend nicht nur in bezug auf landschaftliche Schönheit durchstreifen.

Hierauf sprach Herr Dr. Pallmann über die „Anfänge der Holzschneidekunst.“ Der Inhalt des Vortrages war im wesentlichen folgender: Die Frage wann, wo und von wem die Holz- oder Formschneidekunst erfunden sei, könne nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden. Man fände zwar schon bei den Kulturvölkern des Altertums Trockenstempel, welche in weiche und später zu erhärtende Massen gepreßt wurden, allein es fehlte überall diejenige Anwendung der Stempel, welche später das Wesen der Formschneidekunst bestimmte, der Farbdruck. Mit Sicherheit kann derselbe zuerst im Orient nachgewiesen werden und zwar dürften die Chinesen dasjenige Volk gewesen sein, welches ihn zuerst gekannt hat. Vom Orient aus nahm er seinen Weg nach Italien. Früher glaubte man, daß die Anfänge dieser Kunst mit der Einführung der Spielkarten zusammenhinge. Ein im Jahre 1849 zu Sitten gemachter Fund, eine mittels Zeugdruck hergestellte Tapete, welche nach Zeichnung und Kostüm aus dem 14. Jahrhundert stammt und auf Italien hinweist, zeigte der Forschung neue Bahnen. So nimmt man denn jetzt allgemein an, der Holzschnitt in seiner heutigen Bedeutung als Illustrationsmittel sei aus dem Zeugdruck hervorgegangen, welcher aus dem Orient nach Italien gekommen sei. Von hier habe er durch den steten und regen Handelsverkehr seinen Weg nach Süddeutschland genommen und hier hätten wahrscheinlich zuerst Mönche sich der Erfindung für den Druck auf Papier bemächtigt, um Heiligenbilder zum Verkauf an Wallfahrtsorten 2c. herzustellen. Man kann dies aus

dem häufigen Vorkommen von sehr alten Holzschnitten, welche in Klöstern jener Gegend gefunden wurden, schließen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß auch gleichzeitig in den Niederlanden der Holzschnitt Aufnahme und dort durch das lebendige künstlerische Leben reiche Nahrung fand, welche sich in späterer Zeit durch eine sehr fortgeschrittene Technik bekundet. Diese den Niederlanden eigene Technik, welche sich besonders durch feine und scharfe Umrisse kennzeichnet, hat Veranlassung zu einer Streitfrage gegeben, welche heute noch nicht entschieden ist und welche vielleicht niemals entschieden wird, ob alle Formschnitte älterer Zeit von Holzstöcken oder auch von Metallplatten, welche nach Art der ersteren bearbeitet wurden, gedruckt worden sind. Nachdem der Vortragende die für und wider aufgestellten Gründe geltend gemacht hatte, glaubte er nach seinen eigenen Forschungen den Metallschnitt nicht gänzlich verwerfen zu müssen, wie es neuere Forscher thun, zumal man auch in älteren Pergamenthandschriften Vordrucke für Initialen finde, welche nicht von Holzstempeln gemacht sein könnten.

Man könne annehmen, daß die Anwendung des Formschnitts zur Vervielfältigung auf Papier nicht vor Mitte des 14. Jahrhunderts geschehen sei. Kennzeichen des hohen Alters von Holzschnitten seien breite Umrisse ohne jede Schattengebung, da die ältesten Holzschnitte bis ungefähr zur Mitte des 15. Jahrhunderts für die Bemalung bestimmt waren. Der blasse, gelbliche Druck, der früher für die ältesten Holzschnitte in Anspruch genommen wurde, weise auf die spätere Zeit des Reiberdruckes hin. Die älteste Zeit kenne nur den Preßdruck mit einer tief schwarzen Farbe. Der Reiberdruck sei mit dem Auftreten der Eyckschen Schule, mit der knitterigen, verwirrten Faltengebung gekommen, die älteren Holzschnitte zeigten leichte, flüssige Fältelung der Gewänder. Diese selbst gäben auch einen Anhaltspunkt für das Alter der Holzschnitte, doch habe man dabei einige Vorsicht in der Bestimmung der Jahre anzuwenden.

Ueber die Herkunft entscheide außer der mehr oder weniger mangelhaften Technik, welche freilich kein allzu sicheres Merkmal

abgebe, das Kolorit. Man nehme jetzt darnach vier Schulen: die schwäbische, fränkische, bayerische und niederrheinische an.

Der älteste datierte Holzschnitt sei der heilige Christoph vom Jahre 1423. Zwei angeblich ältere von 1407 und 1418 seien in die Jahre 1507 und 1458 oder 1468 zu verweisen.

Die dargestellten Gegenstände seien vorwiegend religiöser Natur, doch kämen auch in späterer Zeit vereinzelt politische und genrehafte Darstellungen vor, besonders sei dies der Fall in der Zeit, da man angefangen habe, den bildlichen Darstellungen einen in Holz geschnittenen Text beizugeben. Hieraus hätten sich dann die sogenannten Blockbücher entwickelt, die unmittelbaren Vorläufer der Buchdruckerkunst, mit welcher die Holzschneidekunst in ein anderes Stadium ihrer Entwicklung getreten sei.

Nach diesem Vortrage ergriff Herr Dr. Ernst Kelchner das Wort zu folgender Mitteilung.

Von Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, Goethes schöner Seele, kannte man nur ein Bild, welches uns Goethe selbst beschreibt, und welches sie in Klostertracht darstellt, in Wasserfarben gemalt. Aber es lag im Goetheschen Familienarchive vergraben und war Niemandem sichtbar. Als der Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg im Jahre 1849 sein bekanntes Buch: „Reliquien der Fräulein Susanna Katharine von Klettenberg ꝛc.“ schrieb, wünschte er gerne das Bildnis seinem Buche als Titelkupfer beizugeben. Er wandte sich an die Enkel nach Weimar, wurde aber mit seiner Bitte abgewiesen.

Lappenberg spricht in seinem Buche von der Existenz von zwei Bildnissen der Klettenberg. Er glaubt nämlich seine Vermutung darauf zu stützen, daß er sich auf eine Stelle in Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahren verläßt, die erzählt, daß der Oheim nach Verheiratung der Schwester der Klettenberg, sie selbst als Stiftsdame in ein Stift eintreten läßt und ihr das Ordenskreuz des Stiftes, kunstmäßig und schön gearbeitet und emailliert, an einem Brillantschmuck befestigt, überreicht. Diese Begebenheit soll in dem Schlosse des Oheims geschehen sein. Lappenberg glaubt, daß dieses Kreuz nur ersonnen sei, um das Porträt

der „schönen Seele" später an dem Ordenskreuze leichter von Wilhelm Meister in dem Schlosse des Oheims erkennen zu lassen. Hierin irrt aber Lappenberg, denn Fräulein von Klettenberg ist nie Stiftsdame gewesen, weder im von Cronstettischen Damenstifte (in welches nur Mitglieder der Ganerbschaft Alten-Limburg aufgenommen werden), noch war sie Konventualin des St. Katharinen- oder Weißfrauenklosters. Das Bildnis der Klettenberg an diesem Ordenszeichen zu erkennen, ist nicht möglich, so lange nicht die ganze Ordensüberreichung im Schlosse des Oheims selbst historisch begründet ist, was wohl schwerlich geschehen wird. Also das Bild mit Hilfe dieses Ordenszeichens zu suchen, ist nicht ausführbar. Das andere Bildnis ist das oben schon erwähnte in Wasserfarben gemalte. Dieses schenkte sie selbst einer Jugendfreundin, Fräulein von Wunderer (geb. 1722), als jene im Jahre 1767 in das von Cronstettische Stift eintrat. Rücksichtlich des gewählten Kostüms äußerte sie, „daß sie dabei den Scherz beabsichtigt, zu beobachten, ob die Freundin sie auch in dieser Tracht ähnlich finden werde". Nachdem Fräulein von Wunderer im Jahre 1786 als Pröbstin des Stiftes gestorben war, gelangte dieses Porträt an Fräulein von Humbracht, welche es zwar wert hielt, doch in edler Gesinnung dem im Jahre 1815 zu Frankfurt verweilenden Goethe durch Vermittelung des Pfarrers Passavant — weil sie selbst keinen Dank suchte — als Geschenk zustellen ließ. Dieses Bildnis ist dasjenige, welches sich im Goetheschen Familienarchive zu Weimar befindet und auch von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt wird.

Während Lappenberg nicht mit seiner Bitte bei den Erben Goethes durchdringen konnte, gelang es dagegen dem Professor Dr. Franz Delitzsch in Leipzig, der das Bildnis der „schönen Seele" in einer allerdings sehr schlecht ausgeführten Photographie der dritten Auflage (1878) seines Buches: „Philemon oder von der christlichen Freundschaft. Aufzeichnungen des Fräulein S. K. von Klettenberg und ihres Freundeskreises" als Titelbild zugeben konnte. Es hatten jedoch die Verhandlungen etwa zwanzig Jahre hindurch gedauert, bis es Professor Delitzsch gelang, das Original zum Zwecke der Vervielfältigung zu er-

langen, und erst am 27. Juni 1877 brachte Walter von Goethe es selbst zum Hofphotographen Hertel in Weimar. Er blieb bei der Reproduktion gegenwärtig und nahm die ihm heilige Reliquie sofort wieder mit. Obgleich nun Herrn Hertel nur eine flüchtige Besichtigung des Originals vergönnt war, so konnte er doch folgende Beschreibung geben: „Das Bild ist sehr gut erhalten, es ist mit dem einfachen schwarzen Rahmen, in den es gefaßt ist, nach meiner Schätzung 4½ Zoll breit und 5½ Zoll hoch. Es ist nicht Pastell, sondern Aquarell. Das Kleid ist weiß, das Gesicht blaß und die Wangen stark gerötet, der Kopf mit vielem Fleiß fein ausgeführt; der Hintergrund, die Säulen und der Vorhang sind dunkelfarbig gehalten, um den Eindruck des Gesichtes nicht zu stören und die Figur schöner hervortreten zu lassen." Und Delitzsch fügte hinzu: „Trotz dieses künstlerischen Wertes des Originals bereitete mir das sichtlich gelungene Abbild keine geringe Enttäuschung. Das Gesicht erscheint zwar, je länger man es ansieht, desto feiner, lieblicher und sinniger, aber die leicht mißzudeutende Nonnenkleidung ist störend."

Vor etwa 22 Jahren nun fand ich bei einem hiesigen Trödler ein stark verwahrlostes Bild; ich erstand es für eine Kleinigkeit eben wegen dieses Zustandes. Da ich verschiedene Merkmale daran fand, die mich darauf schließen ließen, daß es ein wertvolles Ölgemälde sein könnte, gab ich es einem mir bekannten Bilderrestaurator. Ich hatte mich nicht getäuscht, es stellte sich als ein sehr gut gemaltes Bild von Franz Lippold (1688—1768) dar. Dieser Maler lebte von 1720—1768 in Frankfurt am Main, malte eine große Anzahl hervorragender Personen aus den Kreisen der hiesigen Patrizier und der angeseheneren Bürger und zwar meistens in Lebensgröße, von denen unser städtisches Museum und die hiesige Stadtbibliothek noch heute viele aufbewahrt. Gwinner in seinem Buche: „Kunst und Künstler in Frankfurt am Main" sagt über Lippolds Arbeiten: „Lippolds Porträte, die er fast ohne Ausnahme mit seinem Namen zu bezeichnen pflegte, sprachen nicht nur durch große Ähnlichkeit, sondern auch durch ihre lebensfrische

Färbung, den markigen Pinsel, die besonders schönen Hände und die sorgfältige, geschmackvolle Behandlung der Stoffe und Beiwerke so allgemein an, daß, wer nur irgend sein Bild zu verewigen wünschte, einen besonderen Wert darauf legte, daß solches durch Lippolds Hand geschehe. In der That machen alle seine Arbeiten einen so angenehmen Eindruck, daß sie auch heute noch neben unseren nüchternen modernen Porträtmalereien, selbst in den Fällen, wo die letzteren etwa einen höheren Kunstrang einnehmen, ihren ehrenvollen Platz behaupten."

Diese Charakteristik trifft in allen Stücken bei unserem Bilde zu, und selbst der Name des Malers fand sich da, wohin er ihn gewöhnlich zu setzen pflegte, auf der Rückwand des Ölgemäldes. Leider aber wurde diese Aufschrift bei der Rentoilierung des Bildes zerstört, und ich kann sie nur als von mir seiner Zeit gesehen bezeugen.

Nachdem das Bild vollkommen hergestellt mir wieder zukam, beschäftigte mich nun die Frage: Wen stellt es vor? Und ich kann nicht sagen, wodurch veranlaßt der Gedanke in mir rege wurde, daß es wohl die „schöne Seele", Fräulein von Klettenberg, sein könnte. Erste Veranlassung gab mir allerdings die Tracht der dargestellten Dame und es lag nahe, daß ich die Sache nach dieser Hinsicht prüfte.

Goethe gibt uns kein genaues Bild von ihr. Doch sagt er: sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutischer Frauen. Die letztere Mitteilung paßt vollkommen auf unser Bild. Es ist keine Ordenstracht, denn sie ist halb weltlich und halb geistlich zu nennen. Der Umstand daß das Bildnis von Lippold herrührt, welcher auch viele Mitglieder ihr befreundeter und verwandter Familien, ja sogar ihren eigenen Vater, den Schöffen Seiffert von Klettenberg gemalt hat, berechtigt wohl zu dem Schluß, daß auch die Tochter von demselben Maler gemalt sein könne, und zwar um so mehr, als bekannt ist, daß sie sich in ihrem 34. Jahre hat malen lassen: dies stimmt mit dem Aufenthalte Lippolds in hiesiger Stadt voll-

kommen überein, denn Fräulein von Klettenberg ist 1723 geboren und Lippold starb hier 1768.

Ich konnte mich aber mit oben angeführten Gründen für die Bestimmung der Persönlichkeit meines Bildes noch nicht beruhigen, und da ich wußte, daß das Goethesche Familienarchiv ein Bild der Klettenberg enthalte, so wandte ich mich verschiedene Male nach Weimar, um den Anblick des Bildes zu erhalten, aber vergeblich. Als nun nach längerer Zeit mein Freund, Herr Archivrat Dr. Könnecke in Marburg, der zur Herausgabe seines soeben im Erscheinen begriffenen „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" ein Porträt der Klettenberg brauchte und durch Zufall erfuhr, daß ich ein Oelbild besitze, welches höchst wahrscheinlich die Klettenberg darstelle, so wandte er sich an mich mit der Bitte um Erlaubnis, dasselbe abbilden zu dürfen. Ich sprach ihm mein Bedenken offen aus und ließ meine Behauptung der Aechtheit davon abhängen, daß mein Porträt Aehnlichkeit mit dem in Weimar befindlichen haben müsse, sonst könnte ich es als das Bildnis der Klettenberg nicht ausgeben. Diese Aehnlichkeit aber zu beweisen sei mir zur Unmöglichkeit geworden: ich könne das Weimarsche Exemplar mit dem meinigen nicht vergleichen.

Herr Archivrat Könnecke hatte die Freundlichkeit mich auf das oben erwähnte Delitzsche Werk aufmerksam zu machen, und mit dessen Hilfe konnte ich die Aehnlichkeit wenigstens einigermaßen feststellen. Allein die Photographie ist eine sehr schlechte, und die verschiedenartige Aufnahme der Bilder, sowie die verschiedene Tracht macht der Vergleichung einige Schwierigkeiten. Indessen läßt sich bei ganz genauer sorgfältiger Vergleichung eine große Aehnlichkeit nicht leugnen, und es muß zugestanden werden, daß ein und dieselbe Person auf beiden Bildern dargestellt sein kann.

Unterdessen war der letzte der Goetheschen Enkel gestorben und das Goethesche Familienarchiv geöffnet worden, und ich konnte mich nun aufs neue nach Weimar wenden. Mein Freund, Herr Museumsdirektor Hofrat Ruland dorten, hatte die Freundlichkeit, eine Vergleichung der beiden Bilder vorzunehmen und

erklärte ebenfalls die Aehnlichkeit als eine auffallende; doch machte er mir zugleich die Mitteilung, daß in dem s. Z. aufgenommenen Inventar über den Goetheschen Nachlaß (1842) stehe: „1 Aquarell Fräulein von Günderrode als Nonne darstellend" und zwar nach der Angabe der Goetheschen Erben. Dieses aber ist ein Irrtum und kann nur ein einfacher Schreibfehler sein, denn wie würden die Goetheschen Erben dazu gekommen sein, Herrn Professor Delitzsch in Leipzig auf seinen Wunsch jenes Bildnis für sein Buch Philemon als dasjenige der Fräulein von Klettenberg zu geben, wenn sie nicht ganz bestimmt gewußt hätten, daß es jene darstellt? Ferner teilt mir Herr Hofrat Ruland noch mit, daß das Weimarsche Aquarell auf der Rückseite die Buchstaben S. C. V. K. fecit trägt, was wohl auf Susanna Catharina von Klettenberg deuten dürfte; es scheint demnach das Weimarsche Bild ihre eigene Arbeit zu sein, wodurch sich das Dilettantenhafte erklären würde, denn die Ausführung soll sehr mangelhaft sein.

Auch der als Goethe-Forscher und -Kenner bekannte Professor Dr. Zarncke in Leipzig schreibt mir, daß die Aehnlichkeit beider Bilder unverkennbar sei, doch hatte er des Rosenkranzes wegen, den die Klettenberg auf dem weimarischen Bilde in Händen hat, als ganz speziell eine katholische Nonne darstellend, etwas Bedenken und riet wegen der Darstellung des Fräulein von Günderrode eine genaue Vergleichung mit deren Porträt an. Das erstere Bedenken scheint mir jedoch von keinem Belang zu sein, denn die Klettenberg wollte als Nonne erscheinen, und da durfte wohl der Rosenkranz nicht fehlen. Dagegen hat die Vergleichung mit dem Porträt der Fräulein von Günderrode stattgefunden. In dem von Friedrich Götz herausgegebenen Werke: „Geliebte Schatten, Mannheim 1858", sowie in den von demselben herausgegebenen: „Gesammelten Dichtungen der Karoline von Günderrode, Mannheim 1857" befinden sich genaue und authentische Porträts. Diese Vergleichung hat eine vollständige Unähnlichkeit der beiden Porträts ergeben, womit dieser Irrtum im Goetheschen Nachlaß-Inventar gehoben ist.

Außerdem kann aber mein von Lippold, also vor 1768 ge-

maltes Bild die erst 1780 geborene von Günderrode nicht darstellen, und ferner hat mir die Familie von Günderrode auf meine Anfrage die Antwort zugehen lassen, ihr sei es nicht bekannt daß je ein Mitglied derselben sich als Nonne haben malen lassen, noch daß eines zum Katholizismus übergetreten sei; daher könne das vorgelegte Bildnis kein Mitglied der Familie darstellen.

Nach allen obigen Auseinandersetzungen bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß das in meinem Besitze befindliche Gemälde von Franz Lippold das Porträt der Fräulein von Klettenberg, Goethes „schöner Seele", darstellt.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwissenschaften (N).

In die Abteilung für Allgemeine Naturwissenschaften wurden im Laufe des letzten Vierteljahres als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. Raufenberger, hier.
„ Dr. Paul Bode, „
„ Dr. Theobald Epstein, „
„ Regierungsbaumeister Wilh. Selle, hier.
„ Dr. Joseph Berger, hier.
„ Dr. August Hahn, „
„ Professor Dr. Fittica, Marburg.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Theodor Klauer, Offenbach.
„ Dr. med. Walter-Krause, hier.

Diese Abteilung hielt im Laufe des verflossenen Vierteljahres keine wissenschaftliche Sitzung ab; in der am 29. Dezember 1885 stattgefundenen Sitzung wurden nur geschäftliche Angelegenheiten verhandelt.

4. Abteilung für Neuere Sprachen (NS).

In die Abteilung für Neuere Sprachen wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
Herr Adolf Baumann, hier.
„ Dr. Ludwig Tachau, „
b. ohne Stimmrecht:
Herr Jakob Schiff, „
„ Philipp Aronstein, „
„ Dr. E. Philippson, „

Diese Abteilung hielt drei Sitzungen; in der ersten am 29. Oktober brachte Herr Dr. Vetter seinen am 24. September begonnenen Vortrag über „die Tristansage“ zum Abschluß. In der am 26. November 1885 stattgefundenen Sitzung gab Herr Dr. Banner mit der ausgesprochenen Absicht, eine Diskussion über sein Thema herbeizuführen, eine Darstellung der Lehre vom französischen Pronomen als Probe einer Grammatik, wie er sie als Grundlage für den Unterricht des Französischen an höheren Schulen eingerichtet zu sehen wünscht. — In den einleitenden Worten hob er namentlich folgende Punkte hervor: Den Schülern höherer Lehranstalten soll eine Grammatik in die Hand gegeben werden, welche von der untersten bis zur obersten Stufe als einheitlicher Leitfaden im Unterrichte zu dienen geeignet ist; ein solches Lehrbuch werde einen beständigen Ueberblick über das ganze Gebiet gewähren, jederzeit das Zurückgreifen auf bereits Gelerntes und das Hinweisen auf noch zu Lernendes ermöglichen, endlich das Behalten des einmal Aufgenommenen durch die Verwertung der memoria localis unterstützen; ein solches Lehrbuch könne zugleich auch den formalen Bildungswert hervortreten lassen, den das Französische in so hohem Grade aufzuweisen imstande ist, insbesondere aber auch in denjenigen Schulen, in denen die alten Sprachen gelehrt werden, die dem Schüler so fühlbare Kluft zwischen dem Unterricht in jenen und demjenigen in der französischen Sprache wenigstens einigermaßen ausfüllen. In der Abfassung des Lehrbuchs soll gedrängte Kürze ohne Beeinträchtigung der Vollständigkeit und Klarheit erstrebt werden; die Kürze kann durch ausschließliche Berücksichtigung des mustergiltigen Sprachgebrauchs für die Aufstellung der Regeln, durch geschickte Ab- und Zusammenfassung derselben,

endlich durch die unmittelbare (manche sonst unentbehrliche Wiederholung vermeidende) Aufeinanderfolge von Formenlehre und Syntax bei jedem einzelnen Redeteile erzielt werden; die Vollständigkeit wird nicht mangeln, wenn etwa am Schlusse eines jeden Kapitels kurzweg in Beispielen alle jene Einzelerscheinungen aufgeführt werden, welche als nicht regelbildend bei Aufstellung der Sprachgesetze unbeachtet geblieben sind; die Klarheit der Regeln endlich mag durch vorangeschickte prägnante Beispiele gefördert werden, die ja doch auch der ausführlichsten Regel zuhilfe kommen müssen. Das Verhalten gegenüber herrschenden wissenschaftlichen oder pädagogischen Methoden soll in der Art geregelt werden, daß die Darstellung weder eine derselben ausschließt noch auch andrerseits bestimmend einwirken läßt; so wird die Grammatik dem Schüler den gesamten Lernstoff geben, dem Lehrer aber nur ein Leitfaden sein für jede Art des Unterrichts, gleichviel ob und in welchem Umfange derselbe etwa lautphysiologischen oder sprachhistorischen oder synonymischen Erörterungen Raum geben will. — Im Einzelnen führte sodann der Vortragende noch wesentlich Folgendes an: die Reihenfolge der Regeln sei derartig gewählt, daß dieselbe sich leicht behalten und wiedergeben lassen; der Inhalt jedes Paragraphen sei zum Zweck der Orientierung und Uebersicht am Rande kurz angedeutet; die Beispiele seien mit ihrer Bedeutung so aufgeführt, daß sie zum Selbstabfragen dienen können; in den Beispielen sei nach Möglichkeit der notwendigste Wortvorrat und zwar, bei der vorherrschend praktischen Tendenz des neusprachlichen Unterrichts, vorwiegend derjenige der Umgangssprache verwendet. — Hierauf erörterte der Vortragende noch, inwieweit vorhandene Grammatiken in diesem Sinne gearbeitet seien, und schließt daran die Vorlesung eines Kapitels des von ihm ausgearbeiteten Abschnittes über das französische Pronomen. — Dem Vortrage folgte eine längere Debatte, in welcher erörtert wurde, ob man zugunsten der Uebereinstimmung mit dem Deutschen, Lateinischen, Englischen und anderen an höheren Schulen betriebenen Sprachen auch im Französischen von einem Genetiv und Dativ statt von einem mit de und einem mit à gebildeten régime indirect reden

dürfe, und im Zusammenhang damit, ob man die Pronominal-Adverbien en und y als Kasus des neutralen Personal-Pronomens il bezeichnen dürfe, ferner ob man die Benennung betontes oder verbundenes resp. unbetontes oder unverbundenes Personal-Pronomen wählen solle, und im Anschluß daran, ob man die Anwendung des zuletzt genannten Pronomens dahin fixieren dürfe, daß dasselbe der Regel nach überall dort gebraucht werde, wo das persönliche Pronomen sich nicht an das Verbum lehnen kann. Diese und andere einschlägige Fragen wurden äußerst lebhaft diskutiert, aber nicht zum Austrag gebracht, wie das in all den Fällen zu geschehen pflegt, wo Theorie und Praxis einander schroff entgegentreten.

In der Sitzung am 3. Dezember kamen nur geschäftliche Angelegenheiten zur Sprache.

5. Abteilung für Schöne Wissenschaften (Sch W).

In diese Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. Fritz Rehorn, hier.
„ Philipp Aronstein, „

b. ohne Stimmrecht:

Herr Dr. phil. L. Neustadt, hier.
„ Oberlehrer Dr. Th. Schlegel, hier.

Die Abteilung für Schöne Wissenschaften hielt in dem verflossenen Vierteljahre regelmäßig monatlich eine Sitzung im Goethehause.

Am 10. Oktober referierte Herr Dr. Böcker über die Dichtungen des Grafen Fr. Ad. von Schack. Referent erzählte in knapper Zusammenfassung, bei einigen Hauptwerken auch in ausführlicherer Darstellung, den Inhalt der Dichtungen, hob den tiefen Eindruck, den er überall durch die Lektüre erhalten, sowie die großen unverkennbaren Vorzüge hervor, die den Dichter weit über die Mehrzahl der zeitgenössischen Autoren setze und betonte dessen wohlberechtigten Anspruch darauf, in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes nicht nur, wie es

bisher geschehen, als Gelehrter, Übersetzer und Kunstmäzen, sondern auch als Meister der Dichtkunst vollste Anerkennung zu finden. Die Abteilung nahm die Ausführungen des Referenten mit ungeteiltem Interesse entgegen und drückte den Wunsch aus, daß der Vortragende Gelegenheit erhalten möge, auch in einer der öffentlichen Sitzungen des Hochstiftes die Werke des Grafen von Schack zu besprechen. —

Am 14. November sprach Herr Direktor Dr. Rehorn über das Buch des Jesuitenpaters Alex. Baumgartner: „Goethe. Sein Leben und seine Werke. Band 1: Jugend, Lehr= und Wanderjahre." Er hob unter Mitteilung mehrerer, besonders charakteristischer Stellen die Tendenz des Verfassers hervor, das Lebensbild des gefeiertsten Dichters unserer Nation zu entwürdigen und wies namentlich auch auf den Zusammenhang des vorliegenden Werkes mit einer großen Reihe anderer Schriften hin, die, von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu verfaßt, mit fanatischem Eifer die eine Absicht verfolgen, das katholische Deutschland von der Einwirkung der modernen Bildungsschätze, wie sie namentlich in unserer klassischen Literatur gegeben sind, loszureißen und ihm alle diese Erzeugnisse des modernen Geisteslebens als protestantisch=ketzerisch und unmoralisch zu verdächtigen.

In der Sitzung vom 9. Dezember wurden zunächst die eingelaufenen literarischen Zusendungen an die Mitglieder zur näheren Kenntnisnahme, beziehungsweise zur Berichterstattung verteilt, und es ward hierbei der Wunsch geäußert, daß seitens der Verleger mehr noch als bisher das Hochstift mit Zusendung namhafter neuer Erscheinungen bedacht werden möge, da die Abteilungen als solche eine ihrer wichtigsten Thätigkeiten darin erblicken müssen, nicht nur von solchen Erscheinungen Kenntnis zu nehmen, sondern auch eine beurteilende Besprechung derselben zu veranlassen. Darauf berichtete Herr Dr. Böcker über eine neueste lyrisch=epische Dichtung aus dem Verlage von Liebeskind in Leipzig: „Werner von Kuonefalk" von Max Martersteig. Nachdem er den Inhalt der Dichtung erzählt und die mannigfachen Vorzüge derselben hervorgehoben, trug er eine längere Stelle aus der Dichtung

selbst vor, und die Abteilung verfehlte nicht ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß ihr auf diese Weise die Bekanntschaft mit einem neuen, zu schönen Hoffnungen berechtigenden Dichtertalente vermittelt worden sei.

Endlich legte Herr Dr. Pallmann noch der Abteilung eine alte sogenannte Kurfürstenbibel vom Jahre 1703 vor, welche im Jahre 1875 dem Hochstifte von Frau Karoline Eisenhard geb. Grünewald geschenkt ward und bisher wegen ihrer schlechten Erhaltung keine Beachtung gefunden zu haben scheint. Dieselbe stammt aus dem Besitze des Zinngießermeisters Hermann Jakob Goethe und enthält von dessen Hand mancherlei Eintragungen über Ereignisse in der Familie Goethe.

Herr Dr. Pallmann verwies dabei auf den vor Kurzem erschienenen Aufsatz: „Zur Genealogie der Familie Goethe" von Dr. L. Holthof in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. (Bd. VII, Heft 6, S. 227 u. ff.) und gab zu den einzelnen Familiennachrichten einige Erläuterungen und Ergänzungen, welche er aus den Büchern der hiesigen Standesbuchführung geschöpft hatte. Wenn die Eintragungen auch nicht von hervorragender Bedeutung sind, so mögen sie doch als ein kleiner Beitrag zur Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts hier ihren Platz finden.

„Anno 1748 den 19. Augusti*) Dingstag Nachmittag umb 1 uhr, Ist Mein Bruder Johan Caspar Göthe als Keiserlicher Hoffrath, mit deß Herrn Stattschultheisen von (sic!) Textor Fräulein Jungfer Tochter in des Herrn Hoff-Rath von Lohnen (sic!) garten, vor dem St gallen Tohr, unten an der wind Mühlen gelegen, durch Herrn Pfahrer Fresenius, in dem schönen garten Hauß, getrauet und Copulieret worden, und ist mit einem Consert, eine abend Mahlzeit gehalten worden, worzu der aller Höchste Gott Ihnen seinen Gnaden reichen Seegen hier zeitlich und dort Ewig verleihen wolle. Dobey

*) Der 19. August war ein Montag, die Trauung aber war am Dienstag, wie das „Copulationsbuch" ausweist und wie Herr Dr. Ludwig Holthof in dem erwähnten Aufsatz S. 232 richtig angiebt.

Herr Pfahrer Fresenius vor der Copulation eine schöne und wohl außgearbeite zirliche orration (sic!) gethan hat und wohl auf den Zustand gerichtet war.

Anno 1722 den 18. May bin Ich alhier in ffurth Meister geworden, und den 19. May*) bin Ich burger geworden. . . . .**) 28. May Dingstag Nachmittag umb 1/2 drey uhr habe Ich mich versprochen mit Jungfer Anna Elisabetha Hoppein, Ihr Vatter war Herr Johan Dietrich Hoppe Burger, und Schneider Meister, Wohnhafft auf der friedburgergaß gegen der Constabler wacht über Neben . . . . . .***) Wein Wirth, und dem schmidt.

. . . .†) Juny mitwogen haben wir Hochzeit gehalten, und hat uns Herr Pfahrer Schild in der barfüßer Kirchen Copulieret Vormittag und Nachmittag Ist die Mahlzeit bey Meinem Vatter Friedrich Göthe Gasthalter Im Weidenhoff Nachmittag umb 4 gehalten worden, gantz still und ohne Musiccanten und hat gedaueret biß abends umb 10 uhr do wir alle schon zu hauße waren. Der geladenen gäste wahren 40 Persohnen die da Komen sind, den andern tag sind wir allesämlich wieder in einem grünen ††) schiff den Mayn hinunter auf den goldstein gefahren, da wir das überbliebene mit Gutem frieden verzehret, und Musiccanten aldorten gehobt (!) und gedanzet, Worzu noch von Meinen ledigen Cammeradten bey 6 Kutschen voll baar Weiß ohn gebeten gefahren Komen, und inns folgend lustig Machen helffen, Abend sind Wir alle Mit ein ander in Kutschen wieder hinder ein ander herein und Nacher Hauß ein jeder gefohren, so hatte das hochzeit festin ein end.

Den 17. Augustij Sind Wir in die schnurgaß Neben die geistgaß (sic!) in deß Herrn Schilde Goldarbeiters behausung gezogen,

---

*) Nach dem Bürgerbuch XI, 435 verso schwor er am 29. Mai 1722 den Bürgereid.

**) Die im Original abgerissene Jahreszahl ist mit 1722 zu ergänzen.

***) Fehlt im Original.

†) 1722 am 30.

††) Bezieht sich wol auf den Schmuck des Schiffes mit Laub.

und haben das halbe hauß vom untersten Stockwerck an inen gehabt, und alJährlichen 150 fl darvor hauß Zinß geben, und solches bewohnet biß 1730 den 1. May da sind wir darneben, in unser gekaufftes Hauß gezogen.

1724 den 22. octobris Sambstag*) abend um 1/2 neun uhr hat uns der liebe Gott das Erste mahl gesegnet, mit einer Jungen Tochter, welche Dingstags drauf als den 24. octobris zur hl. Tauff gebracht, und in der barfüßer Kirch getauffet worden, Ihr Frau Göth**) Ist geweßen Frau Anna Elisabetha Hoppein als Frau schwieger Mutter.

1726 den 6. July Sambstag Vormittag umb 1/2 Eilff uhr hat uns der liebe Gott aber Mahl gesegnet mit einer Jungen Tochter, welche den andern Tag als Sontags den 7. July in der barfüßer Kirch Nachmittag zur hl. Tauff gebracht und Cornelia den Nahmen bekomen, Ihr Frau Göth war Meine stieff Mutter Cornellia göthin gastwirthin im Weidenhoff eine gebohrne schneiders Tochter von Ihrem Vatter Herrn Walter schneider Meister alhier."

Darunter steht von anderer Hand geschrieben:

„Anno 1761 den 22. Mertz in der Heilligen ostern Sambstag Nacht, früh umb . . . . .***) gegen den Sontag ist sie verschieden und ist alt 33 1/2 Jahr." †)

---

*) An Stelle des ursprünglich dagestandenen Sonntag, welcher durchstrichen ist, wurde Samstag gesetzt, dadurch ist aber eine Unrichtigkeit hergestellt worden, denn der 22. Oktober 1722 war ein Sonntag.

**) Frankfurter Provinzialismus für Patin.

***) Nicht mehr lesbar.

†) Diese Mitteilung kann sich nicht auf die 1726 geborene Cornelia, sondern nur auf ihre Schwester Sophie Margaretha (geb. 1731) beziehen, welche laut Totenbuch des Jahres 1761 am 24. März 1761 beerdigt wurde. Die Geburt dieses Kindes Sophie Margaretha ist in der Bibel nicht mehr vermerkt. Vergl. Dr. H. Grotefend in den Mitteilungen des Frankfurter Altertumsvereins VI, S. 237, wo der Begräbnistag richtig angegeben ist, während Dr. Holthof an der oben erwähnten Stelle (S. 232) angiebt, Dr. Grotefend habe die Todestage der beiden Gatten verwechselt. (Vergl. auch Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. VII, S. 130.) Cornelia starb als Witwe des Weinhändlers Scherer im Jahre 1799 (begr. 16. Mai).

„Anno 1728 den 15. 7bris hat uns der liebe Gott abermahl gesegnet mit einem Jungen Sohn, mitwochs vormittag um ½ zwo, und ist den 16. 7bris Donnerstag Nachmittag in der barfüßer Kirch zur hl. Tauff gebracht worden und hat den Nahmen Johan Friedrich bekomen, sein Herr Petter*) war mein Rechter leiblicher Vatter Gastwirth im Weidenhoff, und eben am heutigen Tag war mein Vatter 71 Jahr alt worden**), dieser mein Sohn Johan Friedrich aber hat sein zeitliches leben nicht höher gebracht als 5 Jahr, weilen er 1733 den 5. octobris Morgens umb 9 uhr im Herrn Seelig entschlaffen, und sein gehabte Krankheit die ohrschlechten 8 Tage währten.

Anno 1730 den 10. Februarij Freitag abend um ½ zehen uhr Ist mein leiblicher Vatter Johan Friedrich***) Göthe burger und Gastwirth zum Weidenhoff alhier in Ffurth In dem Herrn Seelig Entschlaffen und sein zeitliches leben gebracht auf 72 Jahr 5 Monath . . . . . .“

Auf der Rückseite des Titels der Bibel steht von der Hand des Hermann Jakob Goethe ferner geschrieben:

„1749 den 27. 8bris Montags Abend Ist der Herr Nachbar streng an der Borngaß Johan Tohmas†) daß Erste mahl zu mir ins hauß kommen und hat umb meine Tochter Cornelia gleich angehalten. Ist Ihm auch gleich willfahret worden, und den 30. 8bris Donerstag drauf hat er abends unter 18 guten freunden das Ja wort geholt, und den 2. 9bris Sontags drauf ist er mit Ihr aufgebothen worden, und 14 Tage hernach den 17. 9bris Ist die Hochzeit geholten worden. und montags früh in der barfüßer Kirch, vorhero gantz allein

---

*) Wenn dies richtig, kann er nicht am 7. September 1657 getauft sein, wie allgemein angegeben wird, es dürfte deshalb wol 17. Sept. heißen.

**) Wie oben „Göth“ statt Patin, „Petter“ statt Pate.

***) Nach der obenstehenden Notiz, daß er am 16. September 1728 71 Jahre alt war, müßten hier 24 Tage ergänzt werden.

†) Der Vorname war bekanntlich Friedrich Georg, nicht Johann Friedrich.

††) Nach dem Kopulationsbuch des Jahres 1749 ist sein Vorname Ulrich Thomas gewesen; Dr. Holthof nennt ihn Ullrich Theodor Streng.

durch Herrn Pfahrer Schmidt Copuliret, und nachmittag umb 2 uhr die Hochzeit im König von Engeland nur einen abend unter einer taffel music vom gantzen Cor, von 12 Musicanten, wo bey biß früh 4 uhr gedanzt, geholten worden. Gott verleihe Ihnen seinen Seegen"

Als Ergänzung zu der mehrfach angeführten Goethe-Genealogie von Dr. L. Holthof sei nach den Büchern der hiesigen Standesbuchführung noch erwähnt, daß Johann Christian Goethe aus Friedberg am 31. Mai 1724 mit Anna Christina Tochter des Bierbrauers und Benders Johann Thomas (nicht Nikolaus, wie Dr. Holthof angiebt) Wiederhold von Friedberg getraut wurde.

Sein Sohn Johann Andreas, Großuhrmacher zu Frankfurt, von welchem die Standuhr auf dem Vorplatze des ersten Stockwerks im Goethehause gefertigt ist, wurde am 25. Mai 1762 mit Maria Sophia, Tochter des verstorbenen hiesigen Bürgers und Spezereihändlers Karl Ludwig Otto getraut. Nachdem ihm seine Frau im Dezember (begr. 29. Dez.) 1767 gestorben war, ging er eine zweite Ehe am 11. April 1768 mit Anna Barbara Schupp, Tochter des Johann Heinrich Schupp, Bürgers und Schuhmachermeisters zu Friedberg, ein. Er starb im Jahre 1788 (begr. 13. Dez.); Nachkommen hinterließ er keine; aus jeder seiner Ehen hatte er je zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, aber keines der Kinder überlebte ihn.

6. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

In diese Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Oberlehrer August Schlimbach, hier.
" Dr. jur. Wilhelm Leser, hier.
" Heinrich Friedmann, "
" Dr. jur. Jakob Rießer, "
" Dr. med. Walther-Krause, hier.
" Samuel Uhlfelder "

b. ohne Stimmrecht:

Herr Dr. phil. L. Neustadt, hier.
„ Theodor Klauer, Offenbach.

Die Abteilung ist seit dem Erscheinen des vorigen Berichtes bis gegen Ende des Monats Dezember 1885 zu vier wissenschaftlichen Sitzungen zusammengetreten; an einem der sonst ihrer Thätigkeit gewidmeten Abende fand das wohlgelungene Stiftungsfest des Volkswirtschaftlichen Vereins, dessen Mitglieder zumeist auch der Abteilung SzW angehören, statt.

In der Sitzung am 26. Oktober gab Herr Stadtrat Dr. K. Flesch ein ausführliches Referat von den Beratungen des Armenpflegertages in Bremen; von dem reichhaltigen Programme der betreffenden Verhandlungen teilte er namentlich das die Fürsorge für verwahrloste Kinder Betreffende mit; auch über die Armenstatistik in größeren Städten, Arbeiterkolonien, Armenhäuser, Einrichtung von Arbeitsnachweis für Beschäftigungslose, Teilnahme der Frauen an den praktischen Aufgaben der Armenpflege wurden interessante Mitteilungen gemacht. Sodann referierte noch Herr K. Hecht über die der Abteilung zugekommene Brochüre des Herrn Dr. Hecht: „Über die Geschäftssteuer auf Grundlage des Schlußnotenzwanges.“

In der Sitzung am 9. November sprach Herr J. Epstein über „die Konkurrenz der Gefängnißarbeit mit der freien Industrie“. Nachdem der Redner, namentlich an der Hand des hierfür Epoche machenden Werkes von J. Howard: The state of the Prisons in England and Wales, II. Ed. 1753, einige historische Bemerkungen über die allmähliche Entwickelung der Gefängnisarbeit in den Kulturstaaten und die in neuerer Zeit sich dagegen erhebenden Klagen seitens der freien Industrie gegeben hatte, zeigte er zunächst die Notwendigkeit einer nützlichen Beschäftigung der Sträflinge in moralischer, disziplinarischer und administrativer Beziehung. Eine Konkurrenz mit einigen Zweigen der freien Industrie sei dabei unvermeidlich, werde aber einerseits von den Vertretern der letzteren sowohl der Quantität als der Qualität nach bei weitem überschätzt und

müsse andrerseits dem höheren allgemeinen Interesse gegenüber geduldet werden.

In der Sitzung am 23. November gab Herr L. Opificius als Gast ein eingehendes Referat über „Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des Nordöstlichen Böhmen von Dr. J. Singer, Leipzig 1885.“

In der Sitzung am 7. Dezember wurde an Stelle des aus der Abteilung ausgeschiedenen Herrn Rektor Chun Herr Dr. E. Philippson zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Sodann hielt Herr Syndikus Puls einen Vortrag über „Frachttarife mit besonderer Berücksichtigung der Frankfurter Verhältnisse.“

III. Bericht über die Hauptversammlung.

(22. November 1885).

Die am 22. November 1885 stattgefundene ordentliche Hauptversammlung lieferte den erfreulichen Beweis, daß die Neugestaltung des Hochstiftes und die daraus sich entwickelnde Thätigkeit desselben bei den Mitgliedern allgemeine Zustimmung gefunden und somit festen Boden gewonnen hat. Der Haushaltungsplan nach dem Vorschlage des VA, welcher den Mitgliedern 14 Tage vor der Hauptversammlung zugesandt worden war, wurde ohne weitere Debatte genehmigt, ebenso fanden der Bericht der AGA, der Rechenschaftsbericht des PA und der Bericht der Revisoren Gutheißung der Versammlung.

Ueber das innere Leben in der Verwaltung gab ein Bericht des VA Aufschluß. Nach demselben wurden in dem abgelaufenen Verwaltungsjahre 1884/85 sieben Sitzungen des VA abgehalten; ferner fanden zwei außerordentliche Hauptversammlungen, am 16. November 1884 und am 28. Juni 1885 statt. Eine am 16. Februar 1885 abgehaltene gemeinsame Sitzung des VA und PA hatte die stil- und zeitgerechte Erhaltung und Ausstattung des Goethehauses zum Zweck. Man wählte hierzu eine Kommission, bestehend aus den Herren:

Maler Hermann Junker als Vorsitzendem,
Maler Donner-von Richter,
Kunsthändler Ferdinand Günther,
Professor Oskar Sommer,
Paul Schnetter als Vorsitzendem des PA; kooptiert wurde Herr Konservator Otto Cornill.

Über ihre Thätigkeit berichtete die Kommission im allgemeinen Folgendes. Es wurde die Aufnahme eines ausführlichen Situationsplanes beschlossen, zu dessen Ausarbeitung Herr Professor Sommer sich freundlichst erbot. Eine am 8. März statt-gehabte gründliche Besichtigung des Hauses ergab die Notwendigkeit, die westliche Fassade neu anzustreichen und im Hofe kleinere Herstellungsarbeiten vorzunehmen. Ferner wurde das im ersten Stocke befindliche Lesezimmer in den Parterrestock verlegt und die drei Zimmer im ersten Stockwerke einer gründlichen Wieder-

herstellung unterzogen. Dabei wurden die Decken und Ofennischen mit zeit- und stilgemäßen Stuckverzierungen, nach den Mustern anderer Zimmer des Hauses, versehen. Für die notwendige Beleuchtung behielt man die Gasleitung bei, doch wurden sämtliche eiserne Rohre in den Verputz gelegt, so daß ein dem Stile der Zeit angepaßter Gaslüster und eben solche Wandleuchter mit Kerzenimitationen den Schein einer Kerzenbeleuchtung erwecken könnten. Die Wände wurden mit Papiertapeten nach Mustern des vorigen Jahrhunderts bekleidet. Die Thüren- und Holzverkleidungen wurden von der dicken Farben- und Lackschicht befreit und in ihrer ursprünglichen Gestalt d. h. in Naturholz mit Firnisüberzug hergestellt. Gleichzeitig mit diesen größeren Arbeiten wurden verschiedene kleinere vorgenommen, so Renovierung sämtlicher Schlosser- und Schreinerarbeiten, soweit Fenster- und Thürverschlüsse (namentlich in benutzten Räumen) in Betracht kamen.

Mit dankenswerter Bereitwilligkeit stellte der Vorstand des Historischen Museums dahier drei eiserne Originalöfen, welche aus dem d'Orville'schen Hause stammen, zur Verfügung, so daß die alten Heizeinrichtungen wieder hergestellt werden konnten.

An Erwerbungen für das Hausinventar ist der Ankauf eines aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammenden Schrankes zu erwähnen, der in seinem Charakter sehr wohl zu der Gesamtstimmung des Hauses paßt und praktisch zur Aufbewahrnng eines Teiles der Kunstsammlungen verwertet wird.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist während des ganzen Verwaltungsjahres 563 Eingänge auf, denen 195 Ausgänge gegenüber stehen.

Über Bewegung der Mitgliedschaft ist zu erwähnen, daß 75 neue Mitglieder aufgenommen wurden und zwar 60 hiesige und 15 auswärtige. Ihren Austritt aus der Genossenschaft haben 8 hiesige und 31 auswärtige, im ganzen also 39 Mitglieder erklärt. Nach eingegangenen Meldungen und Mitteilungen in Zeitungen haben wir den Verlust von 32 Mitgliedern, 9 hiesigen und 23 auswärtigen, durch den Tod zu beklagen.

Aus dem VA hatten durch das Loos auszuscheiden und sind vor Ablauf eines Jahres nicht wieder wählbar, die Herren:

Professor Dr. Roquette,
Justizrat Dr. Euler,
Dr. Hammeran,
Justizrat Dr. Berg,
Dr. Jordan,
Dr. Wilbrand.

Da außerdem Herr Dr. Hirsch wegen Krankheit aus dem VA geschieden und Herr Dr. Braunfels gestorben war, so war eine Neuwahl von acht Mitgliedern des VA nötig. Dieselbe ergab folgendes Resultat: von 73 als giltig abgegebenen Stimmen fielen auf die Herren: Dr. Valentin 62, Dr. jur. Riesser 55, Dr. Oelsner 55, Dr. Quidde 51, Privatier Gering 43, Rektor Lang 43, Privatier Knecht 40, Professor Oskar Sommer 38.

Als Ersatzmänner des VA wurden gewählt die Herren: Ferdinand Günther mit 55, Lehrer Otto Bautz mit 48, Direktor Hektor Rößler mit 45, Maler Eymer mit 44, Rechtsanwalt Dr. Ludwig Hecht mit 39, Lehrer Schmeck mit 38 Stimmen.

Als Mitglieder des PA wurden wieder gewählt die Herren Paul Schnetter und Moritz Cahn, Stellvertreter wurden die Herren Elias Ullmann, Paul Müller-Stern, Th. Kotzenberg.

Am Schlusse der Versammlung forderte Herr Hofrat Professor Dr. G. Schaefer aus Darmstadt die Anwesenden auf, zu Ehren des aus dem Amte scheidenden Vorsitzenden des VA, des Herrn Justizrats Dr. Berg, sich von den Sitzen zu erheben und ein dreifaches Hoch auszubringen.

Soll IV. Gewinn- und Verlust-Conto

HB. fol.				Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	An	**Lesezimmer-Conto**					
		Herrichtung	663. 30				
49		Jahresbedarf	934. 05	1597	35		
112	„	**Bibliothek-Conto**					
		Buchbinderarbeiten		82	—		
125	„	**Vorlesungen und Lehrgänge**					
		Verausgabt incl. Saalmiete . . .	2160. —				
		Erlös für Eintrittskarten	102. —	2058	—		
128	„	**Conto für besondere Festlichkeiten**					
		verausgabt		181	95		
131	„	**Conto für Monatssitzungen**					
		desgl.		1370	—		
140	„	**Conto für Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen**					
		a) Kosten der Führich-Ausstellung 1040. 02					
		Erlös an Karten und Katalogen . . . 523. —	517. 02				
		b) Diversa	950. —	1467	02		
146	„	**Drucklegung** etc. **der Berichte**		868	05		
39	„	**Conto des Goetheschatzes**		1250	45	8874	82
150	„	„ **der Präsenzgelder**		230	—		
136	„	„ **des Bureaubedarfs** . . .	403. 18				
60	„	„ **der Schreibmaterialien** . .	288. 85	692	03		
66	„	„ **der Mobilien** (Neuanschaffungen) . . .		285	97		
62	„	„ **der Inserate**		789	55		
67	„	„ **der Porti**		407	30		
58	„	„ **der Prozeßkosten**		500		2904	85
75	„	„ **diverse Ausgaben**				1137	77
82	„	„ **Feuerung und Beleuchtung**		420	91		
		Ab vom Tiefbauamt auf Reklamation erstattetes Wassergeld		55	92	364	99
92	„	„ **für Gehalte und Gratifikationen** . .				7528	20
132	„	„ **für Pensionen: Dr. Volger**		3000	—		
8		**L. Altvater**		1200	—	4200	—
144	„	„ **Reparaturen, äußere und innere Herstellung des Hauses**				2299	58
154	„	„ **für Beiträge zu Denkmälern** . . .				600	—
26	„	„ **der Feuerversicherung**				24	10
28	„	**Zinsen-Conto d. Passiv-Capital**				761	14
56	„	**Bauer-Hoffmann-Beistiftung**				40	—
62	„	**Capital-Conto** (Reserve)				6340	28
		(Überschuß aus 1884/85).					
						35075	73

per 30. September 1885. **Haben**

HB. fol.		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
10	Per **Conto für rückständige Beiträge**				
	Eingegangen	78	—		
11	„ **Conto für laufende Beiträge**				
	Eingegangen	4573	55	4651	55
28	„ **Conto für Eintrittsgelder**				
	Eingegangen			195	—
32	„ **Conto für Besuchsgelder**				
	Eingegangen			6683	20
41	„ **Conto für Photographien**				
	Eingegangen			120	07
51	„ **Conto für den Mosenthalschen Verlag**				
	Eingegangen			30	—
64	„ **Eigene Effecten-Conto**				
	Gewinn an verkauften Werten			205	72
43	„ **Effecten-Conto des Müllerschen Legats**				
	Gewinn an verkauften Werten			1610	85
61	„ **Zinsen-Conto**				
	(incl. laufende Zinsen bis heute)			20854	81
62	„ **Gewinn aus dem Vorjahre**	4826	20		
	Abzüglich daraus bezahlter Honorare für Leistungen aus Vorjahren	4101	67	724	53
				35075	73

Activa **V. Bilanz-Conto per**

		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	A. Unbewertbares Vermögen.				
1	**Mobilien-Conto**	1805	97		
2	**Einrichtungs-Conto**	1840	—		
3	**Bücherei-** "	10509	—		
4	**Bilder-** "	28468	—		
5	**Kunstblätter-** "	2947	—		
6	**Handschriften-** "	1410	—		
7	**Plastische Werke-Conto**	6700	—		
8	**Erinnerungsgegenstände-Conto**	10455	—		
9	**Altertümer-Conto**	1008	—		
10	**Sammlungen-** "	1051	—		
11	**Münzensammlungs-Conto**	335	55		
12	**Verlagswerke-** "	—	—		
13	**Betriebsmaterial** "	135	82		
14	**Feuerversicherungs-** "	421	78		
				67087	12
	B.				
HB. fol.					
1	An **Immobilien** (Goethehaus)			121666	—
57	" **Hypotheken-Conto (Müllersches Legat)**			500000	—
58	" " Eigene			14	28
64	" **Effecten-Conto**				
	2600 M. Pr. Konsols . . . 2689. 36				
	3 Hypoth. Kredit Prior. . . 300. —				
	4 Augsburger 7 fl. Loose . . 48. —				
	5 Mailänder 10 Fr. Loose . . 40. —	3077	36	3077	36
61	" **Zinsen**				
	laufende Hypothekzinsen bis heute	5692	09		
	" Effectenzinsen " "	29	—	5721	09
52	" **Debitoren**				
	Guthaben bei der Frankfurter Bank			3500	75
53	" **Cassa-Conto**			451	65
				633931	13

30. September 1885. **Passiva**

HB. fol.		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	Per **Conto des unbewertbaren Vermögens** . .			67087	12
				67087	12
57	„ **Emanuel Müllersches Legat**			500000	—
58	„ **Hypotheken-Conto, Eigene**			14	28
56	„ **Bauer-Hoffmann-Beistiftung**			1000	—
21	„ **Möbel-Aktien-Conto**			788	54
9	„ **Conto L. Altvater lfde. Rente**			230	—
11	„ **Vortrag von Mitglieder-Beiträgen** pro 1885/86			26	—
40	„ **Capital-Conto**			125532	03
62	„ **Capital-Reserve-Conto** (Überschuß aus 1884/85)			6340	28
				633931	13

Frankfurt a. M., den 30. September 1885.

Das Pflegamt des Freien Deutschen Hochstifts.

Paul Schnetter,
Vorsitzender.

J. Craz,
Kassierer.

VI. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

In den Monaten Oktober bis Dezember 1885, dem ersten Vierteljahre des Verwaltungsjahres 1885/86, wurden sechs Sitzungen des Verwaltungs-Ausschusses abgehalten, nämlich am 5. Oktober, 20. Oktober, 28. Oktober, 17. November, 26. November, 15. Dezember. In der konstituierenden Sitzung am 26. November wurde zum Vorsitzenden gewählt: Herr Dr. jur. Otto Speyer, zum Stellvertreter desselben Herr Dr. jur. Jakob Rießer.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß trat eben so oft zusammen: am 8. Oktober, 13. Oktober, 17. Oktober, 20. Oktober, 13. November, 11. Dezember.

Die ordentliche Hauptversammlung fand, wie oben schon erwähnt, am 22. November statt.

Nach Konstituierung des Verwaltungs-Ausschusses wurde auch die Kommission für stil- und zeitgerechte Herstellung und Einrichtung des Goethehauses neu gebildet; sie hielt am 23. Dezember ihre erste Sitzung ab.

Von den einzelnen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geschichte: 16. Oktober, 1. Dezember, 11. Dezember.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: 14. Oktober, 2. Dezember, 16. Dezember (Sämtliche Sitzungen waren öffentliche.)

Naturwissenschaften: 29. Dezember.

Neuere Sprachen: 29. Oktober, 26. November, 3. Dez.

Schöne Wissenschaften: 10. Oktober, 14. November, 9. Dezember.

Soziale Wissenschaften: 26. Oktober, 9. November, 23. November, 7. Dezember.

Monatssitzungen mit Vorträgen fanden drei statt: am 25. Oktober, 8. November und 20. Dezember.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist vom 1. Oktober bis 31. Dezember 498 Eingänge auf, denen 611 Ausgänge gegenüberstehen.

In derselben Zeit wurden 134 neue Mitglieder aufgenommen, 16 erklärten ihren Austritt und 8 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Fräulein Helene Adler, Privatiere, hier.
2. Herr Philipp Aronstein, Kandidat des höheren Schulamts, hier (SchW., NS.).
3. Fräulein E. Auger, Lehrerin, hier.
4. Herr Dr. Chr. Baier, Gymnasial-Oberlehrer, hier.
5. " Dr. Berthold Baer, Rechtsanwalt, hier.
6. Fräulein Adelheid Becker, hier.
7. Herr Adolf Beer, Kaufmann, hier.
8. " Carl Blecken, Direktor, hier.
9. Fräulein Rosalie Blum, Institutsvorsteherin, hier.
10. Herr Dr. Paul Bode, Realgymnasiallehrer, hier (N).
11. " Ferdinand Bodesheim, Kaufmann, hier.
12. " Wilhelm Böhmer, Landgerichts-Präsident a. D., hier.
13. " Gustav Boesche, Gymnasiallehrer, hier.
14. " Wunibald Braun, Kaufmann, hier.
15. " Ph. G. Emil Buch, Kaufmann, hier.
16. " Wilhelm Buecking, Kaufmann, hier.
17. " Dr. jur. Julius Burghold, Referendar, hier.
18. " Sebastian Cahn, Kaufmann, hier.
19. " Heinr. Cahn-Blumenthal, Kaufmann, hier.
20. " Leopold Dann, Kaufmann, hier.
21. " Adolf Detloff, Buchhändler, "
22. " Julius Deutz, hier.
23. " Martin Deutz, "
24. " Carl Drehwald, Kaufmann, hier.
25. " Anton Eberhardt, Musiker, "
26. " Franz Eberhardt, Direktor, "
27. " Robert Eckhard, Kaufmann, " (K).
28. " Dr. med. Ludwig Edinger, prakt. Arzt, hier (G).
29. " Dr. phil. Theobald Epstein, Lehrer, hier (N).
30. " Carl Fabel, Kaufmann, hier.
31. " Wilhelm Fechner, Landgerichtsrat, hier.
32. " G. H. Fenger, Rechnungsrat, hier.
33. Frau Anna Fischer-Dückelmann, hier.

34. Herr Albert Flersheim, Kaufmann, hier.
35. Frau Auguste Friedleben geb. Andreae, hier.
36. Herr Heinrich Friedmann, Kaufmann, hier (SzW).
37. „ Jakob Fulda, Kaufmann, hier.
38. „ Dr. phil. Eugen Gantter, Redakteur, hier.
39. „ Gustav Gerheuser, geh. Kriegsrat, München.
40. „ Dr. Gustav Getz, Justizrat, hier.
41. „ Frz. von Geyso, Premierlieutenant, hier.
42. „ Emil B. Goldschmidt, Kaufmann, „
43. „ Dr. Herm. Goldschmidt, Referendar, hier.
44. „ Felix Gottschalck, Hauptmann u. Platzmajor, hier.
45. „ Jakob Greiff, Lehrer, hier.
46. Frau Pauline von Guaita, Privatiere, hier.
47. Herr Adolf L. A. Hahn, Bankier, hier.
48. „ Dr. Emil Hanau, Referendar, hier.
49. Frau Elise Hartwig, Privatiere, „
50. Herr Dr. Georg Hassel, Referendar, hier.
51. Frau Adolfine Hecht, Privatiere, hier.
52. Herr P. J. Heimpel, Kaufmann, „
53. Fräulein Anna Helmsdörfer, Lehrerin, hier.
54. Herr Heinrich Henkel, Musikdirektor, „
55. Fräulein Sophie Henkel, hier.
56. Herr Dr. jur. Gustav Hertz, Kaufmann, hier.
57. „ Martin Hetzer, Privatier, hier.
58. „ H. F. Heyden, Kaufmann, hier.
59. „ Heinrich Hirschfeld, Kaufmann, hier.
60. „ Ludwig Hirschfeld, Fabrikant, hier.
61. „ Otto Höchberg, Kaufmann, „
62. „ Heinrich Hohenemser, Bankdirektor, hier.
63. „ Dr. phil. Karl Israel-Holzwart, Realgymnasial-Oberlehrer, hier (N).
64. „ Dr. Heinr. Jungblut, Gymnasiallehrer, hier.
65. Fräulein Sophie Kästler, hier.
66. Herr Ludwig Kathariner, Zivil-Supernumerar, Kassel.
67. „ Hermann Katz, Kaufmann, hier.
68. „ Theodor Klauer, Photograph, Offenbach. (K, N, SzW).

69. Fräulein Therese Klink, Lehrerin, Offenbach.
70. Herr Ernst Köhler, Buchhändler, hier.
71. Fräulein Toni Kölsch, Lehrerin, „
72. Herr Gustav Kömpel, Kaufmann, „
73. „ Dr. Hermann Koob, Gymnasiallehrer, hier.
74. „ Otto Kraft, Buchhalter, hier.
75. „ Wilhelm Landauer-Donner, Kaufmann, hier.
76. Fräulein Emmy Langlois, Privatiere, hier.
77. „ Pauline Langlois, Opernsängerin a. D., hier.
78. Herr Otto Lattmann, Kaufmann, hier.
79. Fräulein Marie Lender, Privatiere, hier.
80. Herr Dr. jur. Wilhelm Leser, Referendar, hier. (SzW.)
81. „ Hermann Lindner, Kaufmann, hier.
82. „ Georg Lomb, Privatier, hier.
83. Fräul. Babette Löwenthal, Institutsvorsteherin, hier.
84. Herr J. Lutz, Kaufmann, hier.
85. „ Hermann Maier, Kaufmann, hier.
86. „ Alfred Mayer, Kaufmann, „
87. „ Hermann Mayer, Kaufmann, „
88. „ Max Mendelsohn, Kaufmann, hier.
89. „ Victor Moessinger, Kaufmann, „
90. „ Dr. phil. Louis Neustadt, Privatgelehrter, hier. (G, SchW, SzW.)
91. Frau Clementine Nöther, Privatiere, hier.
92. Herr Albert Paehler, Landesgerichts-Sekretär, hier.
93. „ Dr. jur. F. Panthel, Regierungsrat, hier.
94. „ August Parrot, Privatier, hier.
95. Fräulein Helene Pfeiff, Lehrerin, „
96. Frau Emma Philippi, Wwe., hier.
97. Herr Albrecht Rau, Reallehrer, München.
98. „ Dr. O. Rausenberger, Lehrer, hier. (N.)
99. Frau Lina Reidt, Doktorswitwe, Privatiere, hier.
100. Herr Dr. Alexander Riese, Professor am Gymnasium, hier.
101. Frau Dorothea Riese, Privatiere, hier.
102. Herr Charles Ad. Risdorf, Kaufmann, hier.

103. Frau Marie Rößler geb. Andreae, Privatiere, hier.
104. Herr Emanuel Rovelli, Kaufmann, hier.
105. " Julius Rueff, Apotheker, hier.
106. Frau Bertha Scheid, Doktors-Witwe, hier.
107. Fräulein Rosalie Schellhorn, hier.
108. Herr Daniel Scheyer, Bankier, hier.
109. " Dr. Th. Schlegel, Oberlehrer, hier (K, G, SchW).
110. " August Schlimbach, Oberlehrer hier (SzW, K).
111. " Ferd. Ed. Schwarzschild, Kaufmann, hier.
112. " Dr. med. Heinrich Seligmann, prakt. Arzt, hier.
113. " Wilhelm Selle, kgl. Reg.-Baumeister, hier (N).
114. " Oskar Stahel, Buchhändler, hier.
115. Frau Emilie Stern, Lehrerin, hier.
116. Herr Carl Theodor Storck, Kaufmann, hier.
117. " Alexander Strauß, Kaufmann, hier.
118. " Alexis Stülpnagel, Buchhändler, hier.
119. " Dr. Ludwig Tachau, Reallehrer, hier. (NS.)
120. " Wilhelm Tetsch, Direktor, hier.
121. Frau E. Textor, Privatiere, hier.
122. Herr Dr. Gustav Türk, Lehrer, hier.
123. " Samuel Uhlfelder, Privatier, hier. (SzW.)
124. " Johann Valentin, Fabrikant, hier.
125. Frau Louis Valentin, hier.
126. Herr Georg Völcker, Buchhändler, hier.
127. " Julius Wallach, Kaufmann, hier.
128. " Dr. med. Walther-Krause, prakt. Arzt, hier. (SzW, N.)
129. Frau Laura Walther-Krause, hier.
130. Herr Julius Warnecke, Kaufmann, hier.
131. Frau K. Weisenburger, Privatiere, hier.
132. Herr Dr. Gottfried Wirth, Gymnasiallehrer, hier.
133. " Dr. jur. Leo Wurzmann, Referendar, hier.
134. Fräulein Marie Zaubitz, Lehrerin, hier.

2. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Friedrich Wilhelm Hengstenberg, Privatier hier, gestorben am 17. Oktober.
2. Friedrich Reiff, Lehrer a. D. hier, gestorben am 14. November.
3. Dr. Heinrich Ludwig Euler, Justizrat hier, gestorben am 17. November.
4. Karl Theodor Völcker, Buchhändler hier, gestorben am 30. November.
5. Otto Quantz, Kaufmann hier, gestorben am 1. Dezember.
6. Julius Kürschner, Professor in Eutin, gestorben am 21. Dezember.
7. Rudolf Redtenbacher, Architekt in Karlsruhe, gestorben am 22. Dezember.
8. Philipp Schneider, Lehrer in Mußbach, gestorben am 22. Dezember.

VII. Einsendungen.*)

Bis zum 31. Dezember 1885 gingen folgende Bücher ein. Den geehrten Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Philosophie.

*Frohschammer, J., Über die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas. München, Theodor Ackermann, 1879. 8°.

*— Monaden und Weltphantasie. München, Theodor Ackermann, 1879. 8°.

*— Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München, Adolf Ackermann, 1883. 8°.

*— Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie. München, Adolf Ackermanns Nachfolger, 1884. 8°.

*— Über die Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, soziales Leben und Erziehung. München, A. Ackermanns Nachfolger, 1885. 8°.

Geschichte.

*Eggers, H. K., Aus dem Familienkreise der Eggers. Die Münter, Burret, Reddelien. Bremen 1883. 8°. (Sep.-Abdr.).

*— Bremens Geschlechter. Bremen 1884. 8°. (Sep.-Abdr.).

*— Der Stadt Lübeck Bürgermeister und Rathsherrn, sowie auch von den verschiedenen Syndici und Sekretäre des Raths von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Bremen 1884. 8°. (Sep.-Abdr.)

*— Genealogische Collectaneen. Bremen. (Druck von H. M. Hauschild). 1885. 8°.

*– Aus alten Papieren. (Häuser und Hausnamen). Bremen (Druck von H. M. Hauschild) 1885. 8°.

*– Eggers'sche Stamm- und Ahnen-Tafeln. Bremen (Druck von H. M. Hauschild). 1885. 8°.

*Schneider, Dr. J., Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken. IV. Heft. Mit einer Karte. Leipzig (T. O. Weigel). 1885. 8°.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte nnd Alterthumskunde. Jahrgang 49 u. 50. Schwerin 1884 u. 1885 8°. — Zeitschrift des historischen Vereins für Nieder-Sachsen. Jahrg. 1884. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1884. 8°. — Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Band 14. Kiel, Universitätsbuchhandlung, 1884. 8°. — Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Jahrg. 7. Hamburg, R. Mauke Söhne, 1885. 8°. Eingesandt von Herrn Premierlieutenant H. K. Eggers in Harburg.

---

*) Die mit * bezeichneten Bücher sind Geschenke der Verfasser bezw. der Uebersetzer.

Oeynhausen, J. Graf von, die Familie Kotzebue. (Sep.-Abdr.). 8°. Ebenso.

Herrmann, Paul, Untersuchungen aus dem Gebiete der Zuckerarten. Inaug.-Dissert. Göttingen 1885. 8°. Eingesandt von Herrn Professor Dr. Stern in Bern.

Liesegang, Erich, die Parochialgerichte der Stadt Köln. Inaug.-Dissert.-Bonn 1885. 8°. Ebenso.

Reese, Rudolf, die staatsrechtliche Stellung der Bischöfe Burgunds und und Italiens unter Kaiser Friedrich I. Inaug.-Dissert. Göttingen 1885. 8°. Ebenso.

Weiland, Ludwig, Friedrich Christoph Dahlmann. Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 13. Mai 1885 im Namen der Georg-August-Universität gehalten. Göttingen 1885. 4°. Ebenso.

Historia Schmalcaldica oder historische Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden. Heft 3. Herausgegeben von Joh. Conr. Geisshirt. Schmalkalden u. Leipzig, Theodor Willisch, 1885. 8°. Eingesandt von dem Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden. (Schriftenaustausch).

Jahresbericht, 42. des historischen Vereins von Mittelfranken. Ansbach, Brügel & Sohn, 1883. 8°. Eingesandt vom Verein. Ebenso.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXIII. Jahrgang. No. 1—4. Prag. 1885. 8°. Ebenso.

Die Chronik der Stadt Eger. Hrsg. im Auftrage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen von Heinrich Gradl. Prag 1884. 8° Ebenso.

Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler und Prof. J. Münzberger. Achter Jahrgang, Heft 2—4. Böhm. Leipa, Selbstverlag des Vereins, 1885. 8°. Ebenso.

Münzberger, Josef, aus dem B. Leipaer Stadtarchive. II. Abschnitt. Nachrichten zur Geschichte Leipas vom Jahre 1660 bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts. Böhm. Leipa o. J. (1885). gr. 8°. (Sep.-Abdr.) Ebenso.

Paudler, A., Graf Joseph Kinsky, Herr auf Bürgstein und Schwoyka. Leipa 1885. 8°. (Sep.-Abdr.) Ebenso.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Siebenter Band, sechstes (Schluß-) Heft. Frankfurt a. M., K. Th. Völckers Verlag, 1885. 8°. Ebenso.

Grotefend, H., Verzeichniß von Abhandlungen und Notizen zur Geschichte Frankfurts aus Zeitschriften und Sammelwerken. Frankfurt, K. Th. Völckers Verlag, 1885. 8°. (Beilage zu Bd. VII Heft 6 der Mittheilungen). Ebenso.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Des I. Bandes 4. Heft. Meißen 1884. 8°. Ebenso.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Redigirt von Dr. B. Endrulat. Jahrgang I, Heft 1 u. 2. Posen 1885. 8°. Ebenso.

Literatur und Sprachwissenschaft.

*Braun, Julius, W., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und Gothe und deren Werke betreffend aus den Jahren 1773—1812. 2 Bde. Leipzig 1882. 8°.

*— Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und seine Werke betreffend aus den Jahren 1801—1805. Berlin 1882. 8°.

*— Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen Goethe und seine Werke betreffend aus den Jahren 1802—1812. Berlin 1885. 8°.

*— Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen Lessing und seine Werke betreffend aus den Jahren 1747—1781. I. Bd. 1747—1772. Berlin 1884. 8°.

*— Gedächtnißschrift auf Christiane Charlotte von Bismarck geb. von Schönfeld von Carl Alexander von Bismarck. Berlin 1885. 8°.

*Büchner, Alexandre, Shakespeare ou Bacon? Extrait de la revue Britannique. Paris (Bureaux de la rev. Brit.) 1885. 8°.

*Engel, Karl, Zusammenstellung der Faustschriften vom 16. Jahrh. bis Mitte 1884. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung 1885, 8°.

*Hahn, Otto, König Maximilian I. in Reutlingen. Ein Volksschauspiel. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1885. 8°.

*Heims, Wilhelm, Wie erlernt man fremde Sprachen? Winke für den Selbstunterricht, zugleich ein Beitrag zur Methodik des Studiums fremder Sprachen. Gera, Kanitzsche Buchh., 1885. 8°.

*Jaeger, Jacques, Reise-Momente in Osten. Wien, Halm & Goldmann, 1886. 8°.

*Monner Sans, Ricardo, fé y amor. Coleccion de poesías, con un prólogo de D. José Selgas. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1878. 8°.

*— las justicias del rey santo. Tradición toledana. Poema. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1883. 8°.

*Rößler, Julius, Erläuterungen zu Goethes Faust I.—II. Theil. Berlin, E. Mecklenburg, 1885. 8°.

*Rudolf, Georg August, verschiedene kleinere literarhistorische Aufsätze.

*Seibel, Friedrich, Album-Sprüche. Eine Blumenlese der schönsten Geistesblüten aus deutschen, franz. und engl. Dichtern und Prosaikern, von den Klassikern bis zur Gegenwart. Fünfte verb. Auflage. Weimar, Bernhard Friedr. Voigt, 1886. 8°.

*Seydell, Alexander, eine Seereise von Köln nach Stettin im September 1846. S. 345—352 des Novemberheftes (No. 11) des „Ahoi" Zeitschrift für deutsche Segler. Hrsg. v. G. von Glasenapp.

*(Vischer, Fr. Th.), Mystifizinsky, Deutobald Symbolizetti Allegoriowitsch, Faust der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung, 1886. 8°.

*Wartenburg, Charles, les acteurs de l'empereur. Comédie-dramo en trois actes, traduit de l'allemand par Guillaume Heims. Manuscrit pour les théâtres. Gera, librairie Kanitz, 1885 8°.

*Weber, Robert, Novellen. Zweite Auflage. Theil 4. Basel, Robert Webers Selbstverlag, 1886. 8°.

Jacobus, Johann, Gesammelte Schriften. 2 Bände. (Als Manuscript gedruckt.) Frankfurt a. M. 1884. 8°. Geschenkt von Herrn B. Tromsdorff hier.

Goethe, die Leiden des jungen Werther.
— Torquato Tasso.
— Egmont.
*— Faust I. Theil.
Alle in serbischer Uebersetzung. Eingesandt von Dr. Milan Savic in Neusatz (Ungarn).

Reittler, Anton, Conrad Ferdinand Meyer, eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. 2. Aufl. Mit einem facsimilirten Briefe Meyers an den Verfasser. Leipzig, H. Haessel, 1885. 8°. Eingesandt durch die Jägersche Buchhandlung hier.

Kunst und Kunstwissenschaft.

*Stegmann, Carl von, ausgewählte Ansprachen, Reden und Vorträge. Nürnberg, Carl Schrag, 1886. 8°.

*Stegmann, Hans, die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künstlerischer Schmuck. Kunstgeschichtliche Studie. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1885. 4°. Mit 6 Photographien.

Bildnis der Frau Rat Goethe. Lithographie mit handschriftlicher Widmung von Ottilie von Goethe geb. von Pogwisch. (Siehe Seite 131 dieses Berichtes). Geschenkt von Frau Koch - von St. George hier.

Photographie nach einem im Besitze des Herrn Apothekers R. Braun in Berlin befindlichen Goethebildnisses von Kolbe, bez. unten links: Kolbe f. 1822. Geschenk des Herrn R. Braun zu Berlin.

Porträt-Sammlung von ungefähr 500 Nummern. Geschenk des Herrn Dr. Aug. Schmidt in St. Veit, Oesterreich.

Staatswissenschaft.

*Monner Sans, Ricardo, cuatro palabras sobre la cuestión naviera. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1883. 8°.

*— El reino de Hawaii, apuntes geográficos, históricos y estadístico s Barcelona, Juan Llordachs, 1883. 8°. Mit Abbildungen.

*Monner Sans R., Liberia apuntes históricos, geográficos y estadisticos. Barcelona, Juan Llordachs, 1884. 8°.

*Reichenbach, A., die Religionen der Völker. München, M. Ernst, 1885. 8°.

Jahresbericht, siebenter, des Vorstandes des Vereins für Volkserziehung in Augsburg über seine Thätigkeit vom Oktober 1884 bis Oktober 1885. 8°. Eingesandt von Herrn Carl Merker in Augsburg.

Zehn Jahrgänge der Berichte der Handelskammer in Cassel. Eingesandt von H. Bromeis, Sekretär der Handelskammer in Cassel.

Handschriftliches Material zur Armenpflege in Barmen-Elberfeld und Leipzig. Geschenkt von Frau Koch- von St. George hier.

Programm der Vorlesungen der Gehe-Stiftung. Eingesandt von der Stiftung.

Naturwissenschaften.

*Herder, F. von, Verzeichniß von G. Forsters icones plantarum in itinere ad insulas maris australis collectarum. Nach dem in der Bibliothek des kaiserlichen botanischen Gartens zu St. Petersburg befindlichen einzigen Exemplar zusammengestellt und erläutert. St. Petersburg 1885. 8°.

*Kokscharow, Nikolai von, Materialien zur Mineralogie Rußlands. Bd. 7—9. Petersburg 1885. 8°.

*Mueller, Ferd. Baron von, descriptive notes on papuan plants. (Melbourne 1885.) 8°. (Sep.-Abdr.)

*Schomburgk, Richard, Report of the progress and condition of the botanic garden and governement plantations during the year 1884. Adelaide, E. Spiller, 1885. Fol.

Apel, W., Beitrag zur Anatomie und Histologie des Priapulus caudatus Laur. und des Halicryptus spinulosus v. Sieb. Inaug.-Dissert. Göttingen 1885. 8°. Geschenk des Herrn Professor Dr. Stern in Bern.

Gattermann, Ludwig, über einige Derivate des m-Nitro-p-Toluidins. Inaug.-Dissert. Göttingen 1885. 8°. Ebenso.

Graul, Joseph, die tertiären Ablagerungen des Sollings. Inaug.-Dissert. Stuttgart 1885. 8°. Ebenso.

Prüssing, Paul, über die Einwirkung von Phenylcyanat auf aromatische Kohlenwasserstoffe. Inaug.-Dissert. Göttingen 1884. 8°. Ebenso.

Aus dem Archiv der deutschen Seewarte. VI. Jahrgang: 1883. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1885. 4°. Geschenkt von Herrn Dr. Georg Neumayer in Hamburg.

Bulletin de la sociéte impériale des naturalistes de Moscou. Sous la redaction du docteur Renard. Année 1884. Nr. 3. (Avec 5 planches.) Moscou 1885. 8°. Eingesandt von der Gesellschaft. (Schriftenaustausch.)

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins. Jahrgang 5. Hermannstadt, Selbstverlag des Vereins, 1885. Ebenso.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern, redigirt von Dr. phil. J. H. Graf. Jahrgg. 1884, Heft III, Jahrgg. 1885, Heft I. (Nr. 1092 bis Nr. 1118.) Ebenso.

Die Vergangenheit und Gegenwart der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Aus dem Ungarischen übersetzt. Budapest 1885. 8°. Ebenso.

Appendix to the Memoir No. 5 of Tôkiô daigaku. Measurement of the force of gravity and magnetic constants eh Ogasawarajima (Bonin Island) reported by A. Tanakadate. Tôkiô 2545 (1885). 4° Eingesandt von der Universität zu Tokio.

Bericht, 24. u. 25., des Offenbacher Vereins für Naturkunde vom 4. Mai 1882 bis 11. Mai 1884. Offenbach, C. Forger, 1885. 8°. Eingesandt vom Verein.

Jahresbericht, dreiunddreißigster, der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover für das Geschäftsjahr 1882/83. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1884. 8°. Eingesandt von der Gesellschaft.

Programm der herzogl. technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig für das Studienjahr 1885/86. Braunschweig 1885. 8°. Eingesandt von der Hochschule.

Pädagogik.

*Peter, Carl Wilhelm. Leitfaden für die Erziehung der Kinder zur Beschützung der Thiere. Köln 1885. 8°.

*— wie kann die Pflicht des Thierschutzes bei der Jugend geweckt und von ihr geübt werden? Dresden 1883. 8°.

*Seidel, Friedrich, deutsche Schulreden, herausgegeben unter Mitwirkung verschiedener Schulmänner. Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1886. 8°.

*Wettig, Hermann, Kleine Heimatskunde des Herzogtums Gotha mit einer Kritik von Fr. Pollack. Gotha, Karl Glaeser, 1885. kl. 8°.

Musik.

Jubiläum, das, fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Frankfurter Musikschule am 4. Oktober 1885. Zur Erinnerung für Lehrer, Schüler und Freunde der Schule herausgegeben von dem Direktorium. Frankfurt a. M., Druck von F. Eichhorn, 1885. 4°. Eingesandt vom Direktorium.

*Sulze, Bernhard, Thüringer Marsch über das Volkslied: „Ach wie ists möglich dann." Leipzig, R. Sulzer.

Varia.

Meyer, Ludwig, Festrede im Namen der Georg-August-Universität zur akademischen Preisvertheilung am 4. Juni 1885. (Über die Zunahme der Geisteskrankheiten.) Göttingen 1885. 4°. Eingesandt von Herrn Professor Dr. Stern in Bern.

Zwei Dokumente mit den Unterschriften Friedrich Goethes, des Großvaters des Dichters und verschiedener Mitglieder der Familien Goethe, Textor und Schlosser. Geschenk des Herrn Justizrat Dr. Getz hier.

*Grünhaldt, Otto, die künstliche Geflügelzucht. Dritte Auflage. Mit 11 Holzschnitten. Dresden, H. Schönfelds Verlag, 1885. 8°.

(Sondheim, M.) Den Freunden des Hauses Joseph Baer & Co. Zur Erinnerung an das hundertjährige Jubiläum der Firma den 29. August 1885 dargebracht. Frankfurt. Als Manuscript gedruckt. gr. 8°. Geschenk des Herrn Jos. Baer.

Antiquariatskataloge wurden eingesandt von:

Joseph Baer & Co., hier. — Buchholz & Werner, München. — Albert Cohn, Berlin. — A. Einsle, Wien. — Oskar Gerschel, Stuttgart. — Otto Harrassowitz, Leipzig. — Caspar Haugg, Augsburg. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. — J. Hiller, München. — Joseph Jolowicz, Posen. — K. F. Köhlers Antiquarium, Leipzig. — W. H. Kühl, Berlin. — Lehmann & Lutz, hier. — E. von Maack, Kiel. — G. Priewes Antiquariat, Berlin. — Rosenstein & Hildesheimer, Berlin. — Ludolph St. Goar, hier. — J. A. Stargardt, Berlin. — Karl Theodor Völckers Verlag & Antiquariat, hier. — Friedrich Wagner, Braunschweig. — J. Windprecht, Augsburg. — v. Zahn & Jaensch, Dresden.

Anzeigen.

Der unterzeichnete Ausschuß teilt mit, daß eine größere Anzahl von Mitgliedern des Hochstiftes eine Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik sowie daß eine andere Reihe von Mitgliedern eine Abteilung für Alte Sprachen zu bilden geneigt sind. Ferner hat sich zu einer Unterabteilung der Abteilung für Soziale Wissenschaften eine Anzahl von juristisch gebildeten Mitgliedern vereinigt. Es werden hiermit die hiesigen und auswärtigen Mitglieder des Hochstiftes, welche befähigt und geneigt sind, sich an den Arbeiten einer dieser Abteilungen in der im § 16 unserer Satzungen vorgesehenen Weise zu beteiligen, eingeladen ihren Beitritt durch Zuschrift an den Herrn Verwaltungsschreiber zu erklären.

Der Satz 16 heißt: „Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen, bilden eine besondere Akademische Abteilung."

Diese Akademische Abteilung gliedert sich in Fachabteilungen, von welchen bis jetzt bestehen: die Abteilungen für Geschichte, für Bildkunst und Kunstwissenschaft, für Naturwissenschaft, für Neuere Sprachen, für Schöne Wissenschaften, für Soziale Wissenschaften. Auch zum Zutritt zu diesen Abteilungen werden die Mitglieder des Hochstiftes, welche nach Satz 16 sich an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen wollen, hiermit erneut eingeladen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

Richterausstellung.

Das Freie Deutsche Hochstift wird im Mai dieses Jahres eine Ausstellung von Werken Ludwig Richters veranstalten. Es steht hierfür, besonders für die Druckwerke, sehr reiches Material zur Verfügung. Ebenso ist bereits eine Reihe von Originalwerken zugesagt. Es ergeht hiermit an die Mitglieder und Freunde des Hochstiftes das ganz ergebene Ersuchen, etwa

in ihrem Besitze befindliche Originalwerke dem Freien Deutschen Hochstift für die Dauer der Ausstellung (drei bis vier Wochen) freundlichst zur Verfügung zu stellen und zu diesem Behufe mit dem unterzeichneten Ausschusse zeitig in Verbindung treten zu wollen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

Lesezimmer.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß erachtet es für seine Pflicht, die geehrten Mitglieder des Hochstiftes auf das Lesezimmer im Goethehause, ebener Erde, links, aufmerksam zu machen. Dasselbe steht den Lesern an Werktagen von morgens 9 bis abends 8 Uhr, an Sonntagen von morgens 9 bis nachmittags 1 Uhr, offen. An Zeitschriften und Zeitungen liegen die nachfolgenden auf und zwar die wöchentlich erscheinenden sechs Wochen, die monatlich und vierteljährlich erscheinenden ein Vierteljahr lang.

Literatur, Revuen.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland, hrsg. von der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig. (52 Nrn.)
2. Göttingische gelehrte Anzeigen. (24 Nrn.)
3. Literarisches Centralblatt. (52 Nrn.)
4. Deutsche Litteraturzeitung, hrsg. von Roediger. (52 Nrn.)
5. Archiv für Litteraturgeschichte, hrsg. von Schnorr von Carolsfeld. (4 Hefte.)
6. Preußische Jahrbücher. (12 Hefte.)
7. Fortnightly Review. (26 Nrn.)
8. Deutsche Rundschau. (12 Hefte.)
9. Deutsche Revue. (12 Hefte.)
10. Unsere Zeit. (12 Hefte.)
11. Neue Zeit. (12 Hefte.)
12. Revue des deux mondes. (24 Hefte.)
13. Die Grenzboten. (52 Hefte.)
14. Athenaeum. (52 Nrn.)

Recht, Volkswirtschaft und Handel.

15. Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart, hrsg. von Grünhut. (4 Hefte.)
16. Zeitschrift für das gesamte Strafrecht, hrsg. von Frz. von Liszt und K. von Lilienthal. (6 Hefte.)
17. Centralblatt für Rechtswissenschaft, hrsg. von Kirchenheim. (12 Hefte.)
18. Annalen des deutschen Reichs, hrsg. von Hirth und Seydel. (12 Hefte.)
19. Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung, hrsg. von Schmoller. (4 Hefte.)
20. Zeitschrift für Handelsrecht, hrsg. von Goldschmidt ꝛc. (4 Hefte.)
21. Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. (4 Hefte.)
22. Jahrbücher für Nationalökonomie, gegründet von Hildebrand, hrsg. von Conrad. (12 Hefte.)
23. Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, hrsg. von Wiß. (4 Hefte.)
24. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, hrsg. von Fricker, Schäffle und Wagener. (4 Hefte.)
25. Deutsche Colonialzeitung. (24 Nrn.)
26. Hansa, hrsg. von Freeden. (26 Nrn.)
27. Journal des économistes. (12 Hefte.)
28. Oesterreichisches Handelsjournal. (52 Nrn.)
29. Der Oesterreichische Oekonomist. (52 Nrn.)
30. Oesterreichisch-ungarische Montan- und Metall-Industriezeitung. (52 Nrn.)
31. Oesterreichisch-ungarische Müller-Zeitung. (52 Nrn.)
32. Zeitung für Feuerlöschwesen. (26 Nrn.)

Geschichte.

33. Germania, hrsg. von Bartsch. (4 Hefte.)
34. Zeitschrift für deutsches Alterthum, hrsg. von Steinmeyer. (4 Hefte.)
35. Forschungen zur deutschen Geschichte. (4 Hefte.)
36. Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung. (4 Hefte.)

37. Sybels historische Zeitschrift. (4 Hefte.)
38. Westdeutsche Zeitschrift, hrsg. von Lamprecht. (4 Hefte.)
39. Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur der Renaissance (4 Hefte.)
40. Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, hrsg. von Denifle und Ehrle. (12 Hefte.)
41. Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, hrsg. von H. von Zwiedineck-Südenhorst. (12 Hefte.)
42. Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. (12 Hefte.)

Kunst.

43. Archäologische Zeitung, hrsg. vom deutschen archäologischen Institut. (4 Hefte.)
44. Repertorium für Kunstwissenschaft, hrsg. von Janitschek. (4 Hefte.)
45. von Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst, nebst Kunstgewerbeblatt und Kunstchronik. (12 Hefte.)
46. Jahrbuch der Kgl. preußischen Kunstsammlungen. (4 Hefte.)
47. Gazette des beaux arts avec chronique. (12 Hefte.)
48. Deutsche Photographen-Zeitung. (52 Nrn.)

Geographie, Naturwissenschaft, Mathematik, Medizin.

49. Ausland. (52 Nrn.)
50. Globus. (48 Nrn.)
51. Petermann's Mittheilungen. (12 Hefte.)
52. Gaea. (12 Hefte).
53. Kosmos. (12 Hefte.)
54. Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften (12 Hefte.)
55. Deutsche Seewarte. (12 Hefte.)
56. Zoologischer Garten. (12 Hefte.)
57. Leopoldina. (24 Nrn.)
58. Acta mathematica. Zeitschrift, hrsg. von Mittag-Leffler. (4 Hefte.)
59. Journal für reine und angewandte Mathematik, begr. von Crelle, hrsg. von Kronecker und Weierstraß. (4 Hefte.)

60. Gesundheit, Zeitschrift für öffentliche und private Hygiene, hrsg. von Reclam. (24 Nrn.)
61. Vegetarische Rundschau. (12 Hefte).
62. Memorabilien, Zeitschrift für rationelle praktische Aerzte, hrsg. von Betz. (12 Hefte.)
63. Der Volksarzt, hrsg. v. Schulze. (12 Nrn.)
64. Der Irrenfreund, redigiert von Brosius (12 Nrn.)

Sprachwissenschaft, Pädagogik.

65. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, hrsg. von Lazarus und Steinthal. (4 Hefte.)
66. Anglia, Zeitschrift für englische Philologie, hrsg. von Wülker, mit Anzeiger von Trautmann. (4 Hefte.)
67. Romania, publ. par Meyer et Paris. (4 Hefte.)
68. Zeitschrift für romanische Philologie, hrsg. von Gröber. (5 Hefte.)
69. Reform der Rechtschreibung, hrsg. von F. W. Fricke. (12 Nrn.)
70. Kindergarten, hrsg. von Friedrich Seidel. (12 Hefte).
71. Knabenhort, hrsg. von Holzer. (12 Nrn.)
72. Frankfurter Schulzeitung. (24 Nrn.)
73. Klavierlehrer, hrsg. von Emil Breslaur (12 Nrn.)

Unterhaltungsschriften, Theater.

74. Vom Fels zum Meer. (12 Hefte.)
75. Westermann's Monatshefte. (12 Hefte.)
76. Illustrirte Zeitung (Leipzig). (52 Nrn.)
77. Ueber Land und Meer. (52 Nrn.)
78. The Graphic. (52 Nrn.)
79. Helvetia, hrsg. von Robert Weber. (12 Hefte.)
80. Frankfurter Latern (52 Nrn.)
81. Hausfrauenzeitung hrsg. von Lina Morgenstern. (52 Nrn.)
82. Bühnen-Moniteur, hrsg. von Fränkel. (52 Nrn.)
83. Deutsch-Oesterr. Theaterzeitung. (52 Nrn.)
84. Wochen-Rundschau, hrsg. von Anton Bing. (52 Nrn.)

Tagesblätter.

85. Allgemeine Zeitung (München).
86. Frankfurter Zeitung.
87. Kleine Presse.
88. Frankfurter Journal.
89. Frankfurter Beobachter.
90. Frankfurter Intelligenzblatt.
91. General-Anzeiger.
92. Öffentliches Börsen-Coursblatt.

In Folge eines mit der hiesigen Stadtbibliothek getroffenen Abkommens wird eine Mappe aufgelegt, in welche regelmäßig alle vierzehn Tage die inzwischen gemachten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek eingetragen werden. Die Stadtbibliothek ist bereit bis auf Weiteres diese Neuanschaffungen im Lesezimmer des Hochstifts auszulegen. Dahin gehende Wünsche sind durch den Herrn Verwaltungsschreiber an den AGA zu richten, auf dessen Antrag sodann die Auflegung von Seiten der Stadtbibliothek erfolgt.

Eine andere Mappe wird die Übersicht wenn möglich sämtlicher von hiesigen öffentlichen Bibliotheken gehaltenen Zeitschriften unter Angabe der betreffenden Bibliothek und der Erscheinungstermine enthalten.

Lehrgänge.

Die vierte Gruppe der Lehrgänge umfaßt:

1. Herr Dr. Rosenberger von hier: Die Entwickelung der modernen Physik. Montag, den 15., 22. Februar, 1., 8., 15. März.
2. Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Schaefer von Darmstadt: Über die Malerei in deutschen Landen während des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts. Donnerstag, den 18., 25. Februar, 4., 11., 18. März.

Wegen Verhinderung des Herrn Dr. Braun findet der für die entsprechenden Samstage vorgesehene Lehrgang „Der moderne Sozialismus“ im Mai statt, worüber nähere Mitteilung erfolgen wird. **Der Akademische Gesamtausschuß.**

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Die persönlichen und literarischen Wechselbeziehungen zwischen Goethe und Byron.

Von Herrn Dr. Joseph Werner hier (24. Januar 1886).

„Die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit eines Menschen, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung." Die Wahrheit dieses Schillerschen Ausspruches finden wir deutlich bestätigt bei einem Überblick über den Lebensgang jenes britischen Dichtergenius, welcher in der modernen Literatur Englands ebenso eine hervorragende Stellung einnimmt, wie sein großer Zeitgenosse Goethe als der Fürst deutscher Dichtung gepriesen wird. War Lord Byron mit den seltensten geistigen Vorzügen, mit eminenter ureigener Dichterkraft und schwungvoller Phantasie, in wahrhaft verschwenderischer Weise ausgestattet, so sehen wir bei ihm gerade in der Zeit der Charakterentwickelung ein unglückliches, überreiztes Temperament mit ungünstigen Lebensverhältnissen vereinigt, um nicht nur jede sittigende Einwirkung jener Fähigkeiten zu verhindern, sondern dieselben mittelbar sogar zur Quelle mancher sittlichen Verirrung bei ihm werden zu lassen. Wenn man nun die Beziehungen dieses so wunderbar gearteten Dichterheros zu dem deutschen Dichterfürsten einer näheren Betrachtung unterziehen will, so liegt die rechtfertigende Begründung hierfür vor allem darin, daß jeder, der sich mit den Werken Beider vertraut macht, leicht eine Ähnlichkeit erkennen wird, welche zwischen den dichterischen Anlagen Beider, namentlich in Bezug auf ihre lyrischen Erzeugnisse, besteht, wie andererseits auch einer aufmerksamen Betrachtung die Verschiedenheit der Lebenswege nicht entgehen wird, auf welchen Beide von dem Schicksale geleitet wurden. Jene unverkennbare Kongenialität in künstlerischer

Begabung, zusammengehalteu mit dem Gegensatz, der sich in der Lebensempfindung und der Lebensanschauung Beider offenbart, das ist es, was zunächst unsere Betrachtung fordert und wozu wir den Schlüssel ganz besonders in den verschiedenen Lebensverhältnissen Beider zu suchen haben. Denn wenn gleich der Charakter unabhängig von den äußeren Umständen sich entwickelt, so hängt es doch nur von den Lebenserfahrungen ab, ob eine heitere und lebensfrohe, oder eine düstere und trübe Stimmung in dem Wesen des Menschen den Grundzug bilden sollen, und namentlich darf den Jugenderlebnissen dieser Einfluß zugeschrieben werden. Welcher Art waren nun die Eindrücke, unter denen der deutsche und der englische Dichter ihr Erziehungsalter zurücklegten?

Goethe selbst hat in der bekannten Stelle der „Zahmen Xenien“ die Erbschaft charakterisiert, welche er von Vater und Mutter übernommen und durch sein ganzes Leben treu bewahrt hat. Namentlich kann der erziehliche Einfluß der Mutter nach der ganzen Schilderung, welche der Dichter selbst wie auch andere ihr nahe stehende Personen von dem Wesen und dem Charakter dieser Frau entwerfen, nur der allergünstigste gewesen sein. Aber auch der Vater hat bei allen Fehlern, die von ihm berichtet werden und die besonders auf den geselligen Verkehr mit ihm recht nachteilig einwirkten, doch als achtbarer und tüchtiger Charakter so manche Eigenschaft auf den Sohn vererbt, welche diesen in seiner Entwicklung nicht wenig fördern mußte. — Wie ganz anders nehmen sich Beispiel und Erziehung aus, welche Byron in dem elterlichen Hause erhielt! Das treffende Wort Goethes: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären“ hat in Byron eine höchst traurige Bestätigung gefunden. Ihm schadete am meisten der Umstand, daß er in seiner frühen Jugend einer konsequenten sittlichen Leitung ganz und gar entbehrte. Da er noch im zartesten Kindesalter stand, trat bereits ein Zerwürfnis zwischen den Eltern ein, welches mit gänzlichem Bruche endigte, so daß der Knabe ausschließlich der Obhut der Mutter anvertraut war. Diese aber war am wenigsten befähigt, ihn

zu leiten. Durch ihre unbändige Leidenschaftlichkeit wurde das Pietätsgefühl des Knaben bereits im Keime erstickt, wie sie seine Achtung ganz besonders durch die Verkehrtheit ihres Erziehungsverfahrens, den Knaben abwechselnd zu verziehen und zu erbittern, verscherzte. Und — um diese Parallele auch in Bezug auf den Einfluß des väterlichen Beispiels zu vervollständigen — so zeigt sich bei Byrons Vater das gerade Gegenteil von „des Lebens ernstem Führen", welches der deutsche Dichter als väterliches Erbgut bezeichnete. Im Gegensatz zu der an Geiz streifenden Sparsamkeit von Goethes Vater vernehmen wir von Captain Byron, daß er kurze Zeit nach seiner Vermählung das gesamte Heiratsgut seiner Frau zur Deckung seiner Schulden veräußert hatte, wie überhaupt seine zerrütteten Vermögensverhältnisse die erste Veranlassung zur Trennung der Gatten gegeben zu haben scheinen. Diese unglückseligen Umstände, unter welchen Byron ins Leben eingeführt wurde, müssen wohl beachtet werden, wenn das Urteil über ihn nicht ungerecht ausfallen soll. Denn wer möchte sich vermessen zu berechnen, was bei einer sorgfältigen Pflege seiner Jugend aus ihm geworden wäre, und wer möchte es mit Bestimmtheit verneinen, daß unter veränderter Leitung seine moralischen Anlagen zu eben so herrlicher Blüte sich entfaltet haben würden, wie die Gaben des Verstandes und der Phantasie? Ohne die Vorteile einer planvollen Erziehung genossen zu haben, trat Byron in das bürgerliche Leben ein und wurde nunmehr von der Welt nicht minder launisch behandelt, als vorher von seiner Mutter, bald mit übertriebener Vorliebe, bald mit den ungünstigsten Vorurteilen, und man findet es daher vollkommen gerechtfertigt, wenn ihn Macaulay in seinen Essays „das verdorbene Kind der Mutter, das verdorbene Kind der Natur, das verdorbene Kind der Gesellschaft" nennt. Wurden Goethes erste dichterische Erzeugnisse sogar von den Gegnern des Sturmes und Dranges mit verdienter Anerkennung aufgenommen, so wird dem englischen Dichter, der, noch in jugendlichem Alter stehend, in den Tempel des literarischen Ruhmes eintreten möchte, die Freude an seinen ersten Gedichten durch

eine hämische Kritik verleidet, welche diese, obgleich schwachen Versuche nicht verdient hatten. Diese Verachtung, auf welche er gleich beim Beginn seiner literarischen Laufbahn stieß, ließ eine pessimistische Bitterkeit in seinem Gemüte zurück, welche auch die überschwänglichsten Lobeserhebungen der Folgezeit nicht zu tilgen vermochten. Der auf diese Weise eingesogene Menschenhaß steigerte sich noch durch seine leichtsinniger Weise und nur aus äußerlichen Nützlichkeitsrücksichten geschlossene Ehe mit Lady Milbanke; nach kurzer Zeit war der letzte Schein ehelichen Glückes für ihn geschwunden; für die bald erfolgte Trennung wurde er allein von der einseitig urteilenden Welt verantwortlich gemacht, und Byron verließ voll Wut und Erbitterung hierüber sein Vaterland. — So dürfte denn die aus dieser Vergleichung sich ergebende Verschiedenheit der Lebensverhältnisse genügen, um den Gegensatz zwischen der Zerrissenheit und dem Weltschmerz des englischen und der lebensfrohen Denkart des deutschen Dichters zu erklären, ohne daß man dabei eine innere Verschiedenheit ihrer Geistesanlagen oder auch nur ihrer Gesinnungen zu Hilfe nehmen muß. Als Beispiel dafür, wie Beide, namentlich den großen Anliegen der Zeit gegenüber, unabhängig von einander zu den gleichen Urteilen gelangten, sei die Art und Weise erwähnt, wie sie über die französische Revolution und die Ereignisse, welche derselben folgten, sich aussprachen. Beide zeigten sich dem revolutionären Prinzipe abhold, daß die wahre Freiheit durch eine absolute Gleichheit aller Stände bedingt sei. Goethe erblickt in diesem Prinzip einen Verstoß gegen das Naturgesetz, welches allenthalben eine solche absolute Gleichheit auszuschließen scheine, und er nennt die französische Revolution eine „Tyrannei der Menge über die Menge". Ganz in demselben Sinne urteilt darüber Lord Byron, der, indem er auf die Geschichte seines eigenen Landes exemplifiziert, ganz besonders die Thatsache hervorhebt, daß die englische Freiheit ihrer geschichtlichen Entstehung nach gerade aus der Verschiedenheit der Stände hervorgegangen sei, indem die Freiheiten und Rechte der Great Charter fast ausschließlich von den Lords und der höheren Geistlichkeit für das Volk erkämpft wurden.

Wenden wir uns zu der Art ihrer dichterischen Produktion, so finden wir auch hier eine Ähnlichkeit, die als Beweis für die Verwandtschaft ihrer poetischen Neigungen gelten darf: es ist die Subjektivität, welche in dem Einflechten persönlicher Erlebnisse und Verhältnisse in ihren Dichtungen zum Ausdruck kommt. Goethe selbst bezeichnet es als die Richtung seines ganzen Lebens, „was er irrte, was er strebte, was er litt und was er lebte" in ein Bild oder Gedicht zu verwandeln. Auch abgesehen von seinen lyrischen Produkten muß uns Goethe als rein subjektiver Dichter erscheinen, wenn wir bedenken, daß selbst solche Charaktergestalten wie Werther, Faust, Tasso zum Teil als die reflektierten Bilder seiner eigenen Seelenstimmung sich darstellen. Freilich erscheint diese Subjektivität bei Goethe dadurch gemildert, daß diese seelischen Zustände, wenn gleich aus des Dichters eigener Brust gegriffen, doch erst dann von ihm geschildert werden, wenn bereits eine gewisse Beruhigung darin eingetreten ist. Außerdem aber sind jene Charaktere so geartet, daß sie bei aller Exzentrizität im Einzelnen doch durch ihr ganzes Denken und Handeln uns menschlich nahe gebracht sind. Anders verhält es sich mit der Subjektivität bei dem englischen Dichter. Auch bei ihm wird, wie bei Goethe „Glück und Unglück zum Gesang". Auch er ist bis zu einem gewissen Grad identisch mit seinen Helden. Aber wie die Schilderungen derselben uns dadurch abstoßen, daß sie unter dem Einfluß der noch völlig ungebändigten Leidenschaft entstanden sind, so stehen wir ihnen auch sonst noch fremd gegenüber, weil ihr Empfinden und Thun nicht mehr normal menschlich ist.

War nun Goethe bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer gern und neidlos anzuerkennen, und betrachtete er, wie er selbst sagt, diese Anerkennung als das sicherste Mittel zu eigener Bildung, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er das Talent und die Leistungen Byrons, dem er sich in seinen poetischen Anlagen so nahe verwandt fühlte, mit ununterbrochenem Interesse begleitete. „Er folgte, nicht geirrt durch die Lebensweise des genialen Dichters, mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben

und Dichten in aller seiner Exzentrizität, die freilich um desto auffallender sein mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zur Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen". Von Goethes Bewunderung für den englischen Dichter zeugt zur Genüge eine Stelle in Eckermanns Gesprächen, wo er zum Erlernen der englischen Sprache rät, nur Lord Byrons wegen, „dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz sei, wie sie nicht da gewesen und wohl schwerlich wieder kommen werde". „Eine wunderbare mich nah berührende Erscheinung", schreibt er 1817, „war mir das Trauerspiel Manfred von Byron. Dieser seltsame Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern." Mit dieser brieflichen Äußerung stimmt auch die Anzeige des „Manfred" in „Kunst und Altertum" vom Jahre 1820 überein. Sehr bald gründeten sich auf das Drama allerlei Vermutungen von geheimen Verbrechen, über welche Byron hier ein verstecktes Bekenntnis abgelegt haben sollte. Auch Goethe giebt in der angeführten Anzeige nicht undeutlich zu verstehen, daß er dieses „märchenhafte Ereignis" von einem doppelten Morde, veranlaßt durch Byrons Leidenschaft für eine Dame in Florenz, für wahrscheinlich hält.

Durch jene Bemerkung von der Nachahmung des „Faust" und die schwere Anschuldigung wegen eines der Dichtung zu Grunde liegenden Verbrechens in höchstem Grade aufgeregt, beschloß Byron sich durch eine spottende Widmung an Goethe zu rächen, welche dem Marino Faliero vorgedruckt werden sollte; doch gelang es dem Verleger, ihn von dieser Thorheit abzubringen. Daneben wurde Byron als der Verfasser einer sehr tadelnden Kritik von „Dichtung und Wahrheit" genannt, ohne daß Byron je zu der Autorschaft derselben sich bekannt hätte, oder die Richtigkeit der Behauptung sonst irgendwie sich erweisen ließe. Eine Bemerkung Byrons in Medwins „Lord Byrons Gespräche", daß in Goethes „Faust" manche Spuren von

Nachahmung Shakespeares und Calderons wahrzunehmen seien, ist in dieser Allgemeinheit gewiß nur auf die gereizte Stimmung, in welche der englische Dichter durch jene Anzeige des „Manfred“ geraten war, zurückzuführen. Sehr bald trat jedoch die Hochachtung, welche Byron für Goethe besaß, wieder in ihr volles Recht ein, und sie gab sich ganz besonders in der Dedikation des Trauerspiels „Sardanapal“ an Goethe zu erkennen, von welcher er das Originalblatt dem Dichter zusandte, mit der Anfrage, ob sie dem gedachten Stücke vorgedruckt werden dürfe. In dieser Widmung ist Goethe als der erste aller damals lebenden Autoren bezeichnet, welcher die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die von Europa erleuchtet habe. Aber auch diese Widmung wurde damals nicht gedruckt, sondern nur in wenigen Exemplaren lithographiert. Erst das letzte der Byronschen Dramen erschien mit der vorgedruckten Widmung an Goethe.

Die Artigkeit, welche Goethe in dieser Widmung erblickte, ließ er auch nicht unerwidert. Byron hatte damals den Entschluß gefaßt, an den Bestrebungen der Philhellenen thätigen Anteil zu nehmen und die Griechen in ihrem verzweifelten Kampfe gegen die türkische Herrschaft um so mehr zu unterstützen, als er darin recht eigentlich den Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei erblickte. Bereits war er in Livorno angelangt, um seine Überfahrt nach Griechenland zu bewerkstelligen, da erhielt er noch vor seiner Abreise durch Vermittlung eines jungen Engländers als eine ihn hoch erfreuende Sendung von Goethe das bekannte Sonett „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern“. Byron dankte in einem sehr verbindlichen Schreiben, an dessen Schluß er die Absicht aussprach, wenn er jemals von Griechenland zurückkehre, Weimar zu besuchen, um Goethe als Einer der vielen Millionen seiner Bewunderer persönlich seine Huldigung zu bringen. Diese Hoffnung sollte sich indessen nicht erfüllen. Der Kummer über das gänzliche Fehlschlagen seiner Pläne und die übermäßigen Anstrengungen, welche er sich auferlegen mußte, zehrten rasch seine Lebenskraft auf und zogen ihm eine Krankheit zu, welcher er am 13. April 1824 erlag. Die Nachricht von dem Ableben

des englischen Dichters erfüllte Goethe mit tiefem Schmerze, zumal er gehofft hatte, „nach vollbrachtem großem Bemühen den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.“ Er knüpft an diese Erwähnung von Byrons Tod den Ausdruck der Überzeugung, daß die englische Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Wie sehr Goethe den englischen Dichter und seine Leistungen schätzte, das zeigt sich ganz besonders auch in der Anerkennung, welche er ihm bei der Anzeige von dessen Dichtungen, bei der Anzeige von „Cain“, „Don Juan“ und „Manfred“ zu Teil werden ließ, von welch letzterem er sogar einige Partien ins Deutsche übertrug, um dem deutschen Publikum eine Probe von dem eminenten Talente des Dichters zu geben. Er bewundert am „Don Juan“ die sich darin offenbarende grenzenlose Genialität, in welcher der Dichter bald menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit sich versteige, bald wieder menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenke. Er rühmt am „Cain“ den glühenden Geistesblick des Dichters, welcher das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und im Gefolge dessen auch das Zukünftige zu durchdringen versteht. Und was die Nachahmung des „Faust“ betrifft, von welcher Goethe in der Anzeige des „Manfred“ spricht, so räumt ja der Dichter gleichzeitig ein, gerade deshalb den Geist Byrons so sehr bewundern zu müssen, weil trotz der Nachahmung doch alles originell und neu, alles knapp, tüchtig und geistreich sei.

Will man der ganzen Frage näher treten, so ist zunächst hervorzuheben, daß damals, als „Manfred“ erschien, die Faustdichtung noch nicht ins Englische übersetzt war und Byron das Stück

nur daher kannte, daß ihm ein Freund dasselbe mündlich vorübersetzt hatte. Die Ähnlichkeit der ersten Szene des „Manfred“ mit der ersten Szene des „Faust“ ist von geringer Beweiskraft, da sich dieselbe eben so wohl aus dem ja auch von Goethe gekannten Marloweschen „Faust“ herleiten läßt, wie speziell aus dem Goetheschen Werke. Und sollten auch einzelne Übereinstimmungen der beiden Stücke recht auffallend erscheinen, so bleiben doch die Charaktere Manfreds und Fausts innerlich durchaus verschieden. Beiden ist der ungezügelte Wissensdrang und die daraus hervorgehende Beschäftigung mit der Magie gemeinsam. Während jedoch Manfred nur deshalb in die Tiefen der Erkenntnis sich stürzen will, um sich von der quälenden Erinnerung an ein vergangenes Erlebnis und von der Verzweiflung darüber zu befreien, sehen wir Faust von vorhinein ohne jede Nebenrücksicht von dem reinsten Streben nach Erkenntnis der Wahrheit erfüllt; dieses Streben wird nur dadurch unheilvoll für ihn, daß er die dem menschlichen Forschen gesetzten Schranken gewaltsam durchbrechen will; erst hierdurch verfällt er der Macht des Bösen und lädt zuletzt die Schuld auf sich, in welche Manfred unabhängig von seinem Forschungstrieb und noch lange vor der Existenz desselben geraten ist. Eben so verschiedenartig sind die Wirkungen, welche das Schuldbewußtsein auf beide ausübt. Bei Manfred erzeugt es eine Selbstquälerei, welche jedes Streben und jede Kraft zu nützlicher Thätigkeit untergräbt, eine Reue, so voller Verzweiflung, daß sie jede Möglichkeit einer Wiedererhebung ausschließt. Auch Faust wird sich der ganzen Größe seiner Schuld bewußt, aber nicht um sich in nagendem Reuegefühl zu verzehren, sondern vielmehr um sich dadurch zu rastloser, menschenbeglückender Thätigkeit spornen zu lassen. Eine Bergfee, welche dem Manfred erscheint, vermag nicht, sein von Schuld und Schmerz schwer gepreßtes Herz zu heilen; die Elfen im „Faust“ haben schnell und gründlich an Faust die Aufgabe vollbracht, welche ihnen Ariel stellt: „Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise, besänftiget des Herzens grimmen Strauß, entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile, sein Innres reinigt von erlebtem Graus“.

Manfred begrüßt den Tod als Befreier von dem qualvollen Dasein, welchem er durch seine Schuld verfallen ist; Faust schließt, frei von jedem Lebensüberdruß, den Rückblick auf die Bahn seines irdischen Wirkens mit den Worten: „Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön!" —

Hatte sich Byron durch Goethes Behauptung, daß Faust im Manfred wiederholt sei, in seiner Dichterehre schwer verletzt gefühlt, so hat Goethe später gleichsam die Manen des dahingeschiedenen Dichters durch das Ehrendenkmal zu versöhnen gesucht, welches er demselben in der Gestalt des Euphorion im „Faust" gesetzt hat. In Byron, der, wie er gegen Eckermann bemerkt, als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen sei, feiert er die höchste Blüte der Poesie, welche aus der Verbindung der dem Ideale der Schönheit zustrebenden Romantik und der antiken Klassizität entspringt. Er schildert ganz besonders die jeder weisen Leitung entbehrende Jugendzeit des Dichters, in welcher der Grund zu dem schmerzensreichen Dasein der Folgezeit für ihn gelegt wurde. Es folgt darauf der Hinweis auf eine ihn quälende Schuld, die sich ihm überall in den Weg stellt, wo er sein Herz der Freude öffnen möchte. Nur in der Ausübung seiner poetischen Kunst findet er einige Erleichterung von dem tiefen Schmerz, der sein Inneres durchwühlt. Endlich weiht er sich der Sache der griechischen Freiheit und findet hierin das lange vergebens gesuchte würdige Ziel für seine Thätigkeit:

Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht. —

Hiermit schließt die Reihe der Goetheschen Kundgebungen über Byron ab, soweit uns dieselben eine klare Vorstellung von der Bedeutung gewinnen lassen, welche der deutsche Dichter seinem englischen Kunstgenossen und dessen Leistungen beigemessen hat. Wenn Goethe einmal gegen Eckermann äußert, eine Abhandlung über Byron zu schreiben, sei weder bequem noch ratsam, aber gelegentlich ihn zu ehren und im Einzelnen

auf ihn hinzuweisen, werde er nie unterlassen, so hat er getreulich Wort gehalten. Seine Dichtwerke hat er mit der verdienten Anerkennung und Auszeichnung — seine Persönlichkeit mit der Schonung beurteilt, wie sie der von der Schicksalslaune schwer verfolgte Byron wohl beanspruchen darf. Und wiederum geben Byrons Äußerungen Zeugnis von der unbegrenzten Hochachtung und Huldigung, mit welcher Byron das Talent und die Leistungen des deutschen Ranggenossen in der Poesie würdigte, eine Verehrung, welche nur auf ganz kurze Zeit zurückgedrängt wurde, um sich dann desto offener und rückhaltloser kundzugeben. Kaum dürfen wir hiernach bezweifeln, daß bei einer längeren Lebensdauer Byrons seine Beziehungen zu Goethe sich immer inniger und für die Kunst fruchtbringender gestaltet haben würden. Goethe und Byron bilden das Doppelgestirn in der Weltliteratur, von welchem sich mit Bestimmtheit behaupten läßt, daß es noch weit in die Zukunft hinein hell leuchten und jene poetische Kraft bewahren werde, welche in dem „Euphorion“ der Chor mit den schönen Worten feiert:

Heilige Poesie,
Himmelan steige sie
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern.
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch
Und vernimmt sie gern.

---

2. Das Weltbürgertum in der griechischen Literatur.

Von Herrn Privatdozent Dr. Ed. Schwartz aus Bonn (21. Februar 1886).

Als Thema des heutigen Vortrags ist Ihnen angekündigt: der Kosmopolitismus (oder das Weltbürgertum) in der griechischen Literatur. Ich habe den Titel um der Kürze willen gewählt und muß Ihnen gleich von vornherein die Erwartung zu nichte machen, daß Sie eine Darstellung des antiken Kosmopolitismus erhalten würden in seiner ganzen Ausdehnung, mit allen seinen Verzweigungen und Folgen. So interessant dieselben namentlich nach der religionsgeschichtlichen Seite hin sind, in der kurzen Zeit einer Stunde lassen sie sich nicht in faßlicher

und übersichtlicher Weise darstellen. Ich begnüge mich damit Ihnen in großen Zügen ein ungefähres Bild zu entwerfen von den Voraussetzungen, unter welchen der Kosmopolitismus entstand und von den Formen, in welchen er sich ausbildete, als er zum ersten Mal die Herrschaft der Welt antrat.

Was ist Kosmopolitismus? Sie können es sich an Ihrer eignen Erfahrung ohne Weiteres vergegenwärtigen. Wenn Sie ein Literaturwerk des 18. Jahrhunderts lesen, so fühlen Sie, bewußt oder unbewußt, sofort die tiefe Kluft, welche unsere Denkart von der dort niedergelegten trennt. Die politischen Ereignisse unseres Jahrhunderts, die immer mehr sich ausbreitende historische Anschauungsweise zwingen heutzutage jeden zu einer möglichst hohen Schätzung der Nationalität: dem heutigen Geschlechte geht mehr und mehr die Wahrheit in Fleisch und Blut über, daß auch das genialste Individuum nur dann seine Kräfte voll und ganz und wohlthätig entfaltet, wenn es dieselben nicht einer unbegrenzten Weite preisgiebt, sondern sie wachsen und gedeihen läßt in dem nie versagenden, allnährenden Boden der Heimat. Unsere Vorväter würden zu solcher Gesinnung den Kopf schütteln. Sie lebten des Glaubens, daß die politischen, die nationalen Schranken etwas zufälliges, etwas unwesentliches seien, sie wollten denken und empfinden lediglich als Menschen, nicht als Deutsche, Franzosen, Italiener: daß von Natur alle Menschen gleich seien, galt ihnen als ein heiliger, unumstößlicher Satz.

Diese Ansicht oder besser diese Gesinnung ist nicht die natürliche. Sie geht nicht hervor aus wirklicher, auf Thatsachen beruhender Erfahrung von der Natur des Menschen, sie beruht vielmehr auf einer willkürlichen Ausdeutung des allgemeinen, abstrakten Begriffes „Mensch". Immer sind es denn auch die Philosophen gewesen, von denen der Kosmopolitismus ausging, und derselbe wird zu einer Macht nur in Zeiten, wo das philosophische Interesse allgemein und weit verbreitet ist. Stets bleibt er auf die höheren Stände beschränkt: ein kosmopolitischer Bauer ist ein Unding. Und selbst bei sonst günstigen Vorbedingungen wird der Kosmopolitismus im Keim absterben,

wenn ein kräftiges politisches Leben die gebildeten Schichten der Bevölkerung beschäftigt, wenn ein starker, bis ins Einzelne sich fühlbar machender Staat in allen Gliedern des Gemeinwesens das stolze Bewußtsein einer festen, Fremdes ausschließenden Zusammengehörigkeit aufrecht erhält. Der Kosmopolitismus ist das untrüglichste Symptom der politischen Resignation: er gedeiht nur unter dem Schutz der absoluten Monarchie, nur dann, wenn ein fürsorgliches Regiment alle Regungen politischer Thatkraft einschläfert. Philosophische Bildung und absolute Monarchie, diese beiden Faktoren sind für das Weltbürgertum unentbehrlich. Die Erkenntnis des griechischen Kosmopolitismus ist nur möglich, wenn die Wirkung dieser beiden Faktoren berechnet wird. Dabei wird sich herausstellen, daß beide, das Überhandnehmen der despotischen Regierungsform und die Popularisierung der Philosophie, wiederum unter einander in Zusammenhang stehen; ebenso wird sich zeigen, daß das Weltbürgertum, einmal ans Licht getreten, auf seine Ursachen wiederum bedingend zurückwirkt.

Ihren ersten Höhepunkt erreichte die griechische Kultur in den kleinasiatischen Ansiedlungen: Hauptträger derselben war der Stamm der Jonier. Während im Mutterlande noch ein chaotisches Durcheinander oder eine dumpfe Erstarrung jedes Gedeihen hemmte, wimmelte in jenen zahllosen Küstenstädten ein reiches, vielgeschäftiges Leben: in den homerischen Gedichten haben die Jonier der Nachwelt das beredteste Zeugnis hinterlassen von ihrer schöpferischen Kraft, ihrer alles ergreifenden Lebenslust. Es ist ein wunderbares Volk, von der Natur verschwenderisch begabt mit Gutem wie mit Bösem. Durchdringende, unbesiegliche Geschmeidigkeit, eine nie versagende Spannkraft des Geistes zeigt der Einzelne, wenn er auf sich gestellt ist: und wiederum wirkt diese selbe Kraft der Persönlichkeit zerstörend, wenn es gilt sich zu einem Ganzen zusammenzuschließen. Derselbe Lebensmut, der ihnen die Kühnheit giebt die Meere zu durchfahren um fremder Menschen Städte zu sehn und Sinn zu erkennen, der sie nicht rasten läßt in der engen Heimat, treibt sie auch zum rücksichtslosen Genießen, zur

entnervenden Hingabe an die Laster und die Üppigkeit des nahen Orients. Die Folgen der Uneinigkeit und der Verweichlichung blieben nicht aus. Erst die lydischen, dann die persischen Könige streckten die Hand aus nach den blühenden Städten, die für sie eine fette Beute waren und zugleich ein lästiges Bollwerk, das ihnen das Meer sperrte: in den grauenhaften Kriegen des 6. Jahrhunderts wurde das freie, selbständige Leben des asiatischen Joniens von den Barbaren zertreten um nie wieder in dem alten Glanz zu erstehn. Die meisten fügten sich in ein materielles Alltagsleben, wenige bestiegen, dem Geist der Väter treu, die Schiffe, um im Westen in einer neuen Heimat den Untergang der alten zu vergessen. Ganz eigene Wege gingen einzelne bevorzugte Geister. In jenen Zeiten des Unglücks erwuchs die ionische Naturphilosophie, die Mutter der griechischen Philosophie und damit der Weltweisheit überhaupt.

Der Jonier war sinnlich, er gab sich ganz der Außenwelt hin: seine lebhafte, aber nur selten ausschweifende Phantasie spiegelte die Fülle der Erscheinungen rein und klar wieder. In den frühen, naiven Zeiten mochte er sich begnügen mit dem einfachen Erzählen und Schildern: die Anschauung war zu klar, zu scharf, als daß nicht bald begabte Köpfe die zahllosen Schwierigkeiten aufdeckten, die auch der einfachste Naturvorgang dem Nachdenken bietet. Man beruhigte sich nicht mehr bei der Annahme, die Dinge seien wirklich das was sie zu sein schienen: es sollte in ihnen ein verborgener Urgrund stecken, der gefunden werden mußte um alle Widersprüche lösen zu können. Nun kamen die erwähnten Ereignisse hinzu. Trostlose Schicksale auf Erden lenken den Blick des Menschen auf das All; wer sein Vaterland verliert, führt den Geist hinaus über die Grenzen der heimatlichen Scholle und sucht Trost in der erhabenen Erkenntnis des Weltganzen. Der Gegensatz zwischen den wahren Ursachen aller Dinge und der unwirklichen Erscheinung derselben, den die Spekulation über die Natur vorbereitet hatte, mußte sich bis zu schneidender Schärfe zuspitzen jetzt wo alle die Vergänglichkeit, den trügerischen Schein des Irdischen aus eigenster, furchtbarer Erfahrung hatten kennen lernen.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen auch nur kurz die Wege schildern, welche die ionische Naturphilosophie nach einander einschlug. Es genügt auf den Mann hinzuweisen, der am Schluß der stattlichen Reihe steht, alle überragend wie ein einsamer Riese, Demokrit von Abdera, lebend um 400 v. Chr., ein älterer Zeitgenosse Platos. Kein einziger unter den antiken Philosophen steht der modernen Naturwissenschaft so nahe an Rücksichtslosigkeit der Forschung, an tiefer Auffassung von den Grenzen und den Aufgaben des menschlichen Erkennens wie jener geniale Denker, dessen Ruhm nur durch die Ungunst des Schicksals verdunkelt ist und dessen Größe erst jetzt anfängt in vollem Maße gewürdigt zu werden. Er suchte alles aus natürlichen, materiellen Ursachen abzuleiten: wirklich und wahr, so sagte er, sind nur die Atome und der leere Raum, aus denen alle Dinge bestehn. Die Eigenschaften, die Unterschiede, welche die Menschen von den Dingen aussagen, beruhen auf Sinnestäuschungen, sind willkürlich, durch Übereinkunft festgesetzt. Wer so rücksichtslos allem Herkömmlichen, allen von Alters her überlieferten, dem Menschen naheliegenden Vorstellungen die materielle, blind waltende, für alle gleiche Naturnotwendigkeit gegenüberstellt, dem müssen auch die Unterschiede der Völker etwas gleichgiltiges, etwas rein konventionelles sein. Von ihm wird der Ausspruch überliefert: dem weisen Manne, d. h. im Sinne Demokrits dem Naturforscher, steht jedes Land offen: eines tüchtigen Geistes Vaterland ist die gesamte Welt. Er hatte den Satz an sich selbst zur Wahrheit gemacht. Die angeborene Reiselust des ionischen Stammes war bei ihm veredelt zum wissenschaftlichen Forschungstrieb: er opferte sein Vermögen um den größten Teil der damals zugänglichen Welt zu bereisen. Namentlich durchstreifte er den Orient, drang bis nach Indien vor, verkehrte mit den ägyptischen, babylonischen, persischen Priestern, die wegen ihrer technischen Kenntnisse bei den damaligen Griechen noch immer des Ruhmes genossen Erben einer uralten Weisheit zu sein. Demokrit ließ sich freilich nicht imponieren: er rühmte sich sie alle übertroffen zu haben. Ein unendlich reiches Beobachtungs-

material muß er mitgebracht haben, aus dem Aristoteles sehr viel geschöpft zu haben scheint. Die älteren Versuche die Erde auf einer Karte darzustellen nahm er wieder auf und kann in gewissem Sinne der Begründer der antiken wissenschaftlichen Geographie genannt werden.

Demokrit betrieb seine Studien, verfaßte seine zahllosen Schriften in der stillen Abgeschiedenheit seiner Vaterstadt. Zu dem damaligen politischen und geistigen Mittelpunkt Joniens, zu Athen stand er in keinem Verhältnis. Als ich nach Athen kam, hat niemand von mir Notiz genommen, so erzählt er selbst. Seine Lehren blieben dort fast ganz unbekannt und sind in größerem Umfange erst durch Aristoteles in die attische Philosophie eingeführt worden. Durch dieses Fernbleiben von der tonangebenden Hauptstadt blieb die demokritische Weltanschauung zuerst auf die nächsten Anhänger beschränkt und drang nicht in weitere Kreise. Der Kosmopolitismus Demokrits ist also wesentlich persönlich; erst in den Zeiten Alexanders entfaltet er eine breitere Wirksamkeit, indem er sich zugleich in neue und eigentümliche Formen umsetzt, wie wir später sehn werden.

Viel mehr in die Breite, viel folgenschwerer wirkten die geistigen Tendenzen, die im 5. und 4. Jahrhundert, in den Zeiten vom Ende der Perserkriege bis auf Philipp und Alexander von Makedonien in Athen zur Reife gelangten. Athen, vor den Perserkriegen der Mittelpunkt einer kleinen, wenig fruchtbaren Landschaft, sich mühsam der lästigen dorischen und böotischen Nachbarn erwehrend, wurde nach den entscheidenden Siegen über Xerxes der Vorort des ausgebreitetsten Reiches, welches die nationale griechische Geschichte kennt. Die attischen Trieren beherrschten weit und breit das ägäische Meer, Jahr für Jahr flossen die Tribute der unterthänigen Bundesgenossen in den attischen Staatsschatz, unter dem Schutze der seegewaltigen Stadt entwickelte sich ein blühender Wohlstand: gesegnetere Zeiten hat Griechenland nie gesehn. In der Geschichte des griechischen Geistes spielt das ältere Athen noch eine unscheinbare Rolle; noch im 6. Jahrhundert steht es in

mancher Beziehung hinter anderen Städten wie z. B. Theben oder Sikyon oder den thessalischen Fürstenhöfen zurück. Der politische Mittelpunkt wird aber durch die Gewalt der Thatsachen immer und überall auch zum geistigen Zentrum. Es ist keine Frage, daß im Beginn und gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts die geistige Kultur in Jonien weit höher stand als in dem in der Entwickelung befindlichen Athen: aber sofort nach der Gründung des attischen Reiches strömen die ionischen Philosophen, Literaten, Dichter in Scharen nach der Hauptstadt, wo sicherer Erfolg und Erwerb ihnen winkte. Und nun beginnt eines der merkwürdigsten und tragischsten Schauspiele, welche die Geschichte gesehen.

Der Attiker alten Schlages war der konservativste Mensch, den es geben konnte: er kannte nichts höheres und heiligeres, als seine heimatliche Scholle und den Brauch seiner Väter. Stolz rühmte er sich seines autochthonen Ursprungs: aus dem mütterlichen Schoß der Erde wollte der Athener entsprossen sein, wollte nie als fremder, heimatloser Eindringling den heiligen Boden Attikas betreten haben. Mit tausend Fäden hing er an seinem kleinen Ländchen, jeden Fleck heiligten ihm uralte religiöse Vorstellungen und Kulte. Der attische Bauer ist immer so geblieben: es ist vielleicht die größte Leistung der aristophanischen Komödie diese Figur echtesten Volkslebens unsterblich gemacht zu haben. Sein Weinberg, seine Ölbaumpflanzung, seine Ziegenheerde, um deren Gedeihen dreht sich sein Dichten und Trachten: wehe dem, der ihm daran rührt. Die müssen ihm die heimatlichen Götter beschützen: dann lohnt er es ihnen mit Opfern und feiert sie in ausgelassenen Festen mit den Geschlechts- und Gaugenossen; fehlt dabei ein üppiger Schmaus nicht, ein ewig voller Weinschlauch, dralle und wenig prüde Bauernschönheiten, dann ist seines Lebens höchste Wonne erreicht.

Und dieser Bevölkerung wurde, nicht durch allmähliche Entwicklung, sondern in jähestem Übergang, das Loos zu Teil, über das komplizierte Gebilde eines ausgedehnten Bundesstaats zu herrschen. Das attische Reich war nicht organisch zusammen-

gewachsen, wie z. B. die italische Herrschaft der Römer, die passenden politischen Formen konnten sich nicht mit langsamer, spontaner Sicherheit herausbilden, sondern es war und blieb im Großen und Ganzen wenigstens eine verstandesmäßige Schöpfung. Nicht so sehr ein aus den Verhältnissen sich herausentwickelnder Instinkt, sondern die staatsmännische Reflexion, das bewußte politische Raisonnement mußten die Maßregeln und die Verfahrungsweise bestimmen, welche das Reich organisieren und aufrecht erhalten sollten. Die neuen, zu fieberhafter Thätigkeit, zu angespanntester Denkarbeit treibenden Verhältnisse traten in schärfsten Gegensatz zu der alten, patriarchalischen Art. Der Gegensatz wurde ein unversöhnlicher, prinzipieller durch die Philosophen, oder wie sie sich in jener Zeit nennen, die Sophisten.

Wie oben auseinandergesetzt wurde, kannten die ionischen Philosophen kein eigentliches Vaterland mehr, bekämpften die hergebrachten, überlieferten Vorstellungen, stellten über alles andere die individuelle geistige Potenz, die nach Erkenntnis rücksichtslos strebende Forschung. So lange sie sich in den luftigen Regionen der theoretischen Spekulation hielten, blieb ihr Einfluß auf die höchsten Kreise, wie beispielsweise auf die Umgebung des Perikles beschränkt; die Menge hörte gleichgiltig oder mit offener Abneigung von den Bemühungen eines Anaxagoras den vernünftigen Zusammenhang der geschaffenen Welt aufzufinden oder dem kühnen Skepticismus des Abderiten Protagoras, der das Verhältnis der menschlichen Vorstellungen zu den Außendingen untersuchte. Aber eben jener Protagoras und zahlreiche Männer neben ihm verfolgten, neben der Spekulation oder ausschließlich, noch andere Ziele, die unmittelbar mit der lebendigen Gegenwart zusammenhingen und das praktische Leben aufs tiefste beeinflußten. Jene Männer nannten sich Sophisten, „Weisheittreibende“ nach wortgetreuer Übersetzung. Während die frühere Philosophie das Wissen suchte um des Wissens willen und schon wegen des rein idealen Zwecks auf wenige, hervorragende Geister beschränkt blieb, betrachtet die Sophistik, an dem Erfolg, ja an der Möglichkeit der

Spekulation irre geworden, das Wissen und die Erkenntnis lediglich als Mittel um sich auszuzeichnen und bemüht sich dieses Mittel gegen reichlichen Entgelt jedem beizubringen, der danach begehrt. Sie wollten die Tugend lehren: dabei verstanden sie, dem Sprachgebrauch und der Denkweise jener Zeiten sich anschließend, unter „Tugend" die Fähigkeit sich den Ruf eines tüchtigen, einsichtigen, dem Gemeinwohl nützlichen Staatsbürgers zu verschaffen und wollten mit ihrer Tugendlehre im Grunde nichts anderes geben als eine Reihe von Kunstmitteln, durch die der gelehrige Schüler in den Stand gesetzt werden sollte im Gemeinwesen die erste Rolle zu spielen und die weniger unterrichtete Menge nach seinem Willen zu lenken. In engem Zusammenhang mit der Sophistik steht das Aufkommen der Rhetorik, der Redekunst: lag doch alle Macht in den Händen der Volksversammlung und war das wirksamste Mittel um diese zu beherrschen die Rede, besonders bei einem Volke, das von der Schönheit der Form unwiderstehlich, in einer für uns kühle Nordländer kaum faßlichen Weise, hingerissen wurde.

Diese auf das Staatsleben, auf das Praktische gerichteten Bestrebungen der Sophisten und die thatsächlichen Verhältnisse des attischen Reichs, welche die politische Reflexion zu einer Notwendigkeit machten, traten nun in die engste, sich gegenseitig beständig steigernde Wechselbeziehung. Die Sophisten erfreuten sich eines ungeheuren Zulaufs und gewannen im Nu die Herrschaft über die gesammten gebildeten Kreise Athens. In diesen räumten sie mit der patriarchalischen Gesinnung des Attikers vom alten Schrot und Korn gründlich auf: für den hochgebildeten Athener in der Zeit des peloponnesischen Kriegs tritt die ererbte, instinktmäßige, unbewußte Anhänglichkeit an die Heimat zurück, er kennt weniger ein zu liebendes, zu verehrendes Vaterland, als das kunstmäßige, auf vernünftiger Einsicht beruhende Gebilde des Staats, in welchem der Klügste und nur der Klügste zur Herrschaft berufen ist. Man thäte den Sophisten Unrecht, wollte man ihnen in Bausch und Bogen unreine und unlautere Motive unterschieben: im Gegenteil, gerade die bedeutendsten unter ihnen waren persönlich sehr

achtungswerte Männer und von der Trefflichkeit und Nützlichlichkeit ihrer Bestrebungen und Lehren durchaus überzeugt. Sie sind es nicht zum wenigsten gewesen, die dem damaligen geistigen Leben Athens eine die mannigfaltigsten Probleme erörternde, fieberhafte Regsamkeit, eine glänzende, formgewandte Produktionskraft gegeben haben. Aber die Folgen ihrer Thätigkeit waren furchtbar. Sie erzeugten einen Kultus des schrankenlosen Individualismus, eine absolute Bewunderung des Genies, für welche Tradition ein Ammenmärchen, Pietät eine Dummheit, Schonung des Bestehenden eine lächerliche Schwäche war. Die ganze Denkweise der Zeit krystallisiert sich schließlich am klarsten in dem viel erörterten, berühmten Gegensatz zwischen Konvention (νόμος) und Natur (φύσις). Das Raisonnement war folgendes. Die Natur erkennt die sittlichen Gesetze nicht an: in ihrem Reich behält der Stärkere immer Recht. In der menschlichen Gesellschaft ist der Stärkere der Kluge, Energische, Unterrichtete: er hat von Natur das Recht über den Schwachen, Dummen, Ungebildeten zu herrschen und ihn zu seinem Vorteil zu benutzen. Die Schwachen haben sich zu schützen versucht, indem sie durch Übereinkunft, durch Konvention Gesetze aufstellten, die alle in gleicher Weise verpflichten sollten. Um die Anerkennung der Gesetze durchzusetzen haben sie Götter erfunden, die das Gute belohnen, das Böse bestrafen sollen. Der Starke jedoch, der an dies Märchen glaubt, darum sein natürliches Anrecht aufgiebt, ist ein Thor. Die menschliche Gesellschaft ist ein Kampf Aller um die Herrschaft: wer sich nicht wehren kann, verdient niedergetreten zu werden.

Ein so schrankenloser Individualismus, ein derartiges Aufgeben der natürlichen patriotischen Empfindung mußte dem Weltbürgertum die Wege ebnen. So lange freilich das attische Reich noch bestand, so lange es noch den furchtbaren Kampf um seine Existenz führte, warf sich der entfesselte persönliche Ehrgeiz mit aller Kraft auf das praktische Staatsleben; die politischen Aufgaben waren zu dringend, die Ziele, die dem Streben winkten, zu glänzend, als daß das Geschlecht jener Tage schon daran hätte denken können, in eine kosmopolitische

Resignation zu verfallen. Aber es kamen andere Zeiten. Die Macht Athens brach zusammen: eben jener zügellose Individualismus hatte zu einem Parteitreiben geführt, welches alles atomisierte und schließlich den Peloponnesiern zum Siege verhalf.

Ein Gemeinwesen, das in der Stunde der Gefahr sich nicht zusammenschließen kann in zähem, unbedingten Festhalten an den überlieferten Institutionen, ist verloren: und der attische Staat ist, tragisch genug, zusammengebrochen durch dieselbe Denkweise, welche den attischen Geist zu so glänzenden Leistungen emporgehoben hat. Der Schlag war tötlich. Zwar erlangte Athen bald seine Unabhängigkeit wieder, die attischen Handelsschiffe durchkreuzten bald wieder das Meer, die Reichtümer strömten wieder auf den alten gewohnten Wegen zusammen: aber eine politische Großmacht wurde die Republik nicht wieder. Vor den großen Staatsmännern, vor den das Bürgeraufgebot von Sieg zu Sieg führenden Feldherren des 5. Jahrhunderts fürchteten sich die übrigen Griechen, zitterte der Perserkönig: jetzt regierten zankende Rhetoren und intrigante Condottieri geworbener Söldnerhaufen die morsche Ruine, die mit ruhmvollen Erinnerungen und großen Worten ein prekäres Dasein fristete. Im 5. Jahrhundert absorbierte der Staat alle Kräfte: das epigonenhafte Treiben konnte tieferen Naturen nicht zusagen, die edelsten und besten Geister wandten sich gänzlich vom Staatsleben ab. Charakteristisch für jene Zeit sind die Versuche einen besten Staat spekulativ zu konstruieren: eine wirkliche Verbesserung des eigenen wagt keiner zu hoffen.

Das Stadium ist erreicht, in welchem der Kosmopolitismus sich offen hervorwagen konnte. Die Doktrin, welche der Gesinnung Formen gab und sie stützte, wurde ausgebildet im Schoße der Sokratik. Ich kann hier nur flüchtig darauf hinweisen, daß Sokrates und die an ihn sich anschließenden, mannigfaltigen Richtungen, welche mit dem Gesamtnamen Sokratik bezeichnet werden, das griechische Denken in die neuen Bahnen der Begriffsphilosophie lenkten, welche Jahrhunderte lang nicht verlassen worden sind. An Stelle des skeptischen

Individualismus der Sophisten trat die dialektische Entwicklung des Begriffs, die mit formalen Mitteln hervorgebrachte Überredung sollte der wissenschaftlichen, auf unbedingter Wahrheit beruhenden Überzeugung weichen. Nach sokratischer Lehre giebt es eine objektive Erkenntnis, diejenige nämlich, welche sich richtet auf die über den Einzeldingen stehenden Begriffe: mit dieser Erkenntnis ist alles gegeben. Die Tugend ist Wissen: wer das Gute weiß, muß es auch ausführen. Das sind die Zentralsätze der Sokratik. Je schrankenloser die Sophistik alles in das Belieben des Individuums gestellt hatte, um so triumphierender verkündete die Sokratik die Lehre von der Allmacht der Wissenschaft, deren ewig gleicher Wahrheit jeder einzelne sich beugen sollte.

Von einer Reihe mehr ephemerer Erscheinungen abgesehen gingen aus der Sokratik, unter einander in schärfstem Gegensatze stehend, zwei Richtungen hervor, die Platonische Schule und der Cynismus. Für unseren Zweck können die tiefsinnigen Spekulationen des platonischen Genius bei Seit gelassen werden: der Kosmopolitismus ist ausgebildet und großgezogen von den Cynikern. Der Stifter der Schule war Antisthenes, wahrscheinlich nach dem Gymnasium Kynosarges, wo er zu lehren pflegte, mit dem Spitznamen κύων, κυνικός, d. i. der Hund, der Hündische, belegt. Der Hund ist für den Griechen die Personifikation der Unverschämtheit und Frechheit, und da der Cyniker verpflichtet war seine Prinzipien mit äußerster Formlosigkeit, mit bewußter Hintansetzung alles Anstands und aller Sitte zu vertreten, hat das Wort cynisch die Bedeutung erlangt, welche es noch in jetziger Zeit besitzt. Wenn ich aber jetzt von Cynikern spreche, so verstehe ich das Wort in antikem Sinne und spreche nicht von einer Charaktereigenschaft, sondern von einer philosophischen Schule.

Antisthenes war als Sohn einer Thrakerin nicht vollberechtigter attischer Bürger. Er war zuerst Schüler der Sophisten, ehe er sich in späterem Lebensalter Sokrates anschloß. Diese beiden Momente waren von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Ausbildung seiner Lehre. Von den Sophisten

übernahm er als Grund seiner Lehre den, vorher erörterten, Gegensatz zwischen Natur und Konvention, den er freilich in ganz eigenartiger Weise auffaßte. Auch er erkennt nur die Natur an, verwirft unbedingt die Konvention. Das Ziel des menschlichen Strebens ist der Natur gemäß zu leben, das allein ist die wahre Tugend. Während aber die Sophisten und ihre Anhänger sich auf die Natur beriefen um die rücksichtsloseste Befriedigung der persönlichen Leidenschaften zu rechtfertigen, kam Antisthenes zu den entgegengesetzten Folgerungen. Die Natur hat dem Menschen nur wenige, geringe Bedürfnisse eingepflanzt und ihm zugleich die einfachsten, nie und unter keinen Umständen versagenden Mittel zur Befriedigung derselben mitgegeben. Zu vollkommenem Glück ist nichts weiter nötig als die naturgemäße Erfüllung der naturgemäßen Bedürfnisse: was darüber hinausgeht, ist vom Übel. Dem Hungrigen bringt die gewöhnlichste Speise, dem Durstigen ein Trunk aus der Quelle den höchsten Genuß, der süßeste Schlaf ist der auf dem bloßen Boden nach angestrengter Arbeit. Jede künstliche Steigerung des Genusses, jedes Streben nach der Lust als solcher, die keinem zwingenden Bedürfnis entspricht, ist naturwidrig und darum schlecht und verwerflich. Bekämpfung der eigenen Begierden, williges Ertragen von Mühsal und Strapazen um Körper und Geist an das Begnügen mit dem Geringsten zu gewöhnen sind die ersten Gebote des Cynismus. Nur wer seiner eigenen Leidenschaften völlig Herr wird, ist tugendhaft, weise und frei: wer denselben folgt und dient, ist schlecht, verrückt, ein Sklave zeitlebens. Andererseits darf sich der Cyniker durch keine Sitte, kein konventionelles Herkommen in seinem naturgemäßen Leben beirren lassen: alle natürlichen Verrichtungen, welcher Art sie auch sein mögen, kann er vornehmen wie, wo und wann er will, vor aller Augen, ohne Anstand und Scham.

Sie sehen, der Cynismus war keine müßige Spekulation, sondern eine sehr praktische Lehre: und die Cyniker begnügten sich nicht mit großen Worten. Von Stadt zu Stadt zogen die seltsamen Männer, barfuß, in grobem einfachen Mantel,

mit dem Knüttel in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken, mit der einfachsten, häufig erbettelten, Nahrung vorlieb nehmend: die allen offen stehenden Tempel, die Säulenhallen boten ihnen ein bei dem milden südlichen Klima allezeit schützendes Obdach. Rücksicht und Scheu kannten sie nicht: sie erschienen, wo nur die Menge sich versammelte, auf den Plätzen und Märkten, bei den großen Festen, drangen auch in die Häuser ein. In kurzer, oft dramatischer Rede, mit schlagendem, volkstümlichem Witz, mit drastischen, aus dem Leben des Tages gegriffenen Beispielen predigten sie ohne Unterlaß, daß Reichtum, Ehre, Lust, alle irdischen Güter nur eitel Schwindel, ein blauer Dunst, eine Einbildung seien. Erkenne dich selbst, schrie der Cyniker immer wieder seinem Publikum entgegen, erkenne, was du von Natur bedarfst. Das kannst du immer erreichen, wenn du nur deine Bedürfnisse in den natürlichen Grenzen hältst: und wenn du das erreichst, bist du vollkommen glücklich. Dies Glück kann dir nichts rauben: verlieren kannst du nur Gleichgiltiges, Wertloses, nie deine Natur.

Keine Philosophie wandte sich so an die Menge, faßte so in das tägliche Leben hinein, wie die cynische: keine ist auch so populär geworden. Ich kann mir nicht versagen ein drastisches Beispiel hier einzuschalten. Es wird erzählt, daß eine vornehme Thebanerin, Hipparchia, von den Predigten des Cynikers Krates so hingerissen wurde, daß sie Adel, Reichtum, Schönheit für nichts achtete, alle Freier abwies und ihren Eltern drohte sich umzubringen, wenn sie nicht den Krates zum Manne erhielte. Die verzweifelten Eltern baten den Philosophen die allzugroße Wirkung seiner Reden wieder gut zu machen und die Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen. Seine redlichen Bemühungen waren vergeblich. Schließlich stellte er sich vor die enthusiastische Schöne, breitete seinen Philosophenmantel aus und sprach: Dies ist dein Bräutigam, dieser Mantel sein Besitz. Willst du mich ehelichen, so mußt du meiner Lebensweise dich anschließen. Hipparchia, ich will es unentschieden lassen ob aus Liebe oder aus Überzeugung von der Richtigkeit der cynischen Grundsätze, hüllte ihren schönen Leib in das Philosophen-

gewand. und begleitete den Gemahl getreulich auf dessen Wanderzügen.

Zunächst zeigt das Geschichtchen allerdings nur, daß es im Altertum ebenso gut überspannte Frauenzimmer gab wie heutzutage: aber die Richtung der Überspanntheit beweist, wie allgemein, wie verbreitet die Wirkung der cynischen Lehren war. Es sah im 4. und 3. Jahrhundert in Griechenland grauenhaft aus: jede, auch die kleinste Stadt zerwühlt von blutigstem Parteihader, das Land verheert von den stets in Thätigkeit befindlichen Söldnerscharen, Unheil und Not überall. Die um sich greifende Reflexion zerstörte das alte naiv beobachtete Herkommen, den damals einzigen Schutz des Guten: eine wüste Genußsucht griff immer mehr um sich. Was Wunder, daß da eine Lehre wie ein Segen erscheinen mußte, welche den Menschen gleichgiltig machen wollte gegen jeden Schmerz und jede Leidenschaft, die auf die Nichtigkeit aller irdischen Güter hinwies.

Der Kosmopolitismus war eine notwendige Konsequenz der cynischen Doktrin. In der Natur, wie die Cyniker sie faßten, gab es keine trennenden Grenzen. Im Gegenteil, der Staat hemmt mit seinen Standesunterschieden, seinen auf Übereinkunft beruhenden Gesetzen das naturgemäße Leben: der Cyniker erkennt ihn nicht an. Unverhohlen sprachen Antisthenes, sein Schüler Diogenes, Krates es aus, daß ihr Vaterland die Welt sei, von ihnen stammt das Wort Kosmopolit, d. i. Weltbürger. Die cynische Literatur behandelte diesen Satz in allen möglichen Tonarten, zog die praktischen Konsequenzen desselben. Für den Griechen der alten Zeit gab es kein gefürchteteres Schicksal als die Verbannung: der Cyniker schärfte ein, daß es ganz gleichgiltig sei, wo der Mensch lebe: der Natur kann er überall folgen: die heimatliche Scholle nicht entbehren zu können ist eben so lächerlich als sich von einem alten Kleide nicht trennen zu wollen. Antisthenes und Diogenes, die Gründer des Cynismus, waren um so bereitwilliger diese Folgerung zu ziehen, als sie beide des vollen Bürgerrechts in Athen entbehrten, beide leiden mußten unter dem Hochmut der Privilegierten, beide die Wohlthaten eines Vaterlandes nicht kannten.

Es steckte aber noch eine andere Folgerung in den cynischen Prinzipien, die hier nicht übergangen werden darf. Antisthenes war insofern echter Sokratiker, als nach ihm nur der Weise das höchste Ziel des naturgemäßen Lebens erreicht: auch ihm ist die Tugend gleich Wissen. Der Weisen sind aber immer nur wenige. Es ist ebenfalls echt sokratisch, wenn Antisthenes für diese Wenigen das Recht in Anspruch nimmt kraft ihres überlegenen Wissens über die Menge zu herrschen. Die auf dem Gleichheitsprinzip beruhende Herrschaft der demokratischen Majoritäten erschien ihm eine abgeschmackte Thorheit: was die Löwen wol dazu sagen würden, wenn es den Hasen einfallen sollte Anspruch auf Gleichberechtigung zu erheben, so pflegte er sich auszudrücken. Der Weise ist über die anderen Menschen so erhaben, wie die Götter über die Sterblichen: wie kann er von anderen Befehle empfangen? Antisthenes dachte sich einen idealen Staat, in welchem die Weisen herrschen und für ihre Unterthanen sorgen wie die Hirten für die Herde: sie ermahnen die Guten, bringen die Bösen mit Gewalt zur Vernunft. In einem solchen Staate würde allgemeiner Friede und allgemeines Glück herrschen, jeder hätte was er bedarf: die auf Konvention beruhenden Hindernisse des naturgemäßen Lebens, wie Ehe und Eigentum, müssen radikal abgeschafft werden. Dies ist freilich ein Ideal, eine Utopie. Aber derartige Utopien haben ihre sehr reale Seite, wenn sie sich verbreiten und dem praktischen Leben angepaßt werden. Es gehörte keine allzugroße Kühnheit dazu, wenn ein einsichtiger, für das Wohl aller seiner Unterthanen gleich besorgter Herrscher aufstand, in diesem das cynische Ideal von der Herrschaft des Weisen verkörpert zu sehen. Und der Fall ist eingetreten: die Cyniker sind es gewesen, welche für die Universalmonarchie Alexanders das Programm lieferten: dies Zusammentreffen giebt ihren Lehren und namentlich ihrem Kosmopolitismus die weltgeschichtliche Tragweite.

Als Alexander der Große auszog um die persische Herrschaft zu vernichten, folgte er keineswegs einem spontanen Einfall, einer wesentlich persönlichen Eroberungslust: er gehorchte,

allerdings mit Enthusiasmus, einer unausweichlichen Notwendigkeit. Nur dadurch hatte sein Vater Philipp die widerspenstigen Griechen zu fast einmütiger Anerkennung seiner Oberhoheit gebracht, daß er als Ziel derselben den Krieg gegen Persien hinstellte. Nur so konnte Alexander diese Oberhoheit aufrecht erhalten, wenn er, in die Fußtapfen seines Vaters tretend, den persischen Krieg ins Werk setzte und damit die Hoffnung erfüllte, die von den Griechen nie aufgegeben und gerade in den trostlosen Zeiten des 4. Jahrhunderts der Halt und die Stütze des nationalen Bewußtseins gewesen war. In vier Jahren zerschlug das Genie Alexanders die persische Monarchie: seine Siege und der Tod des letzten Achaemeniden machten ihn zum Herrscher über eine neue Welt: der Orient war den Griechen und Makedonen preisgegeben.

Die Wirkung dieser Ereignisse kann gar nicht ungeheuer genug gedacht werden. Was waren all die Kämpfe, die sich auf dem kleinen Raume Griechenlands abspielten, gegen diese Erfolge, welche unermeßliche Länderstrecken umfaßten? Einst, als die Scharen des Xerxes zurückgeschlagen waren, kehrte der Grieche zurück an den häuslichen Herd: jetzt duldeten die Siege keine Rückkehr, jetzt mußte er bleiben im fernen Orient. Das nächste Ziel war erreicht, die Barbaren geschlagen: eine viel schwerer zu lösende Frage tauchte auf: was sollte mit den Millionen der Besiegten angefangen werden, welches Loos sollte ihnen in dem neu zu gründenden Reiche zufallen? Jahrzehnte lang hatten die Philosophen spekuliert über den besten Staat, mit ihren Utopien und Idealen Hoffnungen genährt, Reflexionen verbreitet, die jetzt mit einem Male dem grellsten Licht der Wirklichkeit ausgesetzt waren. Jetzt waren die alten Verhältnisse hinweggefegt durch die unwiderstehliche Phalanx des großen Königs, jetzt war wirklich einmal tabula rasa gemacht, was die Philosophen immer so wünschten, jetzt genügte es nicht mehr Pläne auf Pläne zu häufen: es galt zu bauen.

Und die Philosophen gaben ihre Ratschläge ab. Aristoteles, der Lehrer Alexanders, äußerte sich dahin, daß der König die Barbaren behandeln und ausnutzen solle, wie Pflanzen und

Tiere, die Hellenen aber beherrschen wie ein Führer seines Gleichen. In der Politik entwickelte er die Lehre daß im Staate die Sklaverei notwendig sei: der Barbar, d. h. nach antikem Sprachgebrauch der Nichtgrieche, sei von Natur zum Sklaven gemacht, ein Krieg, der Barbarensklaven herbeischaffe, sei gerecht.

Alexander folgte dem Rate seines Lehrers nicht und konnte ihm nicht folgen. Freilich den makedonischen Offizieren wäre es das Liebste gewesen, wenn sie ihre Provinzen ausgeliefert bekommen hätten um sie nach Belieben auszupressen. Der König brauchte die Orientalen. Er sah klar, daß das ungeheure Reich sich nur despotisch regieren ließ. Seine Makedonen aber kannten und wollten kein absolutes Regiment: der makedonische König war von Alters her gebunden an die Beschlüsse seines Heeres, des Aufgebots der freien, waffenfähigen Männer, und mit den trotzigen, altgedienten Generalen war nicht zu spaßen. Alexander mußte seinen Despotismus stützen auf die Einheimischen, die verachteten Barbaren. Freilich mußte er ihnen ein neues geistiges Leben einflößen: dafür zog er die Griechen heran, die ihn viel besser verstanden als seine makedonischen Haudegen. Er gründete Städte, nahm Orientalen in Mengen in das Heer auf, suchte durch Massenverheiratungen ein neues Geschlecht heranzubilden. Es hat etwas furchtbar Erschütterndes zu sehen, wie der gewaltige Mann die ganze leidenschaftliche Kraft seines Genies daran setzt um den Orient durch griechisches Leben und griechische Kultur aus seiner traditionellen Starrheit aufzurütteln, wie der Feuergeist sich selbst verzehrt in dem titanenhaften Ringen nach dem Unmöglichen. Und doch ist es dem einen Manne gelungen in elf Jahren eine Verbindung zwischen den so heterogenen Elementen des Orients und Occidents herbeizuführen, welche für Jahrhunderte die Weltgeschichte beherrschte. Diese Verbindung hat die trennenden nationalen Schranken beseitigt, hat das Römerreich möglich gemacht, der antiken Kultur zu einer universalen Ausbildung verholfen, welche allein imstande war die Früchte derselben für die Nachwelt zu retten.

Die Cyniker haben Alexander verstanden: im Gegensatz zu

Aristoteles rechtfertigten sie mit ihren philosophischen Grundsätzen seine Politik. Ich will nur nebenbei erwähnen, daß die Nachfolger Demokrits, die Skeptiker, in dieser Beziehung wie in vielen anderen ähnlich dachten wie die Cyniker. Vermöge ihres Kosmopolitismus waren diese Philosophen imstande auf die Eigenart der Barbaren einzugehen, sie als gleichberechtigte Menschen, als Kinder der einen Mutter Natur anzusehen. Sie konnten das um so eher, als sie auf mancherlei Erscheinungen bei denselben stießen, die ihnen sehr imponieren mußten. Bei den indischen Büßern, den s. g. Gymnosophisten, fanden sie eine Selbstbeherrschung, eine Askese, welche dem cynischen Ideal mindestens sehr nahe kam. Wir besitzen noch einen merkwürdigen Bericht über diese indischen Philosophen von einem dem Cynismus ergebenen Manne, dem ersten Steuermann der makedonischen Flotte, Onesikritos. Ohne Scheu legte er einem Inder die unverfälschte cynische Doctrin in den Mund; zugleich lehrt uns der Bericht aufs unzweideutigste, daß Onesikritos und viele andere mit ihm in Alexander das Ideal des Herrschers erblickten, von dem sie bei ihren Philosophen gehört hatten. Die schwungvollste und erhabenste Lobrede auf Alexander, deren ein Droysen sich nicht zu schämen brauchte, hat der aus einer Vereinigung von Cynismus und Skeptizismus hervorgegangene große alexandrinische Gelehrte Eratosthenes gehalten. Er rühmt Alexander, daß er nicht nach den Zufälligkeiten der Sprache und Bildung die Menschheit in Hellenen und Barbaren zerlegt hätte: für ihn habe es nur gute und böse Menschen gegeben. Alexander machte die Lehre zur Wahrheit, so lauten ungefähr seine Worte, daß alle Menschen Genossen und Bürger sind, daß ein Leben und eine Welt sie wie eine Herde umfaßt. Er ist in die Welt eingetreten wie ein gottgesandter Ordnungs- und Friedensstifter: nur wer sich vernünftiger Rede nicht fügte, den hat er mit den Waffen gezwungen. Er hat alles vereinigt zu einem Ganzen; gleichsam in einer großen Schale, wie man sie bei Freundschaftsfesten aufzusetzen pflegt, hat er die verschiedenen Lebensgewohnheiten, Sitten, Familienzusammenhänge durcheinandergemischt. Er hat alle dazu angehalten für ihr

Vaterland die Welt zu halten, für Burg und Zitadelle das Heer, als gleichen Stammes die Guten anzusehn, als Fremde nur die Bösen.

Die Universalmonarchie Alexanders brach nach seinem Tode zusammen: aber der Kosmopolitismus blieb und gedieh in den absoluten Monarchien seiner Nachfolger, die alles andere als national waren. Von ihnen ging er über auf das Weltreich der römischen Cäsaren, in welchem er wiederum neue und eigene Formen annahm.

Ich schließe meine Darstellung. Erwarten Sie von mir kein Urteil, kein Schlagwort über den antiken Kosmopolitismus: die Geschichte hat nicht zu loben oder zu tadeln, sondern zu begreifen. Ich habe versucht Ihnen nachzuweisen, daß der griechische Kosmopolitismus keine willkürliche Erfindung, nicht fix und fertig hervorgesprungen ist wie die Athena aus dem Haupt des Zeus, daß er vielmehr angesehen werden muß als etwas Gewordenes und Gewachsenes, als ein organisches Produkt realer Verhältnisse. Was an ihm gut war, was böse, das zu entscheiden muß dem Nachdenken oder der Empfindung des Einzelnen überlassen bleiben.

---

3. Über den Einfluß der Währung auf die Preise der Waaren.

Von Herrn Prof. Dr. Paasche aus Marburg (28. März 1886).

Ein ausführlicher Bericht über diesen interessanten Vortrag wird im nächsten Hefte folgen.

---

4. Die Bedeutung der Frau von Stein für die deutsche Literatur.

Von Herrn Oberlehrer Dr. Heinemann aus Leipzig (18. April 1886).

Wenn ich zum Gegenstande meiner Betrachtung jene vielgenannte, infolge ihrer Beziehungen zu unserem größten Dichter unsterblich gewordene Frau gewählt habe, jene Frau, welche durch die überschwängliche Liebe Goethes und vom Strahl seiner Dichtersonne umglänzt, Bewunderung und Neid und durch den

Bruch des Verhältnisses das regste Mitleid erweckt hat, so fürchten Sie nicht, daß ich mich hier über das Verhältnis selbst, über jene vielberufene und umstrittene Frage des näheren verbreiten werde. Nein je mehr es zu beklagen ist, daß Schriftsteller und Leser bisher hauptsächlich der für die Literatur ganz unwesentlichen Frage nach dem Grade der „Intimität“ jenes Verhältnisses ihr Interesse geschenkt haben, umsomehr hoffe ich berechtigt zu sein, Ihre Aufmerksamkeit auf das Wertvolle und Bleibende, auf die Früchte jener geistigen Ehe zu lenken und gestützt auf die Briefe Goethes*) an Frau Stein die Bedeutung dieser Frau für unsere Literatur, insbesondere das dichterische Schaffen Goethes vor Augen zu führen. Nur soviel als zum Verständnisse der Untersuchung nötig ist, will ich aus der äußeren Geschichte jenes Liebesbundes in Ihr Gedächtnis zurückrufen.

Am 7. November 1775 kam Goethe nach Weimar; er hatte sich von Lili losgerissen, aber sein Herz blutete noch von dem Schmerze der Trennung, und unter dem Banne der Leidenschaft für die schöne Frankfurterin schrieb er mit Übersendung seiner Stella die seine Gefühle verratenden Verse:

> Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe,
> Ein Herz das andre zieht,
> Und daß vergebens Liebe
> Vor Liebe flieht!

Doch nur wenige Monate näheren Verkehrs zwischen Goethe und der ihm am Hofe vorgestellten Frau Oberstallmeister von Stein — und Lili war fast vergessen, vergessen die Rückkehr nach der Heimat, aufgegeben alle Absichten und Entwürfe. Eine Leidenschaft, wie sie Goethe in solcher Stärke noch nicht erfaßt hatte, nahm den ganzen Menschen mit seinem Fühlen und Denken in Besitz. Aber nicht das erscheint sonderbar, daß es einer Frau gelang, den leicht entzündbaren Dichter zu leidenschaftlicher Liebe zu entflammen, sondern daß sie es verstand, dieses Herz, „das du so beweglich kennst, dieses Herz in Brand“ ein Jahrzehnt festzuhalten in den strengen Fesseln der Liebe und Eifer-

---

*) in der ausgezeichneten Ausgabe von Schöll-Fielitz, welche derartige Untersuchungen erst möglich gemacht hat.

sucht: das ist der stärkste Beweis der Gewalt und Macht jener Frau über den Dichter. Wer war nun diese allmächtige Frau? Im Jahre 1742 geboren, war Frau von Stein 33 Jahre und Mutter von sieben Kindern — von denen vier einen frühzeitigen Tod starben — als sie den 26jährigen Dichter kennen lernte. Den Eindruck ihrer Persönlichkeit schildern uns Zeitgenossen, so Knebel*): „Reines und richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftlicher und leichter Disposition haben sie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte". Und Schiller, der ihr später so nahe treten sollte, sagte von ihr, als er sie 1787 die 45jährige kennen gelernt hatte: „sie ist eine wahrhaft eigene, interessante Person. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen."

Das war die Frau, deren Bild schon lange, bevor er sie selbst kennen lernte, auf Goethe einen zauberhaften Eindruck gemacht hatte. „Es wäre", so schrieb er, „ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Nach wenigen Wochen näherer Bekanntschaft begann (Januar 1776) der Briefwechsel zwischen Goethe und Frau von Stein, dem wir jenen kostbaren Schatz unserer Literatur, die Briefe Goethes an Frau von Stein, verdanken. Ergüsse der Qual und des Glücks der Liebe aus dem Herzen des größten aller Dichter und des wahrsten aller Menschen, der auch in der Liebe ganz sich hingebend der Glut des Herzens und der Begeisterung für die Geliebte in zahllosen Liedern oder poesiereicher Prosa Ausdruck verlieh. Hätte Goethe, so ruft Julian Schmidt aus, nichts

*) S. Schöll-Fielitz, Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein. Im folgenden mit Br. bezeichnet.

weiter geschrieben, als die Briefe an Frau von Stein, so könnte man ihn schon darum als den größten Dichter der Liebe ahnen. Sie ist ihm der Stern, den er von weiter Ferne anbetet, sie ist ihm die heilige Madonna, die gen Himmel fährt, nach der er, ein Zurückbleibender, vergebens seine Arme verlangend ausstreckt, sie ist ihm die Schwester, der er alles vertraut, der Talisman, der ihn vor dem Bösen schützt und die eherne Schlange, zu der er sich aus seinen Sünden und Fehlern aufrichtet und gesund wird. Es ist wunderbar; bei Goethe ist alles anders als bei anderen Menschen. Alle anderen Dichter haben einen Entwicklungsgang bis zum Höhepunkt ihres Schaffens und auch Schillers dichterische Thätigkeit zeigt ein stetes Reifen und Werden. Goethe schrieb mit 24 Jahren seinen Werther, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte, und er hat nichts Größeres in dieser Gattung geschrieben, weil es das Höchste war. Andere Dichter suchen mühsam ihren Stoff; sie ringen mit ihm, wie der Bildhauer das spröde Material bewältigt. Goethe ist selbst der Inhalt seiner Gedichte, oder wie er es so trefflich in einigen Versen, die wir dem Hochstift verdanken, sagt:

> Nicht hab' ich sie, sie haben mich gedichtet;
> sie mögen sich entschulden oder leiden.

So ist es auch mit Goethes Liebe. Sie erscheint uns als das geträumte Ideal, die wahre Liebe, die nur ein Glück kennt, die Nähe der Geliebten und in der Trennung die Sehnsucht nach ihr, die nichts thut, was sie nicht auf die geliebte Person bezieht und an allem, von den gewöhnlichsten Beschäftigungen mit Speise und Trank bis zu den höchsten geistigen Fragen, die Geliebte teil nehmen läßt, ja alles mit ihr oder nur um ihretwillen thut.

Und für den Dichter, dem Leben und Dichten dasselbe war, wurde Frau von Stein nicht nur die Sonne des Liebeslebens, sondern zugleich auch der Mittelpunkt seines dichterischen Schaffens. Das ist sie besonders in jenen vierzig Gedichten, welche Goethe an sie oder für sie gedichtet hat, die also unsere Literatur der Frau von Stein unmittelbar verdankt. Lassen

Sie mich wenigstens auf diejenigen unter ihnen, welche durch ihre Schönheit hervorleuchten oder durch ihre Entstehung besonders Interesse erregen, eingehen. Das erste Gedicht, welches Goethe an die Geliebte gerichtet hat (12. Februar 1776), als „des Wanderers Nachtlied“ in die Ausgabe aufgenommen, zeigt uns des Dichters Seele zerrissen durch den Schmerz unglücklicher Liebe, zeigt uns ihn, wie er den Frieden, „der vom Himmel ist“, herabruft in die zerstörte Brust.

Nicht anders giebt das zweite (vom 14. April 1776), gewissermaßen das Hohelied des Liebesbundes, welches mit den Worten „Warum gabst Du uns die tiefen Blicke“ beginnt, in tief ergreifenden Versen jenem unseligen Zustande beredten Ausdruck. Die schmerzliche Klage, daß die Geliebte, die, der inneren Seelengemeinschaft nach dem Dichter von Natur zur Gefährtin bestimmt, nun doch durch das Schicksal für ewig von ihm getrennt ist, zugleich aber das Glück, das die Getrennten in der idealen Seelengemeinschaft gefunden haben, das ist der Inhalt des poetischen Briefes und insbesondere jener berühmten Verse:

Nur uns armen liebevollen Beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt.
Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen
Spähtest wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich' Aug' durchdringt.

Hieltest sauber leicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag,
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag.
Fühlt sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in Deinem Auge gut,
Alle seine Sinne sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Bei mehreren bedeutenden unter den der Frau von Stein gewidmeten Gedichten ist die ursprüngliche Beziehung später durch Goethe getilgt worden, und so genießt man die köstlichsten Schätze Goethescher Poesie und gedenket der Frau nicht, ohne die wir diese Perlen nicht besäßen.

Das allbekannte Goethesche Gedicht „An den Mond", im Anfang des Jahres 1778 für Frau von Stein verfaßt, hatte in seiner ursprünglichen Fassung — in der auch „der Liebsten Auge" an Stelle des farbloseren „Freundes Auge" der neuen Gestalt seinen Blick über des Dichters Geschick breitete — anstatt der Strophe „Jeden Nachklang fühlt mein Herz" und der drei nächsten folgende Verse:

Das Du so beweglich kennst,
Dieses Herz in Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

und an Stelle der siebenten Strophe die folgende:

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knospen quillt."

Der Dichter wollte in diesem Liede — vielleicht mit Beziehung auf den Selbstmord des Fräulein von Laßberg in der Ilm — die unheimliche Gewalt und den Zauber des Wassers schildern, mit dem es die Menschen und so auch ihn in seine alle Qualen stillenden Fluten lockt, aber zugleich auch den Dank seiner Geliebten, Frau von Stein, und dem Herzog darbringen, deren beglückende Freundschaft den Dichter vor jenem Zauber behütet hatte. Die neue Gestalt des Gedichts hat diesen Zug völlig verwischt, und vergebens hat man den Grund jener auffälligen und durchgreifenden Veränderung gesucht, bis ein Gedanke Scherers, von Biedermann weiter ausgeführt, die Entstehung der jetzigen Gestalt erklärte. Folgen wir der Schererschen Vermutung, daß Goethe bei der Zusammenstellung seiner Gedichte im Jahre 1789 von der Absicht sich leiten ließ, die Gedichte als einen zusammenhängenden Liebesroman erscheinen zu lassen

und bedenken wir ferner, daß das Gedicht „An den Mond“ in der jetzigen Ausgabe sich unmittelbar an „Wonne der Wehmut: „Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe!“ und an „Des Wanderers Nachtlied“ und des „Jägers Abendlied“ anschließt, so wird der Grund der Veränderung klar. Goethe wollte, wie in den eben bezeichneten Gedichten, so auch in dem Gesang „An den Mond“ die Klage eines von der Geliebten Verlassenen und die wehmüthige zugleich beseeligende Erinnerung an ein verlorenes Liebesglück schildern: darum die Zusätze, darum die Entfernung der ursprünglichen Beziehung auf Frau von Stein.

Einen ähnlichen wertvollen Einblick in die Art des Goetheschen Schaffens gewährt uns ein kleines, weniger bekanntes Gedicht, aber eine Perle Goethescher Poesie. Auf einer amtlichen Reise, die ihn aus seiner Einsamkeit herausriß, wollte Goethe der Geliebten – vielleicht auf ihre warnende Anfrage — die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe als Antwort schreiben. Zufällig traf es sich, daß damals (Anfang Oktober 1781) in Norddeutschland eine für den Naturforscher Goethe sehr merkwürdige Erscheinung sich zeigte, ein Nordlicht. Dieses beides, den inneren Grund und Inhalt des Briefes und das äußere Ereignis verbindet der Dichter zu einem herrlichen Bilde, das an Schönheit seines gleichen sucht.

Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Dasjenige Gedicht, welches Goethe nach seinen eigenen Worten geschrieben hat, um der verehrten Frau zu sagen, wie sehr er sie liebe, und um ihr „in tausend Formen seine Liebe und Verehrung zu gestehen, ohne daß ein anderer es merke“, das sind die „Geheimnisse“. Leider finden wir in dem großen Gedicht in seiner jetzigen Gestalt hiervon nicht die leiseste An=

deutung. Ein glückliches Geschick läßt uns jedoch den Zusammenhang erraten und wenigstens einen Teil des Verlornen wieder herstellen. Erstlich ist in dem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 21. August 1784 eine Stanze erhalten, die für die „Geheimnisse" in ihrer damals beabsichtigten Gestalt bestimmt war. Der Dichter begleitete ihre Übersendung mit den Worten »Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le Poème que je chéris tant, parce que j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule.« Zweitens besaß Frau v. Stein drei Stanzen von Goethe auf einem Blatte, von denen eine der glühendsten Verehrung einer angebeteten Person gewidmet ist. Daß diese Stanzen zu den „Geheimnissen" gehört haben, beweist die Thatsache, daß eine von ihnen sich wieder findet als zweite Strophe in den Geheimnissen in ihrer jetzigen Gestalt („Doch glaube keiner, daß mit allen Sinnen, das ganze Lied er je enträtseln werde"). Ferner wissen wir, daß in der Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1806 die „Geheimnisse" verbunden waren mit einem anderen ihnen vorangehenden Gedichte, das wir jetzt unter dem Namen „Zueignung" als die Einleitung zu Goethes Gedichten kennen. — „Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte den leisen Schlaf, der mich gelind umfing —." Wenn nun Goethe am 12. Dezember 1785 aus Jena an die Geliebte mit Beziehung auf den Anfang der „Geheimnisse" schreibt: „Die Tage sind sehr schön; wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden": wer erkennt da nicht, daß Goethe mit diesen Worten den Anfang des jetzt „Zueignung" genannten Gedichtes gemeint hat? So ist also die „Zueignung" das Gedicht, in welchem Goethe der Geliebten unter tausend Formen, ohne daß ein anderer es merke, seine Verehrung gestehen wollte, und das göttliche Weib, das mit den Wolken getragen vor seinen Augen schwebt, es ist die wie eine Göttin angebetete Geliebte. Daß jene uns aus dem französischen Briefe Goethes vom 21. August 1784 überkommene Stanze und von den drei oben erwähnten Stanzen die eine zwar nicht an die uns überlieferten „Geheimnisse", aber wohl

an die „Zueignung“ sich anschließen und zwar hinter der sechsten Strophe: „Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder zur Erde sank, lang hab' ich dich gefühlt“ gestanden haben, das werden sie selbst uns deutlich zeigen:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen.
Daß ich in Dir nur erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundschaft, die nicht Zweifelssorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur in einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In Dir entdeckt und es für mich gefunden.

Die Goethe'schen Worte lassen erkennen, welch ein beseligendes Glück Goethe in dem innigen Seelenbunde gefunden und welchen Einfluß die wunderbare Frau auf das dichterische Schaffen Goethes ausgeübt hat; zugleich aber haben sie uns zu einem anderen Teil unserer Betrachtung übergeführt, welcher sich mit denjenigen Goetheschen Werken beschäftigen soll, in welchen der Dichter sein Verhältnis zur Frau von Stein dargestellt oder seine Geliebte verherrlicht hat.

Wer sich nur ein wenig in Goethes Dichtungsweise eingelebt hat und ihrer Spur nachgegangen ist und wer andererseits sich überzeugt hat, daß Goethes Liebe zu Frau von Stein keine vorübergehende flüchtige Neigung, sondern eine Leidenschaft war, welche den ganzen Menschen ergriff, dem wird von vorn herein klar sein, daß diese Liebe in Goethes Werken Ausdruck gefunden haben muß; er wird die genauere Darlegung dieser Thatsache als besonders wertvoll erachten, weil in den zehn Jahren der Goetheschen Liebe diejenigen Werke Goethes entstanden oder

begonnen sind, an die wir denken, wenn wir von der Größe unserer Literatur sprechen. Und niemand hat den großen Einfluß und die Bedeutung der Frau v. Stein auf Goethes dichterisches Schaffen mehr anerkannt als der Dichter selbst. Noch der alternde Dichter hat dies freudig eingestanden in jenem kleinen Gedicht, in dem er Lida — das ist der poetische Name der Frau v. Stein — und Shakespeare als die Urheber seiner geistigen Bedeutung hinstellt.

Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag und Jahre sind entschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Erst wenige Monate kannte der Dichter die angebetete Frau, erst seit kurzer Zeit spannen sich die Fäden, zauberleicht und leise, aber um so sicherer und fester um sein Herz, in welchem noch die Erinnerung an das verlorene Liebesglück in Frankfurt nachzitterte, da faßte er den Gedanken die Hauptperson seines Dramas, des Falken, der Geliebten nachzubilden, und wie in seinem eigenen Leben Lili und Frau v. Stein zu einer Geliebten verschmolzen — wie das damals geschriebene Gedicht „Jägers Abendlied“ nicht minder auf den verblassenden als auf den neu aufgehenden Stern am Himmel der Goetheschen Liebe gedeutet werden kann —, so wollte er in seinem Drama eine Gestalt schaffen, welche Lilis und seiner neuen Geliebten Züge in sich vereinigte*). Näheres darüber wissen wir nicht; denn bald darauf hat Goethe seinen Plan aufgegeben, wie das Drama „Falke“ überhaupt**). Dasjenige von Goethe

*) Ilmenau 8. August 1776: Lieber Engel! Ich hab an meinem Falken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht um zu tangieren. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren.

**) Ein Gespräch aus dem „Falken“ soll sich im Goethearchive vorgefunden haben.

ausgeführte Drama, welches der Zeit nach zuerst die Liebe Goethes zum Gegenstande hatte, ist das Schauspiel die „Geschwister". Das ist schon längst von Schöll in seinem bekannten trefflichen Buche nachgewiesen; ich beschränke mich also darauf kurz zu berichten. Goethe ist der Kaufmann Wilhelm des Dramas; Charlotte, die verstorbene Geliebte des Wilhelm und Mutter der Marianne, trägt nicht nur den Vornamen der Frau von Stein, sondern ist sie selbst. Goethe hatte nach langem, qualvollem Hoffen entsagen müssen; er hatte sich an den Gedanken gewöhnen müssen in Frau von Stein nur eine Schwester zu sehen — man vergleiche dazu den Brief vom 7. Oktober 1776: „Adieu, liebe Schwester, weils dann so sein soll". Dieses Verhältnis wird in den „Geschwistern" weiter ausgesprochen. Marianne ist Wilhelms vermeintliche Schwester, die er liebt, der gegenüber er sich aber als Bruder benehmen muß. Das ist Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, und so ist auch Marianne niemand anders als die geliebte Frau. Daß der Dichter nur versteckt seine Liebe in das Drama verweben konnte, erscheint natürlich, wenn man bedenkt, daß es, wenn auch nur für den Hof, so doch immer zur Aufführung bestimmt war. Darum ist er eifrigst besorgt, daß es nicht in fremde Hände komme, und als die Freundin es der Herzogin zur Lektüre gegeben hatte, kann er nicht genug auf baldige Rückgabe drängen. Diese Furcht vor der Öffentlichkeit erscheint um so verständlicher, wenn die Schöllsche Vermutung sich als richtig erweist, daß wir in dem im Drama oft genannten und von Wilhelm heilig gehaltenen Briefe der Charlotte einen wirklichen Brief der Frau von Stein an Goethe besitzen; er lautet: „Die Welt ist mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie; mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen bereite. Vor einem halben Jahr war ich so bereit zu sterben, und bin's nicht mehr*)".

*) Die „Geschwister" wurden am 26. Oktober 1776 begonnen, am 31. vollendet, am 21. November aufgeführt. Bei der ersten Aufführung spielte Goethe den Wilhelm, Malchen Kotzebue die Marianne. Am 2. Dezember

Am 6. April 1779 wurde die Iphigenie zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Es war jene denkwürdige Darstellung, in der Goethe den Orest, Corona die Iphigenie, Knebel den Thoas und Prinz Constantin den Pylades spielte. Die Entstehung des Dramas fällt in die Zeit der Blüte der Goetheschen Liebe, und so bringt uns „Iphigenie" den Beweis, daß der Dichter auch mit einem antiken Stoff sein eigenes Leben zu verbinden und in Gestalten aus der griechischen Sage sein eigenes Leiden verklärt darzustellen verstand. Fr. von Biedermann hat zuerst in seinen Goetheforschungen darauf aufmerksam gemacht und aus inneren Gründen den Beweis zu führen gesucht. Doch kann man für den Zusammenhang der Goetheschen Dichtung mit seinem Leben einen unmittelbaren Beleg aus einem Briefe Goethes an Fritz Jacobi vom 17. November 1782*) anführen, in welchem Goethe mit Übersendung seiner „Iphigenie" dem Freunde schreibt: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo andere genießen, genieße, wo andere leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden. — Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß soviel Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. — Es scheint als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen".

1776 schreibt Goethe aus Rippach bei Leipzig an Frau von Stein: „Daß mir Herzogin Louise die Geschwister nicht weiter gibt — oder sonst. — Eh sie nach Gotha geht, lassen Sie sichs wieder geben, es muß uns bleiben." Daß die Anbetung, welche Wilhelm für die verstorbene Charlotte zur Schau trägt, dem Gefühle der-Verehrung Goethes für Frau von Stein entspricht, zeigt der Brief Goethes vom 7. Oktober 76: „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen nocheinmal niederwünscht, sie ist nur in dem Glanze versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt". Adieu doch Liebe!

*) Vgl. Schöll-Fielitz Br. II, 561.

Wollte Goethe in seiner Iphigenie die weibliche Würde, die Macht der reinen Menschlichkeit, im ewig Weiblichen offenbart, in überirdischer Andacht und Verehrung darstellen, so verband sich bei ihm mit der hoheitsvollen Jungfrau des Altertums, welche durch ihre edle Menschlichkeit und Wahrheit ihrer reinen Seele die Macht der Dämonen bändigt und den wilden Streit der Männer durch ihre Erscheinung allein verstummen macht, unauflöslich die Gestalt der geliebten Frau. War sie ihm doch die Heilige, „zu der er betend emporschaute", „die edle Besänftigerin der wilden Triebe seines Herzens", „die eherne Schlange, an der er sich aus seinen Sünden und Fehlern emporrichtete". Nach dem Sturme der Leidenschaft kam über Orest-Goethe ein süßer Friede und eine innerliche Ruhe durch die heilige Madonna, „zu der er eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen gefaßt hatte" und „deren bloße Gegenwart eine beseeligende Wirkung auf ihn ausübte".

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf.
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Aber mehr noch deutet des Thoas Geschick auf jene Zeit der Goetheschen Liebe, und mehr auf ihn nehmen wohl auch die Goetheschen Worte an Jacobi über den Zusammenhang der „Iphigenie" mit seinem Leben Beziehung. Goethe ist der Thoas, der nach der Läuterung seines Herzens entsagt, aber ohne Groll und Haß gegen die Geliebte. Des Thoas schönes wirkungsvolles „Leb' wohl" am Schluß der Iphigenie, mit welchem er auf die der Scheidenden verbleibende getreue Verehrung und Liebe hindeuten will, es kommt aus des Dichters eigenem Herzen, der zwar geschieden von der Geliebten durch Sitte und Gesetz, von der inneren Seelengemeinschaft, der geistigen Ehe, die kein Gesetz trennen kann, nicht lassen will.

Hatte der leidenschaftliche Liebhaber kühn sich über die Grenzen der Sitte hinwegsetzen und allen Hindernissen trotzend das Wort: „Erlaubt ist, was gefällt" wahr machen wollen, so war er durch die Reinheit der Seele und die Hoheit

der Gesinnung der geliebten Frau allmählich zur Beschränkung des eigenen Willens, zu größerer innerer Freiheit, zur Anerkennung der Macht sittlicher Ordnung und des Satzes: „Erlaubt ist, was sich ziemt" geleitet worden. Und der Dank für die Erziehung zu höherer sittlicher Anschauung war der Tasso.

Wohl bei keinem Goetheschen Werke fließen Leben und Dichtung, Dichtung und Liebe so eng ineinander als im Tasso. Am 13. November war der erste Aufzug fertig, und noch in demselben Monat wird unter glücklichen Vorboten der zweite begonnen. Plötzlich tritt eine Stockung ein; mehrere Monate liegt das Stück unberührt und fordert selbst das Mitleiden des Dichters heraus. Erst Ende März des folgenden Jahres kommt die lange vergessene Dichtung wieder zu Ehren. Mit plötzlich erwachter Schaffenslust schreibt der Dichter den zweiten Akt zu Ende, und von hoher Zuversicht auf die Zukunft des Dramas erfüllt ruft er der Geliebten dankbar zu: „So sorgt die Liebe für Ihren Dichter". So wird uns die Geschichte der Goetheschen Liebe Aufschluß geben über die Schicksale des Dramas, und jener plötzliche Abbruch der Dichtung wird eine Stockung des Liebesverhältnisses bezeichnen. Und wirklich war damals zwischen beiden ein Zerwürfnis eingetreten. Dem leidenschaftlichen Manne war wiederum die Entsagung zu schwer geworden — die Geliebte zürnte, und so lange sie zürnte, verstummte die Muse und — Tasso blieb ein Bruchstück. Aber als die Sonne seines Lebens wieder aufgegangen war, als ihm sogar die Gewißheit der erwiderten Liebe als deren vollgiltigen Beweis wir den Brief in Gedichtform vom 16. Dezember 1780 anzusehen haben*), geworden war, da jubelte er sein Glück in die Worte des Tasso:

*) „Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt".

Ist Dirs erlaubt, die Augen aufzuschlagen?
Wagst Du's, umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen, was sie sprach?
Und hast Du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten?
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!
Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah
Und dieses Glück ist über alle Träume.

So sehr verband sich für den Dichter die Geliebte und die Prinzessin, Tassos Liebe und die seinige, daß er Frau von Stein schreiben konnte „An Tasso schreibend habe ich dich angebetet" und so sehr verwob sich Dichtung und Wirklichkeit, daß Goethe jenen herrlichen Monolog (Tasso II, 2) als Anrufung an Frau von Stein dichtete, unbekümmert, „ob er als Szene und an dem Orte gut sein würde". Daher darf der Tasso als die eigentliche und schönste Frucht jenes Liebesbundes betrachtet werden, daher brauchen jene Worte des Goethe-Tasso:

Und was hat mehr das Recht Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimnis einer edlen Liebe
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

nicht im „befreiten Jerusalem" ihre Bestätigung zu suchen, nein sie sind das Geständnis des Dichters über die Entstehung seiner eigenen Schöpfung*).

---

*) Die wichtigsten auf den Tasso (Akt I und II) bezüglichen Stellen aus den Briefen sind folgende: 10. November 1780: Ich brächte die erste Szene vom Tasso mit. Es scheint mir rätlich zu sein, daß wir uns nach und nach mit diesem Stück bekannt machen. 13. November 1780: Der erste Akt ist fertig geworden, ich möchte ihn gerne lesen, daß Sie teil hätten an allem was mich beschäftigt. 15. November 1780: Ihr gütiges Zureden und mein Versprechen haben mich heute früh glücklich den zweiten Akt anfangen machen. Hier ist der erste; mög er in der Nähe und bei wiederholtem Lesen seinen Reiz behalten. Lassen Sie ihn niemand sehen. 16. November: Behalten Sie den Akt, wie Sie wollen; er wird mir erst lieb, da Sie ihn lieben. 19. November: Mein Stück ist heute vorgerückt, dessen Ende Sie mit keinen freundlichen Erinnerungen zu beschleunigen gesinnt sind. 25. November: Gegen Abend möchte ich wohl Singen und Ihnen die erste Szene des zweiten Aktes lesen. 31. Dezember: Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen? 25. März

Daß Frau von Stein dieser sie verherrlichenden Dichtung bis in ihr spätes Alter ihr Interesse zuwandte und noch fast dreißig Jahre später durch eine Aufführung des Dramas so ergriffen und gerührt wurde, daß sie denselben Abend den Gefühlen, die sie bewegten, in einem Billet an den Dichter Ausdruck gab, hat Loeper aus den Schätzen des Archivs dem Herausgeber der Briefe (vgl. II, 696) mitgeteilt.

Außer den genannten Dramen, bei denen wir uns auf festem Boden befanden, ist für eine ganze Reihe anderer Dramen ein Zusammenhang mit Goethes Liebe zu Frau von Stein vermutet worden. Es sind dies: Lila, die Empfindsamen, Elpenor und Iphigenie in Delphi.

Die beiden ersten kann ich hier füglich übergehen, da der vermutete Einfluß sich nur auf einzelne unbedeutende Szenen*) erstreckt. In „Elpenor" und dem Plane zur „Iphigenie in Delphi" hat der verdienstvolle Goetheforscher von Biedermann Beziehungen zum Goetheschen Liebesbunde finden wollen. Auch hier würde es weit den Rahmen eines Vortrags übersteigen, wenn ich auf diese ausführlichen Untersuchungen näher eingehen wollte. Nur soviel sei gesagt, daß wir es mit Vermutungen zu thun haben, welche vorläufig eines jeden überzeugenden Beweisgrundes entbehren. Ebenso steht es mit dem von Grimm

---

1781: An Tasso wird heute schwerlich gedacht werden. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt? Vor Monaten war mir die nächste Szene unmöglich, wie leicht wird sie mir jetzt aus dem Herzen fließen. 19. April 81: Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so habe ich heute schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann. 20. April: Ich habe gleich am Tasso schreibend dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei dir. 27. April: Ich summierte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl an Tasso schreiben können. 23. April: Diesen Morgen ward mirs so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an dich ist gewiß gut was ich geschrieben habe. Ob als Szene und an dem Ort gut ist, weiß ich nicht. 9. Mai: Heut früh lebt Tasso in meinem Kopfe und läßt sich durch nichts irren.

*) Man vergleiche darüber die Ausgabe in der Spemannschen Nationalliteratur.

in seinen „Goethevorlesungen“ gemachten Versuche die „Wahlverwandtschaften“ in Verbindung mit Goethes Liebe zu Frau von Stein zu bringen; und gerade bei dieser höchst geistreichen und bestechenden Vermutung vermissen wir um so schmerzlicher diejenigen Unterlagen, welche einer Hypothese wissenschaftlichen Wert verleihen.

Ganz anders aber verhält es sich — und damit wenden wir uns eingehender zu den Goetheschen Prosawerken — mit dem „Werther“ (vgl. Br. II, 335).

Wer die erste Ausgabe des Goetheschen Werther, wie sie im „jungen Goethe“ abgedruckt ist, mit der Gestalt, welche Goethe dem Roman später gegeben hat, vergleicht, der wird eine Anzahl Änderungen und Zusätze finden, welche der Dichter, wie glaubhaft bezeugt ist, vorgenommen hat, gedrängt durch die Vorwürfe Lottens und ihres Gatten Kästner, die in der Goetheschen Darstellung eine Entstellung ihres eigenen Verhältnisses zu sehen glaubten. Läßt sich nun auch in den Goetheschen Änderungen die Absicht durchaus nicht verkennen Lotte nur als die Geliebte, nicht als die Liebende darzustellen und die Gestalt des Albert zu heben, so bleiben dennoch eine Reihe Zusätze, welche mit jener Absicht in keiner Berührung stehen. So liegt es nahe jene Zusätze mit einem andern ähnlichen Ereignisse in Goethes Leben in Zusammenhang zu bringen, und woran könnte man da eher denken, als an des Dichters Liebe zu Frau von Stein? Möglich wird dieser Zusammenhang, weil Goethe die zweite Ausgabe seines Werther in der Hauptsache 1782 mitten in der Qual seiner entsagungsreichen Liebe geschrieben hat; wahrscheinlich wird er, da Goethe in den Worten an die Geliebte (am 24. Juni 83) „Hier schicke ich Dir den Werther und die Lotte, welche auf Dich vorgespuckt hat“ und in dem kleinen an die Freundin mit Beziehung auf den Werther geschriebenen Gedichte:

„Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

die nahe Verbindung seiner Dichtung mit seiner Liebe selbst berührt hat; unumstößliche Gewißheit aber erhält dieser Zusammenhang für denjenigen, der in Goethes Art des dichterischen Schaffens ein wenig eingeweiht ist.

Werther II. 22. und 26. November.

Ich kann nicht beten „Laß mir sie!“ und doch kommt sie mir oft als die M e i n e vor. Ich kann nicht beten: „Gieb mir sie!“ Denn sie ist eines anderen. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen. — Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die Übrigen glücklich — so ist noch Keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach, sind denn Menschen v o r mir schon so elend gewesen?

So läßt Goethe den Werther schreiben; aber das sind nicht nur Werthers Worte; nein mit des Dichters eigenem Herzblut sind jene Worte geschrieben; es ist der laute Aufschrei des gequälten Dichters, dem ein Gott zu sagen gab, was er leidet.

„Mein Tagebuch“, so lautet die zweite der hinzugekommenen Stellen, „fiel mir heute wieder in die Hände und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das Alles Schritt vor Schritt gegangen bin, wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe und es noch keinen Anschein zur Besserung hat“.

Das ist das Geständnis Goethes über sein vergebliches Ringen, daß er trotz aller Klarheit über das Verhältnis nicht die Kraft besessen hat, dem unseligen Zustande ein Ende zu machen; es ist das Thema, das sich durch viele Briefe Goethes an die Frau von Stein hindurchzieht, das stete Versprechen, die Qual zu beenden und das immer wiederholte Eingeständnis, daß nur mit dem Leben die Liebe enden könne.

Der Zusatz vom 27. Oktober Abends: „Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt Alles; ich habe soviel, und ohne sie wird mir Alles zu Nichts“, er steht in Ton und Inhalt hundertfach in den Briefen an die geliebte Frau. Auch

die sehr geschickt erfundene Geschichte des unglücklichen Bauernburschen, die beste der Neuerungen der 2ten Ausgabe, welche als treffliches Nebenstück zu Werthers Leiden durch eine andere, gewaltsame Lösung der Frage in Werther selbst Klarheit über seine Lage und die Notwendigkeit seines Entschlusses erweckt, auch diese entsprang — wie Schöll mit Recht vermutet hat — jener Zeit und Stimmung.*)

Wenn die genannten Werke nur zeitweilig die dichterische Kraft Goethes in Anspruch nahmen, und so der Ausdruck der jeweiligen Stimmung und Lage des Dichters waren, so besitzen wir ein Werk, welches die ganze Zeit der Liebe miterlebt hat und an dem Goethe das Jahrzehnt hindurch unter liebevoller Zusprache und Anregung der Freundin — gar manches allein für sie — geschrieben hat: es ist der „Wilhelm Meister“. Daß auch dieses Romanes Inhalt in den Grundlagen der erlebten Wirklichkeit entnommen war, versteht sich von selbst. Nur brachte hier Goethe eine andere Seite seines Lebens als in den oben genannten Werken, seine praktische Thätigkeit und Wirksamkeit zur Darstellung, und daher erklärt sich, daß wir trotz der lebhaften Teilnahme der Freundin an

*) Die Neubearbeitung des Werther ist in den Jahren 1782 und 1786 von Goethe unternommen worden. Die des letzteren Jahres bezog sich ins besondere auf den Schluß („Herausgeber an den Leser“). Die auf „Werther“ bezüglichen, wichtigeren Stellen aus den Briefen an Frau von Stein — abgesehen von den beiden oben schon angeführten von 1782 — sind folgende: 6. Juli 1786: „Herder hat den Werther recht sentiert und genau herausgefunden, wo es mit der Komposition nicht just ist“. Der Herdersche Tadel kann sich nur auf die in der ersten Ausgabe vor dem Brief vom 20. Dezember (im jung. G. III, S. 346) stehende, später von Goethe gestrichene Stelle beziehen, in welcher neben der unglücklichen Liebe der gekränkte Ehrgeiz des Werther als Beweggrund zum Selbstmord angegeben wird. So hat also Goethe bei seiner Antwort auf den Tadel Napoleons vergessen, daß Herder schon zwanzig Jahre früher dieselbe Forderung gestellt und daß Goethe selbst in der zweiten Ausgabe dieser Anregung Folge gegeben hatte. 22. August 1786 aus Karlsbad: „Nun muß ich auch meiner Liebsten schreiben, nachdem ich mein schwerstes Pensum geendigt habe. Die Erzählung am Schlusse Werthers ist unverändert, gebe Gott, daß sie gut geraten sei, noch weiß ich nichts davon, Herder hat sie noch nicht gesehen.“

dem Roman vergeblich nach einer Gestalt suchen, in der wir die Züge der Geliebten erkennen können. Wollte man durchaus eine Anspielung finden, so könnte man vielleicht in „Thereses" Walten und Wirken eine Verherrlichung der besonnenen und wohl geregelten Weise, in der Frau von Stein — der Dichter gesteht nicht selten, auch in diesen praktischen Dingen ihr Schüler zu sein — ihren Haushalt verwaltete, bemerken. Auch wollen wir des hübschen Einfalls Erich Schmidts nicht vergessen, der in seinem geistreichen Aufsatz über Frau von Stein den „Felix" des Romans auf den Sohn der Freundin, Fritz von Stein, welchem Goethe gar häufig die für die Mutter bestimmten Liebkosungen und Küsse zu teil werden ließ, zurückgeführt hat.

Aber einen Schatz von drei anderen Meisterwerken Goethescher Prosa können wir unmittelbar aus den Briefen Goethes an Frau von Stein heben. Das ist die „Harzreise" vom Winter 1777, die „Schweizerreise" vom Jahre 1779 und endlich die „Briefe aus Italien".

Der Wunsch Goethes, Erkundigungen über das Bergwesen im Harz einzuziehen und zugleich das Verlangen, einen von Werthèrscher Stimmung angekränkelten jungen Mann in Wernigerode kennen zu lernen, war die Ursache der Reise in den Harz mitten im Winter. Hier in der reinen freien Natur und unter einfachen natürlichen Menschen ging des Dichters Herz auf, der die Schönheit der Natur so tief empfand und der an jedem, auch der niedrigsten Menschen, Geschick lebhaften Anteil nahm. Was er in jenen Tagen empfand und erlebte, teilt er in seiner eigenartigen, jeder Stimmung und Zeit angepaßten Sprache der Freundin mit; und ergriffen von der Erhabenheit der Winterlandschaft, die sich seinem trunkenen Blick am Morgen des 10. Dezember vom Brocken aufthat und zugleich in liebevoller, dankbarer Sehnsucht nach der Geliebten, dichtete er den Schluß seines herrlichen unter dem Titel „Harzreise im Winter" bekannten Gedichtes, welches uns jene beiden Stimmungen erraten und fühlen läßt:

„Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterstürme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen;
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker."

Einem ähnlichen Anlasse, einer Trennung von der Geliebten, verdanken wir auch die berühmten klassischen „Briefe aus der Schweiz 1779", welche von Goethe später vermehrt veröffentlicht wurden und mit Recht als ein Juwel deutscher Prosa gepriesen werden. Was diese Briefe so wertvoll macht, ist die Thatsache, daß sie, jenem Briefwechsel entnommen, unter dem ersten Eindrucke der gewaltigen Natur auf den tief empfindenden und so empfänglichen Dichter niedergeschrieben worden; ein schönes und tiefdurchdachtes Gedicht „der Gesang der Geister über den Wassern" verdanken wir einem solchen Eindrucke einer Naturschönheit: es wurde am 9. Oktober 1779 beim Anblick des Staubbaches bei Lauterbrunn für Frau von Stein gedichtet.

Das letzte in dem Kranze der Frau von Stein gewidmeten Werke Goethes ist — in gewissem Sinne — „die italienische Reise." Über die Bedeutung dieses Goetheschen Werkes für die deutsche Literatur und besonders für die Kenntnis der künstlerischen Wiedergeburt des Dichters brauche ich hier nicht zu sprechen;

doch sei daran erinnert: man wolle bei dem Genusse der Schönheiten und Vorzüge jenes Werkes, der prächtigen Schilderung des römischen Lebens, der lehrreichen Darstellung der künstlerischen Umbildung des Dichters, nicht vergessen, daß wir das Werk selbst in der Hauptsache jener Frau verdanken, die auch damals noch die Genossin des geistigen Lebens des Dichters war. Denn nach seinen Briefen an Frau von Stein, die er sich von der Freundin zurückerbeten hatte, hat Goethe im Jahr 1813, nachdem Liebe und Haß einer ehrlichen Freundschaft Platz gemacht hatte, seine „italienische Reise" zusammengestellt. Die Briefe aus Neapel und Sizilien verbrannte er — nur einer ist erhalten —; in den übrigen tilgte er alles das, was an die einst so heiß geliebte Frau erinnerte. Glücklicherweise sind jedoch die Originale erhalten und mit Sehnsucht harren wir ihrer Veröffentlichung, die uns das, was der alternde Goethe uns geraubt hat, wiedergeben wird: die Glut der Empfindung, die wahre Ursprünglichkeit des Goethe in Italien. Zeigen uns doch die beiden zufällig bekannt gewordenen und daher auch bei Schöll-Fielitz (II, 337) abgedruckten Briefe, welche herrliche Schätze wir zu erwarten haben.

Terni, 27. Oktober 1786.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu dir, mein lieber Schutzgeist! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen.

Laß uns keinen andern Gedanken haben als unser Leben miteinander zu endigen.

Der zweite aus Palermo 18. April 1787 lautet am Schluß:

Lebe wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwischen uns stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.

So lebte auch in Italien die geliebte Frau in seiner Seele; aber gerade diese Reise sollte über den Liebesbund ein Verhängnis heraufbeschwören, das Frau von Stein fast das Herz brach. Der Grund des Bruches ist nicht in äußeren Ereignissen zu suchen, sondern ein innerer und hängt enge mit Goethes italienischer Reise zusammen. Denn diese bezeichnet nicht nur die künstlerische Wiedergeburt des Dichters, sondern auch eine Wiedergeburt im allgemein menschlichen Sinne, eine Rückkehr von der Unnatur zur Natur, ein Losreißen von beengenden Fesseln zur Freiheit. So sagte sich der Dichter, wenn auch mit großem Schmerze, von der Geliebten innerlich los, weil das Verhältnis zu ihr auf Unnatur und ungesunder Grundlage ruhte, und die bekannten äußeren Ereignisse, die Mißverständnisse, die bitteren Briefe, sie waren nicht die Ursache des Bruches, sondern eine notwendige Folge desselben.

Doch lassen Sie uns nicht mit so trüber Erinnerung schließen. Wenn auch der Haß und die kleinliche Rache der verlassenen Frau das Bild derselben für eine Reihe von Jahren verzerren und entstellen konnte, allmählich kam auch über sie die Ruhe des Friedens, und sie reichte dem alten Freunde die Hand, der ruhig und schweigend diesen Augenblick erwartet und herbeigesehnt hatte. Es knüpfte sich zwischen den alternden von neuem der Bund der Jugend, und rührend klingt das letzte Wort, das Goethe der 84 jährigen kranken Frau kurz vor ihrem Tode geschrieben hat (Br. II, 484): „Neigung und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was Menschen gewährt werden kann".

Frau von Stein steht einzig da in der Literatur. Geliebt und verehrt wie eine Göttin von dem größten deutschen Dichter, von ihm zum Mittelpunkte seiner herrlichsten Dichtungen gemacht, wird ihr Name gepriesen und geehrt werden, so lange unsere Literatur besteht. Denn diejenigen dichterischen Werke, welche wir zu den Zierden unserer Literatur zählen, verdanken

wir nicht zum kleinsten Teile ihr. Deshalb ist es der schwärzeste Undank, wenn man dieses Verhältnis, das auf Goethe einen höchst veredelnden Einfluß ausgeübt hat, wie es mehrfach geschehen, zu verdächtigen und zu verunglimpfen sucht. Lassen wir allen derartigen Schmähungen gegenüber das treffliche Wort Bodenstedts gelten:

„Ob Goethes Liebe zu Frau von Stein
Platonisch gewesen oder nicht,
Darüber wird uns Jahr aus Jahr ein
Stets neuer, zweifelhafter Bericht.

Mir ward aus Goethes eignem Mund
Das wirkliche Verhältnis klar:
Gesegnet war der hohe Bund,
Der so viel Herrliches gebar."

---

5. Adrian Ludwig Richter.

Von Herrn Dr. V. Valentin hier (23. Mai 1886).

Der Vortrag wurde in der vom Hochstift veranstalteten Ausstellung von Werken Richters gehalten.

Es mag wenige Künstler geben, welche dem unmittelbaren Verständnis, wie es die Kunst erstrebt oder erstreben sollte, so sehr entgegen kommen wie Ludwig Richter: einer Erklärung seiner Werke bedarf es daher in dem Sinne nicht, in welchem eine solche bei einem Cornelius notwendig ist. Er wendet sich in der Landschaft an unser Gemüt, das ihm gerne in die Stimmung folgt, zu der er uns den Weg zeigen will; in seinen Illustrationen ist er ein so vortrefflicher Erzähler, daß es oft nicht einmal der Kenntnis der Geschichte, die er illustriert, bedarf, um seine Darstellung zu verstehen; in seinen selbständigen figürlichen Schöpfungen aber entfaltet er mit wenig Mitteln des alltäglichen Lebens einen solchen Zauber anmutigster Erscheinung bei größter Einfachheit des Gegenstandes, daß gerade hier am wenigsten eine Einzelerklärung notwendig wäre: sie wird überhaupt gar nicht gesucht — ein jeder versteht den

Künstler und wird sein Freund ohne daß er eines Vermittlers bedarf.

Ganz anders verhält es sich mit Richters Auftreten in der Entwicklung der neueren deutschen Kunst. Hier tritt seine persönliche Entwicklung in so eigenartiger Weise in Beziehung zu der Gesamtentwicklung der Malerei, hier hat er nach mancher Seite hin so bedeutend und folgenreich eingegriffen, daß das Verständnis seiner künstlerischen Erscheinung nur im Spiegel seiner Zeit und ihrer Bestrebungen möglich ist, wenn man über die landläufigen Begriffe hinausgehen, auf den Grund dringen und aus der Gestaltung des einzelnen Künstlers zugleich einen Einblick in das Wesen der Kunst und ihrer Entwicklung im Zusammenhang mit dem Gange der Bildung erreichen will. Dies soll der Gesichtspunkt sein, von welchem aus diese Betrachtung ihr Ziel gewinnen möchte.

Richter steht nicht auf dem Boden einer naturgemäßen Gestaltung des künstlerischen Schaffens, welches Hand in Hand mit der geistigen Gestaltung des Volkslebens vorwärts strebte und dem Antriebe einer das ganze Volk ergreifenden Bewegung Folge leistete: er wächst vielmehr hervor aus einer abgestorbenen, nicht nur den Keim des Verfalles, sondern den Tod selbst in sich tragenden Kunstrichtung und gewinnt seine eigentümliche Stellung im Kampf mit dieser Richtung, im Siege über sie: dieser Sieg wird nur durch ein Zurückgreifen erreicht, und so erhält Richters Vorwärtsstreben den Charakter einer rückläufigen Bewegung, wie er in ähnlicher Weise bei den großen Meistern der neuen deutschen Malerei erscheint. Bei ihm aber tritt dieser Charakter in noch weit schärferer Weise hervor, weil es sich bei ihm nicht nur um die künstlerische Auffassung, sondern auch um den Gegenstand der Darstellung selbst handelt, in dessen Wahl und Änderung er gleichfalls jene rückläufige und ihn dennoch vorwärtsführende Bewegung einschlägt. Zur Erläuterung dieses scheinbaren Widerspruchs möge Folgendes dienen.

Alle Kunst, die naturgemäß d. h. als Ergebnis eines im Menschen lebenden Bedürfnisses wächst, nimmt ihren Ausgangspunkt von der erzählenden Darstellung eines den Menschen aufs

tiefste bewegenden und seine Teilnahme fesselnden Gegenstandes, der ihm im Walten der Gottheit und im Geschehen wichtiger Erlebnisse sich offenbart. In beiden Fällen wird es die figürliche Darstellung sein, die ihm zuerst wichtig dünkt, die ihn auch nicht um ihrer Schönheit, sondern um ihrer Bedeutung willen fesselt. Alles Nebenwerk ist nur Erläuterung und erhält nur so weit Raum als es zum Verständnis der Hauptsache notwendig ist. So wird die Darstellung eine Bilderschrift, bei der es auf Deutlichkeit, keineswegs aber auf Schönheit ankommt, und noch viel weniger auf Naturwahrheit oder gar auf Wahrscheinlichkeit. Erst sehr allmählich erwacht im Schreiber und Beschreiber der Künstler, der neben der Deutlichkeit auch eine ästhetische Wirkung erzielen möchte, und erst jetzt drängt sich das Streben nach Wahrscheinlichkeit der Erscheinung, nach Schönheit der Darstellung herein. Da wird nun zuerst auf die Nebensachen Wert gelegt — sie unterliegen nicht der heiligen Tradition, sie lassen dem Künstler zuerst die Freiheit seine persönliche Auffassungsweise, seine Art zu empfinden zum Ausdruck zu bringen. So gestaltet sich allmählich das Bild, dessen Zentrum die Handlung oder die Persönlichkeit ist, um deren Wiedergabe es sich handelt. Daneben aber gewinnt die Umgebung persönlicher oder unpersönlicher Art ihre besondere Bedeutung. Da werden Nebenpersonen mit bekannten, dem Leben getreu nachgebildeten Köpfen ausgestattet, da wird die Örtlichkeit nach einem Vorbilde geschaffen, das dem Beschauer vertraut ist, da wird die Landschaft mit Tieren bevölkert, da werdeu Geräte, Stoffe mit größter Wahrheit und Treue wiedergegeben. Noch ein Schritt, und diese ursprünglichen Nebensachen werden dem Künstler die Hauptsache, und nun sind ihm zwei Wege offen. Entweder wird die Haupthandlung noch beibehalten, wird aber in der Ausführung und im Verhältnis zu der jetzt Hauptsache gewordenen Umgebung nebensächlich behandelt, sie wird Staffage; oder sie wird ganz beseitigt, und die so frei gewordenen ursprünglichen Nebensachen gewinnen eigenes Leben, in dessen Ausgestaltung große Bildungsfähigkeit zu Tage tritt. Die Persönlichkeit, die früher als Stifter auf

dem Kirchenbilde erschien, die den Nebenfiguren zu ihrer Lebenswahrheit verhelfen durfte, sie wird jetzt selbständiges Bild: das Porträt tritt in sein Recht. Ebenso lösen sich das Genre, die Landschaft als besonderer Gegenstand der Darstellung ab, endlich sogar das Blumenstück oder selbst die leblose Natur erscheint selbständig im Stillleben — kurz, es treten allmählich die sogenannten Fächer der Malerei auf: jedes führt, nach dieser Differenzierung sein eigenes Leben und erhält seine besondere Geschichte. Daß daneben das ursprünglich im umfassendsten Sinne so zu nennende Historienbild dem intimen Interesse gegenüber, das diese Spezialitäten dem Einzelleben entgegenbringen, in seiner Bedeutung zurücktritt, begreift sich leicht. Damit wurden freilich der Malerei die großen Ziele weggenommen: sie hört auf Sache einer Gesamtheit zu sein, und wird Liebhaberei der Einzelnen, sie wird Kabinetskunst.

Mit dieser Bewegung geht eine zweite Hand in Hand. Je mehr die ästhetische Seite der Kunst in den Vordergrund tritt, um so mehr ergiebt sich das Bedürfnis die Errungenschaft der Vorfahren sich rasch und sicher zu eigen zu machen, um auf ihren Schultern weiter zu bauen. Das soll in den Akademien geschehen, wo bald zum Behufe des Unterrichtes die Eigenarten der Künstler in bestimmte Formeln gebracht werden, die leicht gelehrt und gelernt werden können. So verdienstlich das Bestreben ist, so gefährlich ist die Ausführung: gar leicht wird nur die Formel gelehrt oder gelernt, die Sache aber, um deretwillen sie betrieben wird, verfällt der Vergessenheit: die lebendige Kunst, die Kunst, welche aus dem Herzensbedürfnis des Einzelnen als natürliche Sprache hervorwächst und die Natur selbst zur Sprache des Herzens, des persönlichen Empfindens umgestaltet, erstirbt, und es bleibt jene nach der technischen Seite hin vortreffliche, nach der Seite des geistigen und des seelischen Lebens hin öde und unselbständige Kunstübung übrig, die man als die akademische bezeichnet. Sie war im vorigen Jahrhundert die herrschende geworden, und sie ist der Gegenstand der Bekämpfung, welche von der neuen deutschen Schule der Malerei zum Schlachtrufe gemacht wird.

Die Führer dieser neuen deutschen Schule der Malerei gliedern sich nach zwei Richtungen. Die eine greift unmittelbar auf die historische Malerei zurück. Der figürliche Teil mit seinem bedeutenden für das Wesen der Menschen wichtigen Inhalte soll wieder der Kern der Darstellung werden, die Nebensache soll Nebensache bleiben, das so geschaffene Bild aber Alles umfassen, was bedeutungsvoll ist, d. h. alle Fächer sollen neben dem einen Fach aufhören, das allumfassend sein muß. So wenden sich Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit gegen die Fachmalerei und werden die großen Meister der historischen Kunst der neuen deutschen Schule. Die andere Richtung geht von der Landschaft aus, läßt ihr eine große Bedeutung, will sie aber selbst zu einer historischen machen. Dies erreicht sie in erster Linie durch Verbindung der Landschaft mit einem historischen oder als historisch gedachten Ereignis. Sodann aber strebt sie darnach, den durch dieses Ereignis gegebenen Charakter zugleich in der Landschaft auszusprechen. Zu diesem Zwecke muß die Landschaft selbständig erfunden werden und den Eindruck des Außergewöhnlichen, der über das Alltägliche und Einzelne in der Erscheinung hinausragenden Bedeutung machen, die für ein historisches Werk Lebensbedingung ist. Der Meister dieser Richtung ist J. A. Koch. Beide Richtungen haben das Gemeinschaftliche, daß sie vom sorgfältigsten Naturstudium ausgehen, um die Naturwahrheit im Gegensatz zu überlieferter formelhafter, schematischer Auffassung der Natur zu gewinnen. Dann aber soll das so Errungene selbständig und eigenartig verarbeitet werden, so daß nicht die Nachahmung der einzelnen Naturerscheinung, sondern der Aufbau einer neuen Lebenserscheinung auf Grund genauester Kenntnis der Naturwahrheit und der durch die Natur ermöglichten Gestaltungen das Ziel der Kunstübung ist.

So lagen die Dinge als Richter heranwuchs, ohne von dieser Lage auch nur die entfernteste Ahnung zu haben. Bei seinem Vater, der selbst Zeichner und Kupferstecher war, trat der Knabe ganz selbstverständlich als Lehrling ein und lernte, was dieser selbst von Adrian Zingg gelernt hatte, dem echten

Akademiker in dem oben bestimmten Begriffe des Wortes. Eine sichere Handfertigkeit in einer scharf bestimmten Manier des Zeichnens und Tuschens (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie von L. Richter. S. 1) war das Ziel; die schablonenmäßigen Formen der „gezackten Eichenmanier" oder der „gerundeten Lindenmanier" (S. 41) wurden als stereotype Formeln eingeschult, dagegen die unmittelbare Anschauung, welche zu einem lebendigen Naturgefühl hätte führen können, geflissentlich ferngehalten. So wuchs der junge Richter zu dem heran, was man einen Vedutenzeichner nennt: er kopierte in hergebrachter Manier einzelne bestimmte Stücke der Landschaft in porträtartiger Treue, ohne es damit zu einem Bilde zu bringen, welches eine eigene selbständige Auffassung oder Empfindung hätte durchfühlen lassen. Mit dem Malen ging es nicht anders: Graff und Schubert, welche ihm die Anfänge beibringen sollten, wußten auch nicht mehr als den herkömmlichen „Baumschlag" zu machen, der für alle Bedürfnisse ausreichen mußte und der Landschaft ein schablonenhaftes Aussehen gab. Hie und da machten sich aber schon die neuen Bewegungen geltend, die auf der Wiener Akademie die Jugend gegen die überlieferte Methode in Kampf führte, und als Richter als siebzehnjähriger Zeichner den Fürsten Narischkin nach Frankreich begleitete, hörte er zum ersten Mal von Cornelius und der neuen deutschen Malerei in Rom reden. Ein gutes Geschick führte endlich auch ihn dorthin: der Buchhändler Arnold stattete ihn mit einer mehrjährigen Unterstützung aus, und mit zwanzig Jahren zog der lernbegierige Jünger der Kunst in deren gelobtes Land, wo sich ihm allmählich die Augen öffneten.

Mit der Reise nach Rom und mit dem dreijährigen Aufenthalte dort beginnt der erste der beiden großen Umgestaltungsprozesse, die Richter durchzumachen hatte. In den Fesseln der akademischen Richtung aufgewachsen, in feste Formeln gebannt, besaß er von Natur einen scharfen und feinsinnigen Blick für das Naturwahre. Dieser wurde durch die neue Richtung in der entschiedensten Weise unterstützt, und nun beginnt der ergreifende Kampf des jungen Mannes, der klar einsieht, wo seine

Fesseln liegen, der ebenso klar das Ziel erkennt, und der doch lange den Weg nicht finden kann um dieses Ziel zu erreichen. Gerade das Wichtigste und Bedeutendste der neuen Richtung, sich nicht sklavisch an das Vorbild in der Natur zu halten, aus ihr zwar das Motiv zu nehmen, dann aber es frei aus einer Idee heraus umzugestalten und statt eine Fülle von Einzelheiten ohne inneren als notwendig empfundenen Zusammenhang zu geben, ein Ganzes zu schaffen, bei welchem die es gestaltenden und beherrschenden Züge nicht durch die Nebensache erdrückt würden, gerade das konnte er, der sich selbst mit Bitterkeit einen Vedutenmaler nennt, wohl begreifen aber nicht ausführen. Da war es vor Allen der alte Koch, der ihn auf die Notwendigkeit hinwies in knappen Zügen zuerst das Ganze zu schaffen, statt dieses aus vielen Einzelheiten zusammenzusetzen (S. 361). Da war es Veit, welcher ihn zu größerer Einfachheit hinführte und ihn warnte mit der Natur in ihrer reichsten Entfaltung in einen Wettstreit zu treten, in dem der Künstler notwendig erliegen müsse (S. 360 ff.). Da war es endlich und wohl hauptsächlich Schnorr von Carolsfeld, dessen Vorbild den entscheidendsten Einfluß ausübte. Schnorr hatte auf seinen Wanderungen in Italien eine Fülle von landschaftlichen Studien geschaffen, die ihn den ersten Landschaftern ebenbürtig zur Seite stellten. Hier fand Richter was ihm selbst noch abging, die große Auffassungsweise der Natur, welche in deren Erscheinung das Gesetz der Bildung und Gestaltung zu erkennen und in scharfen Zügen festzuhalten versteht, den historischen Stil, wie ihn Koch ausgeprägt hatte, wie er dem Adepten hier aber gleichsam handgreiflicher, faßlicher und eben darum verständlicher vor Augen trat. Auf diesem Wege gelang es Richter allmählich das akademische Unwesen zu beseitigen und die in ihrer Wahrheit der Erscheinung im Einzelnen erfaßte Natur in großgedachten Bildern festzuhalten, welche ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellen, welche einen beherrschenden Charakter in den Linien und in den Farben zeigen, wenn auch diese letztere Seite bei Richter wie bei seinen Strebensgenossen stets die schwächere geblieben ist. So kann ihm die Landschaft

nun eine Sprache werden, die sie selbst zu sprechen scheint, die aber thatsächlich ein Ausdruck für das ist, was ihn selbst bei ihrem Anblick erfüllt. „Die Bewegung, das Kommen und Gehen, Leben und Sterben der vielgestalteten Elemente, friedlich verbunden oder im Kampf“ das ist es was er „das Schöne im Naturleben“ nennt und was er ausdrücken möchte (S. 354). Er weiß jetzt klar was er will: „Meine ehemalige Lust, mit allerhand Phantasien das Bild auszufüllen, dieser wilden Tochter allen Raum zu lassen, und so oft ins Kleinliche, Tändelnde zu verfallen, habe ich aufgegeben. Eine Gedanke kräftig, tief, umfassend ausgedrückt, mit möglichst wenigen Mitteln, in großen Licht- und Schattenmassen, großen Hauptfarben und möglichst naturgetreuem Charakter des Details“. Sein Ziel ist: „Deutsche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit sie nicht wie bisher, den untergeordneten Rang der Idylle behält, sondern zum Epischen sich erhebt. Meine Helden sind die Elemente in ihren lieblich geeinten oder feindlich entzweiten Wirkungen“.

Auf dem Gebiete der Landschaft hat Richter Schönes geschaffen. Dennoch aber liegt seine Hauptbedeutung nicht auf diesem Gebiete. Bis er seine eigentlichste Domäne gewann, mußte er einen zweiten Prozeß durchmachen, und auch hier ist ihm Schnorr der Leitstern. Er wendete sich allmählich der Figurmalerei zu, behielt die Landschaft als die stimmungsvolle Basis, die er vortrefflich in Einklang mit dem Hauptgegenstande zu bringen wußte, und gelangte so zu der früheren und älteren Stufe der Malerei zurück, von welcher sich die Landschaft erst allmählich als selbständiges Fach losgelöst hatte. Aber Richter, dessen Grundsatz es war, daß jeder sich seinen Stil selbst schaffen solle (S. 368), war, so wenig er in der Landschaft Koch oder Schnorr kopierte, auch hier nicht einfach Nachfolger der von ihm so hoch geachteten Historienmaler. Auch Schnorr gegenüber behielt er seine Selbständigkeit. Schnorr war es der ihm einst die Figuren in einer Landschaft korrigierte (S. 238), und ihn durch die meisterhafte Umwandlung seiner Schöpfung anregte tüchtig Figuren zeichnen zu lernen. Er that es mit dem ge-

wohnten Eifer, „und so ging es Schritt vor Schritt weiter, bis die Figuren endlich in den Zeichnungen für die Holzschnitte die Hauptsache wurden, die Landschaft aber bescheiden in den Hintergrund trat“ (S. 239).

Diese Entwicklung trat jedoch erst ein als Richter 1826 nach Deutschland zurückgekehrt und zuerst als Lehrer an die Kunstschule zu Meißen, später an die Akademie in Dresden berufen war. Während die landschaftliche Arbeit zunächst noch den Vorrang hatte, trat allmählich die figürliche Komposition immer bedeutungsvoller hervor. Es hängt das mit einem anderen Vorgange zusammen. In Italien sehnte sich Richter nach Deutschland. In Deutschland hatte er Heimweh nach Italien. Zunächst malte er nur italienische Landschaften, und es bedurfte für ihn geradezu einer Entdeckung der deutschen Landschaft, um auch in ihren Mitteln die Sprache zu finden, die er für seine künstlerischen Bestrebungen brauchte. Damit erwacht aber auch das Verständnis für die nächste Umgebung der Menschen, und immer tiefer erfaßt ihn die Gewalt der Liebe zur Heimat, zu dem eignen Volke, zu dessen Dichtung und Sage.

Als Richter diesen Weg eingeschlagen hatte, gewann er für unsere gesamte Kunst eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung. Er bedurfte eines leichten Mittels der Vervielfältigung in engster Verbindung mit dem Worte. Dieses bot ihm der Holzschnitt. Die Kunst des Holzschneidens war in Deutschland so gut wie vergessen. Richter ward, wie einst Dürer, der bedeutendste Förderer dieser volkstümlichen Kunst. Er verstand es vortrefflich seine Zeichnung den Erfordernissen der Technik anzupassen, und von ihm lernten eine Reihe unsrer bedeutendsten Holzschneider die edle Kunst, die dazu bestimmt ist die höchsten Schöpfungen der Kunst zu einem Besitztum Aller zu machen. In welcher Weise Richter selbst zur Förderung aller guten Keime im deutschen Volke beigetragen hat, wie es ihm gelungen ist eine Fülle von Gestalten der deutschen Dichtung, der Sage, des Märchens mit sicheren und unvergeßlichen Zügen in das Herz des Volkes zu schreiben, wie er die Seele des Kindes

erfreut und seine Phantasie mit Gestalten bevölkert, wie er dem reifen Alter an das Herz zu greifen, das Gemüt zu bewegen versteht, das Alles weist sein Holzschnittwerk aus, der bekannteste und verbreitetste Teil seiner zahlreichen Schöpfungen. In ihm vor Allem zeigt sich außer dem scharfen Beobachter, dem vortrefflichen Zeichner und Charakteristiker, dem Humoristen, besonders der herzensgute, edelgesinnte Mensch, welchem die Förderung der Kunst ohne Veredlung des eignen Innern nicht denkbar ist, der ebenso eifrig wie an seinem äußeren Werke, an seinem Herzen, an seinem Geiste arbeitet: so allein hat er es möglich gemacht eine Fülle von Herzens- und Geistesbildung sich zu erarbeiten und uns nach allem Schönen, das er mit dem Stifte geschaffen, noch die köstliche Gabe seiner „Lebenserinnerungen" zu spenden, jenes schöne Buch, in welchem uns der gedankenvolle, phantasiereiche, gemütstiefe Mensch so vollendet erscheint und in dem er die Feder nicht minder meisterhaft führt als früher den Stift.

Durch all dieses reiche Schaffen geht aber ein Zug, der Richter hoch über viele seiner Mitstrebenden stellt, den wir überall herausfühlen, der sich am besten fühlen läßt, den wir aber auch einmal gern in Worten fassen, damit er in solcher Fassung auch wieder zum Verständnis des Künstlers diene. Schon als Jüngling von zweiundzwanzig Jahren erkennt er deutlich den Unterschied der modernen Empfindungsweise von der antiken. „Das Moderne läßt uns trostlos und verwirrt in dem Gefühle stecken, welches es erregt, indem da, wo die Auflösung eigentlich kommen sollte, in einer Dissonanz abgebrochen wird". Das Antike dagegen macht ihm einen ganz anderen Eindruck. „Jedes Gefühl sprechen sie in Malerei und Poesie bestimmt aus, und lösen das Ganze in völlige, reine Harmonie auf". (S. 392). Das ist der Leitstern seiner Kunst. Es ist aber noch mehr: es ist der Gedanke, mit dem er an die Betrachtung der Welt selbst herantritt. Auch sie löst sich ihm in Harmonie auf, und nur diese Harmonie ist der Gegenstand seiner Darstellung. Da darf aber auch nichts fehlen, da giebt es nichts was zu klein oder zu unbedeutend wäre. Da gehört der

Hund so gut mit herein wie der Spatz und der Rabe, die Blume wie das Grashälmchen, der Frosch wie die summende Biene. Und so führt er uns unablässig und zwar in dem Werk, in dem er am selbständigsten ist, am meisten, diese selige Harmonie vor. Es ist keine Wiederholung der Armut, wenn wir diese Elemente immer wieder finden: es ist der Einklang der Natur, den zu schildern er immer aufs Neue unternimmt und dem sich jedes Wesen fügen muß. Seine kleineren Werke, besonders seine Aquarelle, sind daher nicht Genrebilder im gewöhnlichen Sinne des Wortes: sie geben uns nicht eine alltägliche Szene wie sie sich so zugetragen hat oder haben kann. Sie sind viel mehr. Sie geben uns Szenen, die an das alltägliche Leben anknüpfen, dieses aber mit der Reinheit seines eigenen liebenden Herzens erfüllen und sie so umwandeln wie sie sein müßten, wenn die Welt so gut wäre wie das Herz des Künstlers. Welche Lust, welche Heiterkeit vereint er! Als typisch möchte ich das köstliche Aquarell Nr. 619 bezeichnen. Greis und Greisin, Eltern und Kinder, Hund und Rabe, Singvögel und Früchte an den Bäumen und über Allen der heitere Himmel, die klare Luft, das liebliche Licht — ein köstlicher Zusammenklang aller Elemente der Natur und des Lebens! Noch tiefer erfaßt Richter aber die Natur, wenn er sie in ihrem geheimsten Schaffen belauscht. So in dem Waldmärchen (Nr. 593). Da rauscht das Wasser, die Eichhörnchen, das Reh, die Vögel, die Blumen, Alles freut sich und blüht am buschigen, versteckten Plätzchen im Walde. Mitten darin sitzt, wie die Verkörperung der Waldnatur und ihres geheimnisvollen, keimenden Lebens, ein blühendes Mädchen, noch halb Kind, und sinnend hinausschauend bricht sie die blaue Blume.

Und dieser Einklang ruht auf tiefem Grunde. In Rom hat Richter außer den großen Meistern der Kunst einen engeren Freundeskreis gefunden, der auch aus Künstlern bestand, die ihn aber mehr auf einem anderen Gebiete als dem der Kunst förderten. Hier fand er den festen Glauben an das liebevolle Walten der Gottheit, der ihn seitdem beseligt hat und der ihn recht eigentlich überall den tieferen Grund für diesen Einklang

im Wesen der Natur finden ließ. Dieser Glaube nahm für ihn die Form des Christentums an, so wie er, der als Protestant Getaufte, als Katholik Erzogene und frei nach eigner Überzeugung in evangelischer Überzeugung Lebende es erfaßte, wie er es in den Bekenntnissen einer schönen Seele bei Goethe wiederfand: „Das Entstehen und Wachsen christlicher Gesinnung, frei von dogmatischen Formeln". Und Goethe, in dessen Stil er jene von ihm erstrebte Harmonie erkannte, war es auch, dem er den Spruch unter seinem Bilde entnahm, der ihn so gut charakterisiert wie kaum ein anderes Wort: „Große Gedanken und ein *reines* Herz, das ists was wir uns von Gott erbitten sollen". In diesem Sinne faßt der schlichte, bescheidene Mann nun auch sein eigenes Leben auf, dessen Wandlungen und Entwicklungsstufen er als Fügungen der Gottheit betrachtet, die es zu einer harmonischen Gestaltung bringen wollte. Und demütig erkennt er die freundliche Hand an, die ihn anders geleitet als er selbst es gewollt, und so schließt er den Rückblick auf sein Leben, das uns wie seine eigenen Schöpfungen rein nnd harmonisch anmutet, mit den Worten: „So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten. Soli Deo gloria!" —

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geschichte (G).

In diese Fachabteilung wurden vom 1. Januar 1886 bis 31. Mai 1886 aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:
Herr Dr. phil. Schellhaß, hier.
„ Dr. phil. Schwemer, „

b) ohne Stimmrecht:
Niemand.

In der neunten Sitzung am 25. Januar 1886 fand zuerst die Wahl des Vorstandes statt; das Ergebnis derselben war Folgendes:

Vorsitzender: Herr Dr. H. Grotefend.
Stellvertretender Vorsitzender: Herr Dr. L. Quidde.
Schriftführer: Herr Dr. R. Jung.

Hierauf sprach Herr Dr. Neustadt etwa wie folgt über das ehemalige Hohenzollernarchiv auf der Plassenburg, seine Bedeutung und seine Schicksale.

Für die Bedeutung eines Archivs gilt als Maßstab der Wert des Neuen, das man aus demselben kennen lernt. Es genügt darauf hinzuweisen, daß das bescheidene Wort des großen Königs, der, wie selten ein Fürst, theoretisch und praktisch Geschichte in großem Maßstabe getrieben, daß Friedrichs des Großen Ausspruch l'histoire de la maison de Brandebourg n'intéresse que depuis le temps de Jean-Sigismond durch die Ausbeute, welche das ehemals auf der Plassenburg verwahrte Hohenzollernarchiv gewährt, schlagend widerlegt wird. Seit Ranke und Droysen unserem Volke die Politik der preußischen Könige in ihren unvergleichlichen Darstellungen vor Augen geführt haben, hat man sich gewöhnt die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates mit dem großen Kurfürsten zu beginnen. Nichts anderes will das Wort des großen Königs besagen. Wenn Friedrich Wilhelm die Souveränität über das Herzogtum Preußen errungen, hat Johann Sigismund das

Land erworben und ferner durch Vereinigung rheinischer Gebiete mit der Mark den brandenburgischen Staat aus den engen Gesichtspunkten der Kleinstaaterei herausgehoben und ihm einen weiten Blick auf das Interesse des gesamten deutschen Reiches eröffnet. Daß ein Stück solcher Reichspolitik schon die ersten Hohenzollern bewegt habe, hat Ranke in seiner „Genesis des preußigen Staates" bewiesen. Daß aber aus dieser kleinen Mark Brandenburg das „preußische Reich deutscher Nation" erwachsen, daran haben die fränkischen Hohenzollern ihren mächtigen Anteil gehabt, Albrecht und seine Enkel, und hierin liegt die Bedeutung des Plassenburger Archives.

Über den großen Verdiensten, welche sich Albrecht im Felde und im Rate um das Reich erworben, hat man bis vor nicht gar langer Zeit noch sein Arbeiten an der Größe des eigenen Hauses vergessen. Wie wenig ist doch, was Hoefler in den vierziger Jahren aus dem Bamberger Archiv publiziert hat, im Vergleich zu den Schätzen, welche heute noch die bayerischen Archive von Albrecht bergen; und doch ist dies „kaiserliche Buch" die traditionelle Politik seines Hauses geworden. Es kam eine Zeit, in der die Kurlinie die Traditionen der Hohenzollern vergaß und die Vettern in Franken die Fahne des Hauses hochhielten. In der Treue zum Kaiser und Reich waren die Hohenzollern groß geworden; bei der Wahl Rudolfs von Habsburg, im Kampfe Ludwigs des Bayern hatten sie sich bewährt, Albrecht war ein Partisan der kaiserlichen Politik, Joachim I. ging seine eigenen Wege, es war ein Glück für das Haus, daß die fränkischen Hohenzollern eben damals an den verschiedensten Punkten, an denen die kaiserlichen Interessen gefährdet waren, in die Bresche sprangen.

Albrecht starb 1486 zu Frankfurt auf dem Reichstage, zu dem er, ein leidender Greis, sich hintragen ließ, um die Wahl Maximilians durchzusetzen.

> Als Maximilian zum Kaisertum gekommen,
> Hat mich bei seiner Wahl der Tod hinweggenommen,

läßt ihn ein Dichter singen. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Johann, in der Kur folgte, die beiden jüngeren,

Friedrich und Sigismund, sich in die beiden fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth teilten, eine Teilung, welche nach dem frühen Tode Sigismunds bald wiederum zur Vereinigung führte. Friedrich war mit reichem Kindersegen bedacht; acht Söhne, fünf Töchter hatte ihm seine Gemahlin geschenkt. Da erprobte sich zum ersten Male das berühmte Thronfolgegesetz Albrechts, sein unter dem Namen der Dispositio Achillea bekannt gewordenes politisches Testament, als ein Grundpfeiler, der das Haus Hohenzollern vor dem traurigen Verfall Sachsens bewahrt hat. Eine Teilung der fränkischen Lande unter die Brüder war ausgeschlossen. Sie verließen die fränkische Heimat und vermehrten, indem sie die altererbte kaiserliche Politik ihrer Vorfahren festhielten, und große die Gesamtlinie berührende Fragen stets gemeinsam regelten, die Macht und den Ruhm des Hauses. Hier liegt meines Erachtens der Schwerpunkt für die Bedeutung des ehemaligen Hohenzollern-Archives. Hier sprechen die Akten eine beredte Sprache, die sich um so mehr Gehör verschaffen muß, je weniger man ihnen sich zugewandt hat, weil diese fränkischen Brüder nicht zur regierenden Linie des Hauses gehört haben und darum in den Darstellungen unserer Meister nur einen bescheidenen Platz fanden. Aber die Geschichte und Politik der Hohenzollern in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist durch die Kurlinie nicht gefördert, sondern gehemmt worden. Was Joachim I. trieb, war keine Hohenzollern-Politik. In jenen aufgeregten Tagen lag sie ausschließlich bei der fränkischen Linie des Hauses, es war vielleicht ein Unglück, daß nicht diese damals die Führung besaß.

Der älteste der acht Brüder, Kasimir, der von Jugend auf dem Kaiser Maximilian gedient hatte, war Statthalter der österreichischen Erblande und Feldhauptmann im Heere geworden. Georg verfocht am Hofe seines Oheims, des Königs Wladislaw von Ungarn, der ihn zum Erzieher des Kronprinzen bestimmte, die Erbansprüche Habsburgs auf die ungarische Krone gegen die ehrgeizigen Gelüste des mächtigen Zápolya. Johann ging nach Spanien, ward Vicekönig von Valencia und führte den Kampf gegen die Mauren. Albrecht, zum Hoch-

meister des deutschen Ordens gewählt, verwandelte das Ordensland in ein Herzogtum. Die vier anderen Brüder gelangten in hohe geistliche Stellungen, Johann, Albrecht und Wilhelm wurden Erzbischöfe zu Magdeburg und Riga, Friedrich kam in das einflußreiche Würzburger Kapitel und Gumpert wurde Kämmerer des Papstes.

Für die Hauspolitik ist unstreitig der zweite der Brüder, Georg, am wichtigsten geworden. Mit großem Geschick hat er es verstanden seine einflußreiche Stellung am ungarischen Hofe zu benutzen, um zwei wichtige Grenzmarken deutscher Kultur, Schlesien und Preußen, mit seinem Hause zu verbinden. Zur Erwerbung des letzteren hat er die Verhandlungen mit dem Polenkönige geführt, er hat 1525 zu Krakau mit seinem Bruder Albrecht gemeinsam die Belehnung für seine ganze Linie empfangen, er hat die Politik begonnen, welche anderthalb Jahrhunderte später der große Kurfürst mit Glück zum Ziele geführt hat. Zur Erwerbung der in viele einzelne Territorien zerklüfteten schlesischen Lande hat er die mächtigeren Herzöge durch die immer beliebten Heiratsbande an sein Interesse gekettet. Schon 1522 am 2. Juni zu Prag hat er die erste Erbverbrüderung mit dem Piasten von Liegnitz geschlossen, die dann wiederum 1537 unter seiner Mitwirkung auf die Kurlinie ausgedehnt wurde. Die letztere ist also nur eine weitere Entwickelung der ersten. Georg selbst trat noch die Herrschaft in fast ganz Oberschlesien an. Auch dieser Teil seiner Politik ist erst dritthalb Jahrhunderte später von dem großen Könige ruhmreich zu Ende geführt worden.

Diese Politik hat den Brandenburger aber auch durch den Antagonismus der beiderseitigen Interessen in einen schroffen Gegensatz zum Hause Österreich gebracht. In seinen kühnsten Hoffnungen getäuscht, um seine wohlerworbenen Rechte betrogen, steht hier ein Hohenzoller gegen Habsburg, in dessen Kampfe er grau geworden. Joachim I. steht mit seiner Politik vereinzelt da. Von Georg empfangen die Hohenzollern den Antagonismus gegen Österreich als Erbe. Damit in Verbindung steht, daß

eben derselbe Brandenburger der erste Protestant seines Hauses ist und ihm so auch auf diesem Felde seine Mission vorzeichnet.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das Gemälde, welches wir aus den Akten des ehemaligen Plassenburger Archivs kennen lernen. Ehemals war das Hohenzollern-Archiv auf der Plassenburg bei Kulmbach in Bayreuthischem Gebiete. Jetzt ist kein Archiv mehr auf der Burg, die Burg ist zum Zuchthaus geworden und das Archiv ist verzettelt in den Besitz verschiedener Herren gekommen. Der Bedeutung desselben entspricht es aber wohl, auch einen Blick auf seine Schicksale zu werfen.

Die Plassenburg diente schon den Hohenzollern, als sie noch Burggrafen von Nürnberg waren, zur Aufbewahrung ihrer Privilegien, Lehenbriefe und anderer wichtigen Urkunden. Die Aufsicht lag in den Händen des obersten Kanzleibeamten des Ländchens „ob dem Gebirg" (wie das Fürstenthum Bayreuth genannt wurde), bei dem Landschreiber, deren wir eine ganze Reihe kennen lernen. Kurfürst Friedrich I. bestimmte 1437 die Burg für ewige Zeiten zum Aufbewahrungsort für alle Kostbarkeiten, Urkunden, Lehen, Register und Schuldbücher des Hauses, letztere sollten abgeschrieben und eine Abschrift jedem der Brüder eingehändigt werden, in Tangermünde sollte nur ein märkisches Archiv bleiben. Albrecht sah in seiner Thronfolgeordnuug von 1473 für den Fall der Teilung der fränkischen Lande auch für das Unterland, das Ansbachsche Gebiet, einen Aufbewahrungsort, die Cadolzburg, vor. Daneben bildete sich ganz von selbst für den laufenden Geschäftsgang eine Registratur in Ansbach, der Residenz des Fürsten, sie enthält dasjenige, was wir heute unter Akten verstehen. Die Plassenburg blieb weiter der Aufbewahrungsort der wichtigen Urkunden des Fürstenhauses. Gewiß ist eine feste Grenze nicht gezogen gewesen, schon der bequemeren Benutzung halber, wie wir aus verschiedenen Reskripten ersehen können: ist es doch auch noch heute schwer dieselbe innezuhalten. Je größer nun die Masse des Aktenmaterials wurde, das sich im Laufe der Zeiten zu Ansbach aufhäufte, desto schwieriger wurde es für

die Beamten bei eintretenden Archivrecherchen das Verlangte zu finden. Dieser Fall tritt schon vereinzelt zu Albrechts Zeiten auf. Die Zweiteilung der Archivbestände wurde lästig empfunden, um so mehr, als es genaue Verzeichnisse über das Inventar nicht gab. Da machte eine durch einen ganz besonderen und wichtigen Umstand hervorgerufene Archivrecherche dieser Unordnung, in der sich kein Mensch mehr zu raten wußte, für immer ein Ende. Der alte Herzog Johann von Oppeln war Anfangs des Jahres 1532 als der Letzte seines Stammes gestorben. Wenige Monate vorher, am 17. Juni 1531, hatte der Markgraf Georg von Brandenburg auf Grund der alten Erbverträge mit dem Piasten zu Prag die vertragsmäßige Zusicherung von König Ferdinand erlangt, daß er wenigstens als Pfandherr nach dem Tode des Herzogs in den Besitz der oberschlesischen Fürstentümer treten dürfe. Der Markgraf bedurfte jetzt einiger schlesischen Verträge, welche in seinen fränkischen Landen verwahrt lagen. Er erließ deshalb an Statthalter und Räte in Ansbach den Befehl ergehen, ihm die Urkunden nach Schlesien zu schicken. Letztere schickten den Befehl an den Hauptmann „auf dem Gebirg", den obersten Beamten des Bayreuthischen Fürstentums; von hier gelangte er zu Erhard Frankenberger, der nach Niederlegung seiner Propstei im Jahre 1525 zum Registrator des Plassenburger Archivs ernannt worden war. Frankenberger berichtete, der Markgraf sei am 3. März 1531 um 5 Uhr Abends nach Kulmbach gekommen, habe ihn und den Landschreiber nach der Plassenburg beschieden und beiden befohlen, ihm vor seiner Abreise nach Prag alle Oppeln und Ratibor betreffenden Urkunden, welche in einem „weißen truhelein in das Plassenburger gewelbe geantwortet" seien, zusammenzusuchen, damit er sie nach Prag mitnehmen könnte. Dem seien sie nachgekommen, seitdem sei nichts mehr nach der Plassenburg gekommen. „Man ersehe sich aber weiters", fährt er fort, „in meiner sonderlichen gestellten verzaichnus uber brief, liebeln, register und handlungen hungarisch und schlesisch sachen, die daniden zu Onoltzbach gefunden und in ordnung gebracht oder gelegt worden sind". Er verweist be-

sonders auf zwei Schachteln, welche mit H. und J. signiert sind, erstere enthalte „eine copey der hinderlegten brieven denen von Breszlau", endlich solle man auch „bedenken, was fur brieve zu Oppeln uffm rathaus ligen." Das gleiche Verwaltungsverfahren wurde im Ansbachschen eingeschlagen. Aus dem Bericht Tettelbachs ist ersichtlich, daß sich zwar die beiden Schachteln fanden, aber nicht die vom Markgrafen verlangten Urkunden.*) Da griff der Brandenburger durch. Wie er gleich bei seinem Regierungsantritt in den schlesischen Landen sich als einen kräftigen Regenten gezeigt, gegen die eingerissene Gesetzeslosigkeit, gegen Unredlichkeit im Handel, gegen Verteuerung von Brot und Fleisch scharfe Bestimmungen erließ**), wie er 1527 sein schlesisches Archiv zu Jägerndorf ordnen und repertorisieren ließ***), so ließ er auch auf der Plassenburg der Unordnung nicht mehr die Zügel schießen. Frankenberger, der sich bereits als Organisator bewährt hatte, erhielt den Auftrag, wie er früher für einen bestimmten Zweck die Ansbacher Registratur durchsucht, die schlesischen und ungarischen Bestände aufgenommen hatte, so nunmehr ein durchgehendes Repertorium des gesamten Urkunden- und Aktenmaterials in Ansbach, wie auf der Plassenburg anzufertigen. 1534 begann er auf letzterer seine Arbeit. Wie groß damals noch die Aktenbestände zu Ansbach gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß Frankenberger für die Plassenburger Urkunden (1250—1540) nur einen Band, für die Ansbacher Akten deren vier (1259—1529) brauchte. Seine wiederholten Bemühungen die Vereinigung beider Registraturen zu erzielen, blieben ohne Erfolg. Aber auch noch an anderen Orten befanden sich damals brandenburgische Akten, die erst später und nur zum Teil nach der Plassenburg kamen. Auf die Gründung des Jägerndorfer Archivs ist bereits aufmerksam gemacht worden. 1527 wurden alle Aktenbestände, welche sich nicht auf Schlesien bezogen, ausgesondert und nach

*) Nürnberg. Königliches Kreisarchiv.

**) München. Königliches Allgem. Reichsarchiv.

***) Neustadt, Ungarisches in deutschen Archiven (Ungar. Revue 1885) bringt hierüber Näheres.

der Plassenburg gebracht. Das Jägerndorfer Archiv blieb gerade ein Jahrhundert an seinem Orte, als 1623 wieder einem Gewaltstreich Österreichs der Brandenburger erlag. Die Jägerndorfer Akten kamen damals größtenteils nach Berlin, ein anderer Teil war schon vorher nach der Plassenburg geschafft worden. Was aus den Akten der jüngeren Brüder Georgs geworden, darüber waltet noch ein Dunkel. Gelegentlich der Reise unseres Kronprinzen nach Spanien im Jahre 1883 machte ich darauf aufmerksam, daß Georgs Bruder Johann als Vicekönig zu Valencia begraben liege. Se. K. K. Hoheit ließ damals Nachforschungen in spanischen Archiven vornehmen. So kam aus dem Stadtarchive von Valencia das längst verloren geglaubte Patent Johanns zum Vicekönig zum Vorschein*). Außerdem aber wissen wir, ganz besonders von Georg, daß er wichtige Privilegien für sicherer hielt bei dem Rate einer Stadt zu deponieren. Frankenberger erwähnt eine „copey der hinderlegten brieven denen von Breslau“, auch auf die Stadt Oppeln macht er aufmerksam. Im Münchener Reichsarchiv fand ich aus dem Jahre 1532 einen Original-Revers der Stadt Breslau über fünf Pergament-Urkunden, welche die Beamten des Markgrafen Georg ihm zur Verwahrung übergeben haben. Selbst sein Testament hat der Fürst bei der mit ihm sehr befreundeten Stadt niedergelegt**). Wir sind nur ungenügend unterrichtet, ob alle diese hinterlegten Urkunden wieder nach der Plassenburg gekommen sind.

Viel wichtiger aber ist das weitere Schicksal des Stammarchivs selber. Noch vor Beendigung der Ordnungsarbeiten auf der Plassenburg und in Ansbach starb Georg (1543), und mit dem Fürsten ging auch die angeregte Idee zur Vereinigung beider Aktenbestände zu Grabe. Die kurz vorher (1541) erfolgte

---

*) „Markgraf Johann von Brandenburg, der erste Hohenzoller in Spanien“. Eine Abschrift des Patents ist „Privateigentum“ Sr. K. K. Hoheit des Kronprinzen, dessen huldvollem Entgegenkommen ich die Benutzung verdanke.

**) Ausführliche Verhandlungen hierüber bei den Akten des Berliner Königlichen Hausarchivs und des Breslauer Stadtarchivs.

Teilung der fränkischen Fürstentümer, die Vormundschaftsregierung für Georgs unmündigen Sohn Georg Friedrich, das wilde Regiment Albrechts Alcibiades waren keine günstigen Zeiten zur Durchführung solcher Pläne. In den tollen Kriegsmonaten des Jahres 1554 wurde gerade die Plassenburg, welche zum Bayreuthischen Fürstentum Albrechts gehörte, am meisten mitgenommen. Trotz aller Vorkehrungen geriet eine große Anzahl von Akten in die Hände der Belagerer. Mit vieler Not gelang es die mehr als 20 Kisten, welche die Nürnberger heimlich entführt, unterwegs der Bischof von Bamberg annektiert hatte, durch den Regensburger Reichsabschied (1556) wieder zurückzuerhalten. Stephan Schirmer, ein Archivar, der kein Latein verstand und deshalb einen Gerichtsschreiber zum Assistenten erhielt, fertigte ein neues Repertorium an. Aus der Zweiteilung war eine Dreiteilung geworden, auf der Plassenburg das fränkisch-hohenzollersche Gesamtarchiv, daneben zwei Registraturen mit reponierten Akten auf der Burg und in Ansbach. Die Rückkehr ruhiger Zeiten führte 1580 zur Wiederaufnahme der Ordnungsarbeiten, denen wir das mit einem gewissen System angelegte Register Moningers in vier Folianten verdanken. Die Plassenburg schien wieder das Hausarchiv der Hohenzollern zu werden. Da erfolgte wieder die Teilung der Lande, welche der Ordnung der Archive sicher nicht zu Statten kam. Recht traurig lauten die Berichte, welche wir aus diesen Jahren erhalten. 1658 zählte das Archiv 232 Schublaend, die aber mit Akten und Briefen „sehr unordentlich angefüllet" waren, 180 Schachteln standen „in großer disordre" umher, 5 Kisten, 11 Truhen „voll confundirter acten". Tafeln, Tische, Fenster lagen bedeckt, selbst der Fußboden war nicht frei, Staub, Geschmeiß und Spinnengewebe hatten sich überall gelagert, der Stock die Briefe zerfressen. Erst als der jüngere Spieß 1769 in den Archivdienst trat, ein Mann, der sich theoretisch und praktisch große Verdienste erwarb und sich namentlich viele Mühe gab, das in den Fürstentümern überall zerstreute Aktenmaterial auf der Burg zu vereinigen und Ordnung in das Archiv zu bringen, erfolgte eine gründliche Besserung. Der

Minister Hardenberg kam ihm entgegen, als 1792 die fränkischen Fürstentümer in den preußischen Staatsverband einverleibt wurden. Er ließ alle Akten, deren die Verwaltung nicht mehr bedurfte, ausrangieren, freilich mit der Absicht sie nach Berlin zu schaffen. Die Kriegsunruhen verhinderten jedoch die Ausführung, erst 1797 gelangten namentlich Familiensachen nach Berlin. Es war nicht die erste Auslieferung von Plassenburger Akten, schon der große Kurfürst hatte 1684 eine große Anzahl Familien-Urkunden erhalten. Als 1806 die Franzosen in die Fürstentümer einrückten, wurde das Archiv schleunigst in Kisten verpackt und in diesem Zustande bis 1812 gelassen, in welchem Jahre ein zweiter Transport Akten nach Berlin ging. Als 1813 die Fürstentümer Ansbach-Baireuth definitiv an Bayern kamen, wurde das Plassenburger Archiv allmählich nach dem Bamberger Archiv geschafft, dessen Chef Österreicher zuerst 1813 die Klosterurkunden hinüberbrachte. Am 23. Dezember 1819 brachte der letzte Wagen den Rest der Plassenburger Akten nach Bamberg. Die Ansbacher Sachen kamen nach Nürnberg, die auswärtige Beziehungen berührenden Sammlungen beider Archive, die schlesischen und ungarischen Akten nach München. 1824 vermehrte eine Auslieferung von ehemaligen Plassenburger Archivalien nach Berlin die dortige Sammlung. Als 1849 die Trennung des Berliner Geh. Haus- und Kabinetsarchivs in ein K. Haus- und Geh. Staatsarchiv erfolgte, wurden die dortigen Plassenburger Sammlungen ebenfalls nach diesem Prinzipe gesondert. Der Artikel XII des Friedensvertrages vom 22. August 1866 setzte noch einmal eine Auslieferung von Akten des Bamberger Kreisarchivs an Preußen fest. Die Verhandlungen, welche Löher und Märcker vom 22. Juni bis zum 1. August 1868 leiteten, führten zu einer Überführung, die 1868 begann und 1884 zu Ende geführt wurde. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß ich auch im Archive des Germanischen Museums zu Nürnberg eine ganze Reihe von Paketen sah, welche den Beständen des ehemaligen Plassenburger Archivs entstammen und durch verschiedene Zufälligkeiten dorthin gelangten. Demnach befindet sich jetzt das alte Hausarchiv der Hohenzollern an sechs verschiedenen Orten.

In der 10. Sitzung am 15. Febr. 1886 legte Herr Dr. Grotefend die bis jetzt erschienenen Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde vor und besprach im Anschluß daran die Statuten der Gesellschaft, nach welchen dieselbe eine umfassende Sammlung und allmähliche Herausgabe der Quellen zur Geschichte der Rheinlande beabsichtigt. Hierauf referierte Herr Dr. Schellhaß im Anschluß daran, daß in einer der vorhergehenden Sitzungen die Frage aufgeworfen war, ob etwa der Name Wenden sich im Mittelalter durch eine Korrumpierung des Namens Vandalen gebildet habe, über den Namen der Wenden. Er zeigte, meist im Anschluß an Kaspar Zeuß: die Deutschen und ihre Nachbarstämme, daß dieser Name wohl auf eben so hohes Alter, wie der vandalische Anspruch erheben könne. Finde er sich doch schon bei Plinius (nat. hist. 4, 13: Venedae), Tacitus (Germ. 46: Veneti) und Ptolemaeus (3, 5: Οὐενέδαι) sodann auf der tabula Peutingerana (Venadi) und Jordanes. Was die Bedeutung des Namens betreffe, so bezeichne er das Hin- und Herschweifen, womit die Germanen — denn das Wort sei deutschen Ursprungs und eines Stammes mit Vandali, Vindili, Vinili — ganz gut das Charakteristische in der Lebensweise ihrer östlichen Nachbarn erkannt hätten. Diese selbst hätten sich nie Wenden, sondern stets Slaven, resp. in früherer Zeit Anten genannt. Daher die Erscheinung, daß die Autoren des oströmischen Kaisertums, wie Prokop, die den slavischen Stamm im Südosten kennen lernten, zwar des slavischen, aber nicht des wendischen Namens Erwähnung thäten. Referent wies sodann noch auf die Gewohnheit der Schriftsteller der spätrömischen Kaiserzeit und auch des Mittelalters hin, neu einwandernde Völker mit dem Namen der Stämme zu bezeichnen, in deren Gebiet diese sich niedergelassen, ja sie geradezu mit ihnen zu identifizieren und als ihre Nachkommen aufzufassen. So sehe Adam von Bremen in den Wenden oder, wie er sie nennt, den Winili die früheren Vandalen, natürlich deshalb, weil in der Gegend zwischen Elbe und Oder die Vandalen vor ihren Wanderungszügen nach Süden gehaust hätten. Mit der Warnung sich nicht durch den

ähnlichen Klang von zwei Völkernamen dazu verleiten zu lassen, ohne Weiteres eine Verwandtschaft anzunehmen, schloß Referent.

Herr Dr. Grotefend fügte noch bei, daß Albert Krantzius († 1517) und andere Forscher der letzten Jahrhunderte in den Wenden auch nur Vandalen gesehen hätten, wie denn Krantz eine Mecklenburgische Geschichte unter dem Titel Vandalia geschrieben habe. Ferner sei es seitdem Brauch bei den mecklenburgischen Herzögen geworden, sich anstatt des deutschen Titels forst to Wenden (d. h. des westlichen Teils von Mecklenburg mit Güstrow als Hauptstadt) auf lateinisch duces Vandalorum zu nennen.

Daran schloß sich eine gemeinschaftliche Sitzung der Abteilungen für Geschichte und Soziale Wissenschaften, in welcher Herr Professor Dr. Oelsner über neuere Forschungen betreffend die Bevölkerungsverhältnisse der deutschen Städte im Mittelalter sprach. Ein Auszug dieses Vortrages befindet sich im Berichte der Abteilung für Soziale Wissenschaften.

In der elften Sitzung Montag den 8. März berichtete Dr. Oelsner über den 20. Band der durch die historische Kommission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland (neuere Zeit)", die „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" von Fr. X. von Wegele, München und Leipzig 1885. VII, 1093. — Referent erörterte im Eingange die Stellung der Historiographie unter den Wissenschaften, an Wegele selbst anknüpfend, der erst dem 19. Jahrhundert die Begründung einer deutschen Geschichtswissenschaft zuschreibt. Wenn aber der Wert der mittelalterlichen Geschichtswerke vornehmlich darin besteht, daß sie als Quellen dienen — weshalb Wattenbach und Lorenz ihre Lehrbücher mit Recht „Deutschlands Geschichtsquellen" betitelt haben —, so gilt dies, dem bekannten Worte Rankes entsprechend, von den Historikern der neueren Zeit durchaus nicht in gleichem Maße, und wir werden sie wohl am zutreffendsten als Erscheinungen der allgemeinen Nationalliteratur, den Entwicklungsgang der Historiographie also als einen Zweig der Literaturgeschichte

aufzufassen haben. Auch in ihr spiegelt sich, wie in der poetischen Produktion, das politische und Kulturleben der Zeiten wieder, und so gliedert sich Wegeles Werk denn auch nach den fünf Hauptabschnitten der neueren Geschichte: dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation (das vielleicht wegen des großen Fortschrittes, der zwischen ihnen liegt, in die Zeit des älteren Humanismus und in die der Reformation und des jüngeren Humanismus zu trennen gewesen wäre), dem der Gegenreformation und des Stillstandes, dem polyhistorischen Zeitalter (von 1648—1740), dem der klassischen Nationallitteratur (von Friedrich d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen) und der neuesten Zeit (von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart). Das Referat beschränkte sich auf die ersten zwei Dritteile des umfangreichen Buches, auf das 16. und 17. Jahrhundert, weil uns hier eine ungeahnte Fülle und Höhe der Geschichtschreibung zum ersten Male in zusammenfassender Übersicht entgegentritt. Denn Wegele stellte sich nicht die leichtere Aufgabe, seinen Lesern in einer Reihe von Monographien nur die vornehmsten Vertreter des Faches vorzuführen, ebenso wie er andererseits nicht nach bibliographischer Vollständigkeit strebte. Sein Ziel war vielmehr, innerhalb der jeweiligen Hauptrichtungen die Hauptleistungen eingehend zu charakterisieren — so sind z. B. Leibnitz 40 Seiten gewidmet —, aber auch alle anderen nennenswerten Arbeiten nach ihrer Bedeutung zu würdigen. In jedem Zeitraum ordnet er den Stoff nach den „historiographischen Formen und Arten", d. h. je nachdem die Autoren die Universalhistorie, die alte, die nationale, die territoriale bzw. städtische, oder endlich die Zeitgeschichte behandeln. Sehr bald stellt sich der politischen die Litteratur- und Rechtsgeschichte, der profanen die Kirchengeschichte zur Seite; auch die Hülfswissenschaften treten in den Kreis ein, z. B. die Genealogie, minder glücklich freilich bei Stabius und Bonstetten, die den Stammbaum der Habsburger der eine bis auf Noah, der andere auf die Scipionen zurückzuführen bemüht sind, desto verdienstlicher in des Franz Irenicus (Friedlieb) Hauptwerk, der „Schilderung Deutschlands in 12 Büchern". Überhaupt

hat die moderne Geschichtsliteratur auch schon vor dem 19. Jahrhundert manches von echt wissenschaftlichem Geiste getragene Werk aufzuweisen: von religiösen und nationalen Motiven aus (letztere waren merkwürdigerweise gerade durch den Humanismus geweckt worden), nahm das kritische Verfahren seinen Anfang und errang sehr bald unvergängliche Erfolge, so in den Annales Bojorum des Aventin (geb. 1477) und in des Flacius Illyricus (geb. 1520) „Magdeburger Centurien". Beide Werke z. B. begegnen sich, jenes vom vaterländischen, dieses vom reformatorischen Geiste ausgehend, in einer noch heute beachtenswerten Darstellung des Kampfes zwischen Heinrich IV. und Gregor VII.; die Bekämpfung manches „frommen" Betruges, u. A. die Enthüllung der Sage vom römischen Episkopat des Apostels Petrus, der Nachweis der Unechtheit der Pseudo-Isidorischen Dekretalen, sind kritische Meisterstücke der Centuriatoren. — Das Referat ging auf diese und andere hervorragende Schriftsteller jener zwei Jahrhunderte genauer ein, insbesondere noch auf die universal-historischen Lehrbücher des Wimpheling, Beatus Rhenanus, Carion-Melanchthon und Sleidan, auf die deutsch-geschichtlichen Darstellungen und Editionen eines Celtes, Cuspinian und Peutinger, eines Goldast, Freher und Allen voran Leibnitz, auf die zeitgeschichtlichen Werke eines Sleidan, Khevenhüller, Chemnitz und Pufendorf, auf die Versuche gemeinsamer Arbeit, sei es in Zeitschriften wie den Acta Eruditorum, sei es in Vereinigungen wie dem Collegium historicum imperiale (dem historischen Reichskolleg) — immer an der Hand des Wegeleschen Buches, das mit staunenswerter Belesenheit und sicherster Beherrschung des Stoffes zugleich eine lichtvolle Anordnung, ein klares, ruhiges Urteil und einen leicht dahinfließenden, beredten Ausdruck verbindet. Das Einteilungsprinzip des Verfassers brachte es mit sich, daß in seinem Buche mancher Autor, wie Sleidan, Pufendorf, je nach der stofflichen Verschiedenheit seiner Werke an zwei oder mehreren Stellen behandelt werden mußte; Wegele war sich dieses kleinen Übelstandes wohl bewußt, doch waren ja eben die Entwicklungsstufen der Historiographie, nicht die

Individualitäten der Historiographen der Gegenstand seiner Darstellung. An scharfer Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten läßt er es wahrlich nicht fehlen; bald am Eingange einer Besprechung, bald in zusammenfassenden Schlußworten wird das bleibende Verdienst, das Wichtigste oder das Neue einer literarischen Erscheinung genau präzisiert. Zu bedauern sind einige sprachliche Inkorrektheiten, die den Eindruck eines nicht genügend revidierten Diktats machen, z. B. S. 21 „als Nebenbuhlerin . . . nebenbuhlerisch“, S. 499 das doppelte „zu entwerfen“, S. 94 „und aber auch“, S. 192 „schon einmal, als viel jüngerer Mann, war an Melanchthon die Aufforderung herangetreten“, ähnlich S. 251 „durch Rotenhan, einem fränkischen Edelmann und Mitgliede“, S. 266 „infolge seiner Studien und dem Eindrucke der Epoche“, S. 332 „die Herstellung eines auf den ursprünglichen . . . Quellen aufgebautes Werk“, vollends S. 260 „der Schwerpunkt . . . wendet auf lange hinaus dem Zentrum den Rücken“. Doch würde es keinem Übelwollen gelingen, den hohen Wert des Buches durch derartige Ausstellungen herabzusetzen, und uns einem Werke gegenüber, dem wir so reiche Belehrung verdanken, übel anstehen, bei solcher Bemängelung zu verweilen.

An den Vortrag knüpfte sich eine eingehende Besprechung, an welcher sich besonders die Herren Dr. Quidde und Dr. Neustadt beteiligten und die sich teils auf die einleitenden Bemerkungen über die Historiographie als Wissenschaft, teils auf die Beurteilung des Wegeleschen Buches selbst bezog.

In der am 10. Mai 1886 stattgefundenen zwölften Sitzung wurden lediglich geschäftliche Angelegenheiten verhandelt. Unter andern beschäftigte man sich mit der Angelegenheit der Bibliotheca historica. Da die Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen sich zur Wiederaufnahme der Bibliotheca historica bereit erklärte, falls sie die nötige Unterstützung der interessirten Fachkreise findet, hatte Herr Professor Dr. Oelsner auf Ansuchen der Abteilung den Entwurf zu einem Rundschreiben, welches die historischen Vereine und Institute um Unterstützung des Unternehmens angehen sollte, ausgearbeitet. Derselbe wird

als Grundlage angenommen und der Vorsitzende mit den weiteren Schritten beauftragt.

In der 13. Sitzung am 24. Mai 1886 ergriff Herr Professor Dr. Oelsner das Wort, um Leopolds von Ranke zu gedenken. In markigen Zügen zeichnete Redner, welcher noch zu Rankes Schülern gehört hat, die Bedeutung des großen Todten und schloß mit dem Wunsch, daß auch im Namen des Hochstiftes, dessen Ehrenmitglied der Verstorbene gewesen, ein Zeichen der Trauer am Grabe niedergelegt werden möge.*)

Hierauf lenkte Herr Dr. Quidde die Aufmerksamkeit der Abteilung auf zwei wichtige Seiten der Deutschen Verfassungsgeschichte des späteren Mittelalters, die Auflösung und spätere Neubildung der Reichskriegsverfassung und die Entwicklung des Reichstages. Redner ging dabei aus von seinen eigenen bei Bearbeitung der Deutschen Reichstagsakten gelegentlich des Romzuges König Ruprechts (1401) gemachten Beobachtungen. Der Kriegsdienst zum Romzug wurde damals fast ausschließlich von den Städten als eine ihnen von Reichs wegen obliegende Pflicht ohne Entgelt, von den Fürsten und Herren dagegen nur gegen Erstattung des Soldes geleistet, währendd der Beschluß, den Romzug zu unternehmen, auf einer Versammlung des Königs mit Fürsten und Herren ohne Zuziehung der Städte zu Stande gekommen war. Des weiteren anknüpfend an einige während der letzten Jahre erschienene Dissertationen**), die kurz besprochen wurden, gab Redner einige der Hauptgesichtspunkte an, welche für die Auffassung dieser Verhältnisse und der erwähnten Verfassungsinstitute zu beachten sind, und wies auf damit zusammenhängende Fragen hin, deren Lösung noch aussteht. In der Fortsetzung

*) Das ist dann auch geschehen. Herr Geh. Reg.-Rath Dr. von Loeper hatte die Gefälligkeit das Hochstift zu vertreten.

**) H. Fischer, Die Teilnahme der Reichsstädte an der Reichsheerfahrt vom Interregnum bis zum Ausgang Kaiser Karls IV. Leipzig 1883. — P. Brülcke, Die Entwicklung der Reichsstandschaft der Städte von der Mitte des 13. bis znm Ende des 14. Jahrhunderts. Hamburg 1881. — E. Wacker, Der Reichstag unter den Hohenstaufen. Leipzig 1882. — H. Ehrenberg, Der Deutsche Reichstag in den Jahren 1273—1378. Leipzig 1883.

seiner „Studien zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte" beabsichtigt Redner, auf diese Dinge zurückzukommen.

Hierauf sprach Herr Dr. Neustadt über: Eine ungarische Denkschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zu den vornehmsten Geschichtsquellen des sechzehnten Jahrhunderts zählt die unter dem Namen der Acta Tomiciana bekannte große Sammlung von Aktenstücken aus der Regierungszeit des Königs Sigismund I. von Polen, dessen Kanzler Peter Tomicki den Akten den Namen gegeben. Sein ehemaliger Sekretär Stanislaus Górski hat sie gesammelt, jedoch nicht in der Absicht sie zu veröffentlichen, aus politischen Gründen. Erst 1852 hat der Graf Titus Dziatynski mit ihrem Abdruck begonnen. Die bis jetzt erschienenen neun Bände reichen bis zum Jahre 1527. Sie sind von nicht geringem Werte für die Geschichte Ungarns, ja in gewissen Stücken des deutschen Reiches. — Bis 1526 waren nämlich Polen und Ungarn politisch auf einander angewiesen, der letzte Jagiellone auf ungarischem Throne, der unglückliche Ludwig, der auf den Feldern von Mohács mit seinem Reiche zusammenbrach, war ein Neffe des Polenkönigs, Ludwigs Vater war Sigismunds Bruder. Die Mißwirtschaft die unter diesem schwachen Wladislaw im Lande um sich griff, war ein steter Gegenstand lebhafter Teilnahme am polnischen Hofe. Wir haben in den Acta Tomiciana (III, 297—307) eine auf Wunsch desselben eigens zu dem Zwecke abgefaßte Denkschrift, nach Krakau Vorschläge zu machen, welche den Verfall des Reiches aufzuhalten vermöchten. Sie ist anonym und undatiert. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

An der Spitze einer kleinen, aber mächtigen Kamarilla am Hofe des Königs Wladislaw II. von Ungarn steht der Kanzler, der Bischof von Fünfkirchen (Georg Szakmáry) und mit ihm verbunden der Palatin (Emerich Perényi), denn letzterer verdankt dem Kanzler die Gunst des Königs, er hängt ganz von ihm ab, er ist sein oberstes Faktotum. Der Kanzler hat mit ihm ein förmliches Bündnis geschlossen, an ihm will er ein Gegengewicht schaffen gegen die Übermacht des Woiwoden von

Siebenbürgen (Johann Zápolya). Zur Erreichung dieses Zweckes spielt er mit dem Ehrgeiz des Mannes, befördert ihn in die mächtige Stellung eines Bans von Kroatien und Slavonien und unterstützt ihn in jeder Hinsicht. Aber er hebt ihn, um selbst gehoben zu werden. Denn der Palatin besitzt einen großen Einfluß auf den Kleinadel, der Kanzler will sich hinter ihn stecken, falls seine Politik Schiffbruch leiden sollte. Die Politik beider aber geht dahin sich die souveräne Stellung, welche sie schon jetzt am Hofe inne haben, bei Lebzeiten des alten Königs zu sichern, um nach seinem Tode mit der Statthalterschaft die Zügel der Regierung ergreifen zu können. Der ersteren Absicht dient die völlige Vernachlässigung der Rechte der übrigen Magnaten, die sie höchst selten zu Regierungsgeschäften heranziehen und dann auch nur in Kriegs- und Finanzfragen, wann es sich um Bewilligung neuer Steuern handelt. Dagegen suchen sie ihre Kreaturen in die einflußreichsten Kronämter zu bringen. So soll der Bischof von Groß-Wardein (Sigismund Thurzó) das Finanzportefeuille erhalten; die neuen Kommandanten vom Ofener Schloß sind ihnen ein Dorn im Auge, sie wollen sie um ihre Stellen bringen. Zu ihren Anhängern zählt auch der Hofmeister (Moyses Buzlai) und der Münzmeister (Blasius Raskai). Den andern Zweck suchen sie durch ihre österreichische Politik zu erreichen. Sie beabsichtigen nämlich den unmündigen Prinzen Ludwig von seiner Schwester und der gemeinsamen Erziehung zu trennen, wie *sie* vorgeben, um ihm, als einem bereits gekrönten Könige, einen eigenen Hof zu gewähren und ihn der Umgebung der Frauen zu entziehen, wie andere meinen, um die alten Erzieher durch neue, ihnen willfährigere zu ersetzen, und so diese, wie den Prinzen ganz unter ihren Einfluß zu bringen. Derselbe soll gestärkt werden durch eine engere Verbindung mit dem Kaiser. Zu dem Zwecke wollen sie dem Kaiser die Vormundschaft über die königlichen Kinder, insbesondere über den Kronprinzen zuschieben. Um den König aber für diese Idee zu gewinnen, planen sie eine Heirat der unvermählten Schwester des Königs, der polnischen Prinzessin Elisabet, mit dem Kaiser (Maximilian), ferner eine Doppelheirat zwischen den Enkeln des

Kaisers (Karl oder Ferdinand und Maria) und den Kindern ihres Königs (Anna und Ludwig). Doch der Kaiser ist nur vorgeschoben. Sie wissen, daß er mit seinen Feldzügen beschäftigt ist, daß er als Vormund sich um die Angelegenheiten des ungarischen Reiches nicht kümmern kann, daß er also Andern die Stellvertretung überlassen muß. Dann aber wird er sie niemand übertragen, als ihnen. Sie werden sie antreten nach Niederhaltung der Großen, zuerst unter einem Amtstitel; allmählich aber werden sie sich gerade der Abwesenheit des Kaisers nicht nur zu ihrem Vorteil, sondern auch zu Jenes Nachteil bedienen und demselben unter Benutzung des „eingefleischten Deutschenhasses" der Ungarn und der allgemeinen Mißachtung, in der er bei ihnen steht, ganz aus seiner Vormundschaft verdrängen, sich selbst die Alleinherrschaft anmaßen. Trotz dieser Absicht gegen den Kaiser werden sie sich vorläufig die reichen Belohnungen und Ehren, die er ihnen in Aussicht gestellt hat, nicht entgehen lassen. Schon strebt der Kanzler nach einem fetten Bistum, ja nach dem Purpur. Dann will er seinem Vaterlande den Rücken kehren, wie die Kardinäle alle, im Auslande leben. Dem Palatin wird dann allein die Macht bleiben. Dem jungen Ludwig aber steht das traurige Schicksal des Ladislaus Posthumus bevor. Freilich stoßen sie mit dieser ganzen Politik den König von Polen vor den Kopf, denn er ist der natürliche Vormund der königlichen Kinder, da er ihr Oheim ist und die Interessen seines Reiches mit denen des ungarischen eng verbunden sind. Aber sie wollen ihn nicht zum Vormund. Zum Vorwand nehmen sie einen Grund, der gerade gegen den Kaiser spricht, den Umstand, daß der König von Kriegen stark in Anspruch genommen ist. In Wahrheit fürchten sie, daß er ihre Pläne durchschauen und sie stürzen werde. Daher werden sie nach Wladislaws Tode Alles aufbieten, um die Übernahme der Vormundschaft durch den Polenkönig zu verhindern. Schon hat der Palatin gesagt, daß er die Moldau und Wallachei gegen ihn aufregen werde. Von der Lösung der Vormundschaftsfrage hängt das Heil des Reiches ab. Denn ihre Mißwirtschaft hat den König und das Reich

an den Rand des Abgrundes gebracht, während sie selbst zu Macht und Reichtum gelangt sind. Wird erst die Vormundschaft des Kaisers, also die unumschränkte Herrschaft des Kanzlers und seines alter ego perfekt, dann kann niemand mehr den Untergang des Reiches aufhalten. Nur ein Mittel kann noch helfen. Zu Martini ist ein Reichstag angesagt, auf ihm wollen sie ihre Pläne durchsetzen. Der König von Polen muß vorher eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Bruder suchen, unter irgendwelchem Vorwand, und ihn auf die gefährlichen Wege seiner Minister aufmerksam machen. Zur Verwirklichung dieses Planes soll der Adressat (Szydlowiecki, Vizekanzler des Königs von Polen) sofort in aller Eile nach Ofen kommen. Denn bekommen die Beiden erst Wind von der Sache, so werden sie nichts mehr verhindern, als das Zustandekommen des Kongresses. Überall hat der Kanzler seine Spione. Der Briefschreiber hat nur mit Gefahr seines Lebens persönlich auf König Wladislaw zu Gunsten seines Bruders, des Königs Sigismund, einwirken können. Auch die briefliche Mitteilung von der Politik des Kanzlers geschieht nicht ohne Gefahr. Daher bittet er den Adressaten, den Brief allein seinem Könige zu zeigen und dann zu verbrennen.

Wahrscheinlich hat der Pole vorher noch eine Abschrift genommen, die wir aus der Kanzlei besitzen.

Der Verfasser der Denkschrift giebt sich selbst gelegentlich als einen Magnaten zu erkennen, der zu der Hochzeit des Polenkönigs geladen war. Aus der noch erhaltenen Liste der ungarischen Gäste scheiden die Bischöfe von Fünfkirchen und Großwardein, sowie der Markgraf Georg von Brandenburg als enragierte Parteigänger des Hofes aus; ferner, der Bischof von Raab, der als Neffe und Günstling des Kardinals Bakács sich schwerlich erlaubt haben würde, in so wenig schmeichelhafter Weise von seinem Oheim in der Denkschrift zu reden; endlich der Graf Peter von Frangipani, weil der Verfasser sich im Schreiben gegen die Beschuldigung des Kanzlers, als ob er ihn aus dem Amte zu drängen suche, verteidigt, das Kanzleramt aber sich in jener Zeit in Ungarn bei der großen Unwissenheit

des Adels ausschließlich in den Händen von Prälaten befand. Dann bleibt nur übrig der Erzbischof Gregor von Colocsa, ebenfalls ein Graf von Frangipani, seit dem Mai 1504 Inhaber des Stuhles. Dieser Schluß wird bestätigt durch die wohl nicht zufällige Thatsache, daß der Verkehr zwischen dem Briefschreiber und dem polnischen Kanzler beständig durch den Propst von Colocsa vermittelt wird. Sehr hinderlich für eine schlagende Beweisführung ist die schlechte Ausgabe der Sammlung, die Verstümmelung des dieser Denkschrift zeitlich vorhergehenden Gesandtschaftsberichtes Tomickis, der, wie aus der Antwort des Königs hervorgeht, von der Kanzlerfrage gesprochen haben muß. Wahrscheinlich sind wir dadurch auch um die Aufklärung eines zweiten Punktes gekommen, der Beziehungen des Verfassers zum König von Polen. Ihn nennt er „unsern gemeinsamen Herrn", ein Ausdruck, der durch vielfache Gunstbezeugungen keineswegs genügend erklärt wird, obwohl es ja dem mit mittelalterlichen Urkunden Vertrauten nichts Neues ist, daß auch auswärtige Fürsten von Andern, als ihren Untergebenen mit „Herr" angeredet werden.

Sicherer läßt sich die Zeit der Abfassung feststellen. Die Denkschrift gedenkt der Hochzeit des Königs Sigismund (7. Februar 1512), der Entthronung des Sultan Bajazet (25. April d. J.), des letzten Reichstages von Peter Paul (29. Juni) und der Audienz des Briefschreibers (1. Juli). Nach diesem Tage muß die Abfassung stattgefunden haben. Da ferner des Martini-Reichstages, der Rückkehr des ungarischen Gesandten Miedzyrzeski (Anfang Oktober) als kommender Dinge, der wichtigen Anwesenheit des kaiserlichen Gesandten Cuspinian (Anfang September) noch gar nicht gedacht wird, muß der Brief noch vor Anfang September geschrieben sein. Zwischen Juli und August 1512 liegt die Entscheidung. Die Entschuldigung des Erzbischofs mit der Antwort so lange gezögert zu haben, um den Reichstag noch abzuwarten, erlaubt wohl den Schluß, daß er nach Beendigung desselben unverzüglich sich an die Abfassung gemacht habe. Dann hat er die Denkschrift noch im Juli geschrieben.

Das Motiv der Denkschrift liegt nicht, wie man angenommen hat, bei den persönlichen Interessen des Erzbischofs. Er spricht zwar von dem Streben des Kardinals von Gran nach der Tiara, ohne jedoch daran eine Bemerkung über die etwaige Sedisvacanz und die dadurch für ihn eintretenden Chancen zu reihen, was er in einem privaten und vertraulichen Schreiben an seinen Freund zu verschweigen keinen Grund hatte. Über gewisse Dinge, die „dem Vorteil und der Würde des Königs von Polen entsprechen", zieht Szydloviecki Information ein; daß der Erzbischof nächst den persönlichen Verhältnissen des Königs Wladislaw nur und weitaus am längsten die polnische Vormundschaftsfrage erörtert, zeigt auch, über welche Dinge.

Für die Glaubwürdigkeit des Verfassers spricht nicht bloß dessen eigene Versicherung, „lieber den Vorwurf der Langsamkeit, als ungenügender Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verdienen zu wollen". Seine Informationen hat er zum teil von den handelnden Personen, über die Heiratsverhandlungen von dem betreffenden Gesandten, über den Palatin von Ohrenzeugen. Aber die besten Zeugen sind Aug' und Ohr des in hochangesehener Stellung befindlichen Prälaten selber. Daß er von diesen guten Mitteln auch einen guten Gebrauch gemacht hat, beweist die Beurteilung seines besten Freundes, des Woiwoden von Siebenbürgen, über den er in demselben Schreiben, in dem er erklärt in noch herzlichere Beziehungen zu ihm treten zu wollen, ein geradezu vernichtendes Urteil fällt. Die Liebe zum Polenkönig, der Haß gegen die Hofkamarilla haben sie zusammengeführt, 'eins trennt sie, ihr Verhältnis zum Könige, über dessen Lage sich der Erzbischof in scharfem Gegensatz zu den hochverräterischen Plänen des Woiwoden in rührender Weise ausspricht. Trotzdem führt er eine freimütige Sprache vor dem König. Freilich ist auch er ein Fanatiker seiner Überzeugung. Aber genug, der Mann hat Überzeugung! Nur eine gewisse Einseitigkeit kann in aufgeregten Zeitläuften etwas durchsetzen. Die Zeit in welcher er lebte, hatte seinem Vaterlande gerade keinen Überfluß an Charakteren beschieden. Wir

müssen uns freuen, wenn wir jemand finden, den wir einen Charakter nennen dürfen. Wie er mitten im Parteigetriebe dasteht, Ministern und Hofschranzen gegenüber, deren Handlungsweise er für ehrlos hält und verabscheut, vor einem Könige, dessen Schwächen er kennt, und den er doch achtet und liebt, ganz allein und verlassen, selbst von dem Manne, auf den er sich verlassen zu können glaubte; und wie er nicht verzagt, nicht am Freunde, nicht am Könige, nicht am Wohl des Reichs; wie er neue Pläne ersinnt, die den Interessen des Reichs, des Königs, des Freundes dienen können; wie er dabei mutig Trotz bietet allen Gefahren, die sein Leben bedrohen, so erregt er unsere Bewunderung in hohem Grade.

Der historische Wert der Denkschrift steigert sich durch die Erwägung, daß Bonfini in seiner ungarischen Geschichte mit 1496 abbricht, Tuberone und Dubrawsky für die Zeit vom Preßburger Frieden (1491) bis zum Bauernkriege (1514) sehr summarisch sind, Szerémy mehr Klatsch als Geschichte bringt, Brutus selbst erst aus diesen Quellen und unseren Akten schöpft, Isthvánffy aber ein unzuverlässiger Fabulator im Stile der Hajek ist, so daß wir für die letzte Regierungszeit Wladislaws neben einem unzulänglichen Urkundenmaterial auf fremde Quellen angewiesen sind. Nur so hochinteressante Berichte, wie die noch ungedruckten Briefe des Markgrafen Georg von Brandenburg aus dieser Zeit lassen sich der Denkschrift an die Seite stellen.

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In diese Abteilung wurden vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1886 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Wilhelm Landauer-Donner, hier.
" Alfred von Neufville, hier.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Oberlehrer August Schlimbach, hier.

Am 13. Januar fand eine interne Sitzung statt, welche geschäftlichen Arbeiten gewidmet war: es fand zunächst die Wahl

der Vorsitzenden und des Schriftführers statt. Es wurde Herr Dr. V. Valentin zum ersten, Herr Professor O. Sommer zum zweiten Vorsitzenden, Herr Sauerländer zum Schriftführer gewählt. Die Abteilung beschloß sodann Anträge betreffend eine Ausstellung von Werken Ludwig Richters sowie eines damit verbundenen Sonntagsvortrages an den AGA zu richten. Hieran schloß sich eine öffentliche wissenschaftliche Sitzung. Herr Dr. Pallmann legte zunächst einige neue Erscheinungen aus der Kunstliteratur vor, welche dem Hochstifte von den Verfassern eingesandt worden waren. Nämlich: „Ausgewählte Ansprachen, Reden und Vorträge von Karl von Stegmann, Direktor des Bayerischen Gewerbemuseums Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayerischen Gewerbemuseums. 1886. 8°. 4 Bl. und 88 S." und: „Die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künstlerischer Schmuck. Kunstgeschichtliche Studie von Hans Stegmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1885. 4°. 58 S., 3 Holzschnitte im Text und 7 Tafeln Photographien.

An der Hand des ersten Buches gab Herr Dr. Pallmann einen Überblick über das Kunstgewerbe der Gegenwart in Deutschland und besonders in Bayern. Hauptsächlich sei es der Verfasser dieser Vorträge gewesen, der auf die Hebung der Gewerbe im letzteren Lande und insbesondere auf die künstlerische Gewerbethätigkeit der alten Industriestadt Nürnberg einen großen Einfluß ausgeübt habe.

Das zweite Buch, von dem Sohne dieses verdienten Mannes geschrieben, fand eine eingehende Besprechung; es wurde an demselben die gründliche archivalische Forschung gerühmt, mit der eine nicht minder scharfe künstlerische Beobachtung sich verbinde. Zu bedauern sei nur, daß das sehr schön ausgestattete Werk einige Druckfehler aufweise, welche hätten vermieden werden können.

Auf ein drittes kurz vorher erschienenes Werk machte Herr Dr. Pallmann aufmerksam, welches so recht geeignet sei, einen prächtigen Schmuck des deutschen Hauses zu bilden und zugleich die in Deutschland im allgemeinen fehlende Liebhaberei an

Büchern zu wecken. Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte, gebe in seinen trefflichen Nachbildungen ein genaues Bild der literarischen und buchhändlerischen Thätigkeit vergangener Zeiten. Er werde nicht nur der heranwachsenden Jugend zur Freude und Belehrung dienen, sondern auch durch seinen vielseitigen künstlerischen Inhalt gewiß dazu beitragen, daß Erwachsene, mehr als bisher geschehen, Originale aus dem reichen Schatze unserer Literatur zu erwerben suchen und auch — lesen werden.

Herr Oberlehrer Dr. Schlegel sprach sodann in höchst anregender Weise über die Hagia Sophia in Konstantinopel, welche er im Jahre 1882, als er zum Zwecke kunstgeschichtlicher Studien den Orient bereiste, unter selten günstigen Verhältnissen besuchen und eingehend studieren konnte. Unter Vorlegung von Plänen und Ansichten berichtete er über die wechselvolle Baugeschichte bis zur Restaurierung des Bauwerkes durch Salzenberg und ging auf die Eigentümlichkeit des Baues in konstruktiver und dekorativer Beziehung näher ein. Der Redner schloß seinen Vortrag mit der Schilderung des Eindrucks, den er bei seinem Besuche während des Ramassanfestes gewann, als es ihm vergönnt war, den großartigen Bau im Glanze tausender von Lampen zu sehen.

Am 10. Februar fand eine interne Sitzung statt, welche sich mit der Frage der Neubesetzung der Inspektorstelle am Städelschen Kunstinstitute beschäftigte. Nach vorheriger Beratung war eine Einladung an die Herren Vorsitzenden der mit der Kunst in engerer Beziehung stehenden Vereine ergangen: die Herren waren alle erschienen, so daß außer den Mitgliedern der Abteilung K, so weit sie erschienen waren, die Herren Otto Cornill und von Hoven für die Künstlergesellschaft, Kohn für den Architekten- und Ingenieurverein, Konsul Becker für den Kunstgewerbeverein, Dr. Grotefend für den Verein für Geschichte und Altertum, Donner-von Richter für den Verein für das historische Museum an der Beratung teilnahmen.

Man war allseitig in vollster Übereinstimmung darüber, daß die Inspektorstelle nach Aufhebung der Direktorstelle unter allen Umständen durch einen mit der Kunst und der Kunstwissenschaft vertrauten Mann besetzt sein müsse, da von den Administratoren eine fachgemäße Vertrautheit mit diesem Gebiete weder verlangt noch erwartet werden dürfe. Wenn nun diese Stelle mit einem jungen Kaufmann besetzt worden sei, welcher der Kunst selbst ebenso wie der Kunstwissenschaft durchaus ferne stehe, so sei die einzige Möglichkeit, daß eine fachgemäße Stimme bei der Leitung des Städelschen Institutes zur Geltung komme, ausgeschlossen. Diese Erkenntnis habe sich in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft Bahn gebrochen und habe nicht minder auswärts in allen für die Kunst interessierten und unsere Städelsche Sammlung hochschätzenden Kreisen ebenso großes Erstaunen wie Entrüstung hervorgerufen. Da sei es denn am Platze, daß die Vertreter der Kunst nach ihrer praktischen und wissenschaftlichen Seite hin dieser Stimmung Ausdruck gäben und an die Administration das Gesuch richteten, die so wichtige Stellung eines Inspektors mit einer geeigneten Persönlichkeit zu besetzen. Man einigte sich über folgende Eingabe, welche an die Administration des Städelschen Kunstinstitutes gerichtet wurde.

Frankfurt, den 13. Februar 1886.

Hochverehrliche Administration!

Als durch den Tod des Herrn Gerhard Malß die Inspektorstelle an dem Städelschen Kunst-Institut erledigt wurde, sah man in allen hiesigen Kreisen, welche sich für Kunst und Wissenschaft interessieren und denen das Gedeihen aller diesen edlen Zwecken gewidmeten Anstalten unserer Stadt am Herzen liegt, mit gespannter Erwartung der Wiederbesetzung dieser so wichtigen Stelle entgegen.

Man erwartete, daß die Administration diese Gelegenheit nicht versäumen würde, an diese Stelle einen Mann zu berufen, der nicht allein ein treuer und pünktlicher Ordner und Verwalter der Kunstschätze sein würde, wie dies der verstorbene

treffliche Inspektor Malß in hohem Grade gewesen ist, sondern der auch noch mehr als dieser durch künstlerische oder kunstwissenschaftliche Bildung bei den unablässig an eine Anstalt, wie es das Städelsche Institut ist, herantretenden Anforderungen des Kunstlebens und der Kunstwissenschaft ein erprobter Ratgeber und Förderer sein könnte.

Man war daher auf das peinlichste überrascht von der getroffenen Wahl, als man erfuhr, daß die Stelle durch einen jungen Mann besetzt worden sei, der lediglich die Laufbahn eines Kaufmanns durchgemacht hat und dessen künstlerische Bildung, seinem bisherigen Lebensgang entsprechend, höchstens die eines Verkäufers in einem Kunstgeschäfte sein kann, während eine Vertrautheit mit der Kunstwissenschaft in keiner Weise vorausgesetzt werden kann.

Dieser für das Kunstleben unserer Stadt hochwichtige Posten, welcher seit der Nichtwiederbesetzung der Stelle eines Direktors die einzige Bürgschaft einer die Interessen der Kunst allseitig fördernden Leitung des Institutes darbot, ist damit zu einem Privat-Sekretariat der Administration herabgedrückt worden. Jeden Freund unseres herrlichen Kunst-Instituts erfüllen daher ernste Sorgen, daß die Wirksamkeit des Instituts, welches ohnehin mehr und mehr aufgehört hat, ein belebendes Element für die künstlerische Thätigkeit und die künstlerische Bildung in unserer Stadt zu sein, diese Aufgabe ganz bei Seite setzt. Die unausbleibliche Folge muß die sein, daß die Würde und das Ansehen dieser edlen Stiftung nach innen und außen gefährdet und die gedeihliche Entwicklung ihrer hohen Zwecke für ein ganzes Menschenalter und darüber hinaus aufs Spiel gesetzt wird.

Selbst in kleineren Städten greift man bei Besetzung derartiger Stellen nur nach den tüchtigsten Kräften, wie viel mehr ist dieses in unserer Stadt geboten, wo unsere für Kunst und Wissenschaft thätigen Anstalten in noch höherem Grade als anderwärts den Beruf haben, zu der mehr praktischen und kommerziellen Richtung der Bürgerschaft die notwendige Ergänzung eines geistigen Gegengewichtes zu bilden.

In diesem Sinne hat der hochherzige Stifter in seinem Testamente ausdrücklich ausgesprochen, daß, wie das Kunstinstitut „zum Besten hiesiger Stadt und Bürgerschaft“ (§ 1) gestiftet ist, seine Absicht darauf gerichtet sei, daß das Institut „der hiesigen Stadt zu einer wahren Zierde gereichen und zugleich der Bürgerschaft nützlich werden möge“ (§ 2). Gerade um dieses zu erreichen, hat er der Administration ausgedehnte Befugnisse gegeben (§ 7), aber auch zugleich erklärt, daß die Administrationsbefugnisse sich aus „dem Zweck und der Absicht“ dieser Stiftung ergeben (§ 5). Hieraus erhellt, daß die Administration der Bürgerschaft gegenüber eine Verpflichtung hat, die Anstalt dem Zwecke und der Absicht des Stifters gemäß zu leiten. Wenn eine Besetzung der fraglichen Stelle in der obenerwähnten Weise wirklich einträte, so wäre es zweifellos, daß die Absicht des Stifters nicht erreicht würde. Die Bürgerschaft aber darf erwarten, daß ihren durch den Stiftungszweck gewährleisteten Interessen Rechnung getragen wird.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend haben die Vorstände

der „Künstlergesellschaft“,
des „Architekten- und Ingenieur-Vereins“,
des „Freien Deutschen Hochstifts Akademischen Gesamtausschusses“,
des „Vereins für das historische Museum“,
des „Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins“,
des „Vereins für Geschichte und Altertumskunde“

als die berufenen Vertreter der für Kunst und Wissenschaft thätigen Kreise der Bürgerschaft sich vereinigt und wenden sich an die verehrliche Administration mit der dringenden Bitte, die getroffene Wahl rückgängig zu machen und an Stelle des Gewählten eine geeignete Persönlichkeit zu ernennen.

Wir geben dieses um so mehr der Erwägung anheim, als wir es für unsere Pflicht erachten, mit unserem ganzen Einflusse dahin zu wirken, daß das Interesse des Instituts und der Bürgerschaft, zu deren Besten es gestiftet worden ist, nicht geschädigt werde.

In der Erwartung einer günstigen Beantwortung unserer Vorstellung zeichnen

Hochachtungsvoll

Der Vorstand der Frankfurter Künstlergesellschaft

F. von Hoven z. Z. Vorsitzender. Eugen Klimsch.

Der Vorstand des Architekten- und Ingenieur-Vereins

C. Kohn. Askenasy.

Des freien deutschen Hochstifts Akademischer Gesamtausschuß

Dr. V. Valentin. Dr. H. Pallmann, Verw.-Schr.

Der Vorstand des Vereins für das historische Museum

Donner-von Richter, Vorsitzender. Chr. L. Thomas.

Der Vorstand des mitteldeutschen Kunstgewerbevereins

C. Becker.

Der Vorstand des Vereins für Geschichte und Altertumskunde

Dr. H. Grotefend, Vorsitzender. G. W. Mappes, Schriftführer.

Wir fügen, um den Verlauf dieser Bemühungen im Zusammenhange zu schildern, hier sogleich die weitere Korrespondenz an, für deren Fortführung eine Reihe von Sitzungen stattfand.

Die Administration des Städelschen Kunst-Instituts

an

die hochverehrlichen Vorstände der Frankfurter Künstlergesellschaft, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Freien Deutschen Hochstifts Akademischen Gesamt-Ausschusses, des Vereins für das historische Museum, des mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde dahier, zu Händen des Herrn F. von Hoven, Vorsitzenden der Frankfurter Künstlergesellschaft.

Indem wir Ihnen den Empfang Ihrer geschätzten Zuschrift v. 13. d. M., erhalten den 16. ds., hiermit bestätigen, können wir nicht umhin, gleichzeitig das Gefühl peinlichen Befremdens zu konstatieren, welches durch die Kenntnisnahme derselben bei uns erregt worden ist. Wir sind weit davon entfernt, die Berechtigung der einzelnen unterzeichneten, der Kunst mehr oder minder nahe verwandten Vereine, sich als zur Vertretung

künstlerischer Interessen in unserer Stadt vorzugsweise berufen anzusehen, bemängeln zu wollen; selbstverständlich bestreiten wir ihnen ebensowenig wie jedem Dritten das volle Recht, sich mit Wünschen und Anträgen an die Administration des Städelschen Instituts zu wenden. Wir wollen es auch gewiß nicht bezweifeln, daß es die aufrichtige Liebe zur Kunst und die lebhafte Teilnahme an dem Wohle unseres Instituts sind, welche die verehrlichen Vereine zu dem außerordentlichen und gewichtigen Schritte der gemeinschaftlichen Eingabe veranlaßt haben. Allein sowohl das an uns gestellte Ersuchen, wie dessen Motivierung müssen wir entschieden ablehnen.

Man kann den Posten und die Aufgabe eines Inspektors und Konservators an unserem Institute in verschiedener Weise auffassen, wir werden in eine Erörterung dieser Frage hier nicht eingehen. Aber man kann es einer gewissenhaften Administration — ohne deren Stellung zu nahe zu treten — nicht zumuten, daß sie in einer so wichtigen Angelegenheit wie der vorliegenden, einen Beschluß, den sie nach gründlicher Prüfung aller dabei in Betracht kommenden inneren und äußeren Verhältnisse gefaßt, binnen der kurzen Frist von nur wenigen Wochen rückgängig mache.

Daß bei dieser Beschlußfassung die Gründe, die für eine andersgeartete Besetzung der Inspektorstelle geltend gemacht werden können, zur sorgfältigen Erwägung gekommen sind, versteht sich von selbst; irgend welche neue Momente haben wir aus dem gefälligen jenseitigen Schreiben nicht zu entnehmen vermocht.

Dagegen haben wir allen Anlaß, uns gegen eine Reihe in dieser Vorstellung enthaltener völlig unzutreffender Bemerkungen auf das Ernstlichste zu verwahren, ja einige derselben müssen wir als für die Administration direkt verletzend bezeichnen. Wenn in der Eingabe gesagt wird, daß die Besetzung des Inspektorats in dem von der Jenseite gewünschten Sinne „die einzige Bürgschaft einer die Interessen der Kunst allseitig fördernden Leitung darbot", daß „das Institut aufgehört hat, ein belebendes Element für die künstlerische Thätigkeit und die

künstlerische Bildung in unserer Stadt zu sein", daß durch die getroffene Wahl „die Würde und das Ansehen der edlen Stiftung nach innen und außen gefährdet und die gedeihliche Entwicklung ihrer hohen Zwecke für ein ganzes Menschenalter und darüber hinaus aufs Spiel gesetzt wird", so sind das durch Nichts begründete Behauptungen, welche die unterzeichnete Administration nicht unterlassen kann und will, hiermit förmlichst zurückzuweisen. Was aber die Administration geradezu als eine schwere Bezichtigung empfinden, wogegen sie den energischsten Einspruch erheben muß, das ist der Vorwurf, daß sie durch die von ihr beschlossene Besetzung der Inspektorstelle gegen die Absicht des Stifters gehandelt habe. Seine Absicht hat der Stifter sehr klar in dem § 2 seines Testamentes ausgesprochen „Da meine Absicht u. s. w. so will ich u. s. w." „Zugleich aber verordne ich u. s. w."; ferner hat er in § 3 was die Vermögensverwaltung und den Unterricht betrifft, wegen der Sammlungen aber in § 5 für „die ganze Einrichtung" des Kunstinstituts weitere ausführliche Vorschriften getroffen.

In allen diesen Bestimmungen ist von der Vermehrung der Sammlungen, von der Öffnung der Galerie an bestimmten Tagen und Stunden, von dem Kunstunterrichte, der Wahl der Lehrer, der Aufnahme der Schüler, von der Anlage des Vermögens und auch von der Anstellung des Stiftungs-Personales die Rede, der Posten eines Inspektors oder Direktors aber findet sich darin auch nicht mit einem Worte erwähnt.

Und doch ist man zu der Annahme gewiß vollberechtigt, daß wenn die Schaffung eines Inspektorats von der maßgebenden Bedeutung, wie sie die Vorstellung in Aussicht nimmt, — so daß dasselbe „die einzige Bürgschaft für eine kunstförderliche Leitung des Instituts darbiete", daß von dessen Besetzung die gedeihliche Entwicklung des Instituts „für ein ganzes Menschenalter abhänge" — daß, wenn dies in der Absicht des Stifters gelegen hätte, dieser dann neben den mannichfachen sonstigen Anordnungen doch auch einer so wichtigen Institution irgendwie Erwähnung gethan hätte; der Stifter hat offenbar an einen solchen Inspektor gar nicht gedacht.

Die Administration ist kraft der ihr in den §§ 3, 5 und 7 des Städelschen Testaments erteilten „unbeschränkten Macht und Gewalt" allerdings befugt auch über den von dem Stifter vorgezeichneten Rahmen hinauszugehen und im Interesse der Kunst und der Anstalt ihr zweckmäßig scheinende weitere Einrichtungen zu treffen, aber zu behaupten, daß sie durch die Grenzen, die sie für die Thätigkeit des von ihr überhaupt erst geschaffenen Inspektorats gezogen hat, „zweifellos" gegen die Absicht des Stifters handle, ist ein durchaus ungerechtfertigtes und bei der Schwere der darin gegen die Administration erhobenen Beschuldigung unverantwortliches Vorgehen, und wir können es nur auf das lebhafteste bedauern, daß die verehrlichen Vorstände solche — auch bereits der Öffentlichkeit übergebene — Behauptungen haben aufstellen können.

Die Erklärung in dem Schlußsatze der Eingabe, daß die unterzeichneten Vorstände es als ihre Pflicht erachten, mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu wirken, daß das Interesse des Instituts und der Bürgerschaft, zu deren Besten es gestiftet wurde, nicht geschädigt werde, können wir ihrem Wortlaute nach gewiß nur mit Freuden begrüßen; sollte damit jedoch eine versteckte Drohung gegen die Administration gemeint sein, so sehen wir der Ausführung einer solchen im Bewußtsein unseres guten Rechtes und unserer stiftungsgemäßen Pflichterfüllung mit vollkommener Ruhe entgegen.

Frankfurt-Sachsenhausen, den 23. Februar 1886.

Hochachtungsvoll

Die Administration des Städelschen Kunstinstitutes

gezeichnet:

Dr. Schlemmer. Dr. Jeanrenaud.

Moritz Gontard. Dr. v. Schweitzer. Wilhelm Metzler.

Frankfurt a. M., den 13. März 1886.

An die verehrliche Administration des Städelschen Kunstinstituts!

Aus Ihrer geschätzten Zuschrift vom 23. Februar d. J., die wir die Ehre hatten, am 25. Februar zu empfangen, ersehen wir zu unserem lebhaften Bedauern, daß Sie dem durch die

unterzeichneten Vereine an Sie gerichtetem Ersuchen um anderweitige Besetzung der Inspektorstelle an dem Städelschen Kunst-Institut eine unbedingte Ablehnung entgegenstellen.

Anstatt uns einer auf den Geist der Sache eingehenden Offenlegung der Gründe zu würdigen, welche Sie zu der in allen hiesigen und auswärtigen Kunstkreisen Befremden erregenden Wahl veranlaßt haben, berufen Sie sich auf den toten Buchstaben des Testaments, auf die nach dem formalen Rechte Ihnen zustehende „unbeschränkte Macht und Gewalt", welche wir nicht bestritten haben. Wäre dies unsere Absicht gewesen, so hätten wir unsere Vorstellung nicht in das Gewand einer Bitte gekleidet.

Ebensowenig haben wir Ihnen, wie es in Ihrem schätzbaren Schreiben heißt, zugemutet, daß „binnen einer kurzen Frist von nur wenigen Wochen" eine Rückgängigmachung der stattgehabten Ernennung zu erstreben sei, denn von irgend einem Termin ist in unserer Eingabe keine Rede.

Noch unzulässiger ist die Auslegung, die Sie unseren Worten: „wenn eine Besetzung der fraglichen Stelle in der erwähnten Weise wirklich einträte, so wäre es zweifellos, daß die Absicht des Stifters nicht erreicht würde" dadurch geben, daß Sie uns die Behauptung in den Mund legen: die Administration handle zweifellos gegen die Absicht des Stifters, wenn sie für die Thätigkeit des Inspektors gewisse Grenzen ziehe". — Von unserer Äußerung zu Ihrer Auslegung ist der Weg so weit, wie von einem bedauernswerten Fehlgriff zu einer absichtlichen Statutsverletzung, deren Möglichkeit wir von den hochachtbaren Persönlichkeiten der Administration auch nicht im entferntesten voraussetzen.

Über den eigentlichen Kernpunkt der Sache aber, die Frage nämlich, wie die Aufgabe eines Inspektors und Konservators an dem Städelschen Kunst-Institute aufzufassen sei, gehen Sie einfach hinweg mit dem Bemerken: „wir werden in eine Erörterung dieser Frage hier nicht eingehen". Gegenüber dieser ebenso bequemen wie nichts beweisenden Form der Abfertigung bleiben die unterzeichneten Vereine der Ansicht, daß gerade

das Gegenteil, nämlich eine sachgemäße, objektive Besprechung der hochwichtigen Frage durchaus wünschenswert und geboten sei.

Wenn Sie bemerken, der Stifter habe „offenbar“ an einen Inspektor, wie die unterzeichneten Vereine ihn verstehen, „gar nicht gedacht“, so geben wir Ihnen dieses gerne zu, insoweit der Stifter ihn nicht ausdrücklich genannt hat, da er nach § 7 seines Testaments es weder für „rätlich noch für nützlich erklärt, alle künftigen Einrichtungen im Voraus durch Instruktionen zu bestimmen“. Aber im Laufe der Jahre hat eine frühere Administration in richtiger Anwendung der in § 3 des Testaments ihr gewährten Befugnis der „Anstellung des nötigen Stiftungspersonals“ aus eigener Initiative nicht nur einen Direktor angestellt, an den der Stifter ebensowenig „gedacht“ hatte, sondern gleichzeitig auch die Schaffung eines Inspektorates für die Sammlungen als nötig erachtet.

Und in der That dürfte zu dieser Stunde keine Kunstanstalt von der Bedeutung und dem Range des Städelschen Instituts aufzuweisen sein, welche nicht neben der Hauptverwaltung eine mit umfassender Vorbildung und Spezialkenntnissen ausgerüstete Persönlichkeit besäße, die den Anforderungen der Kunstwissenschaft sowohl wie des Kunstmarktes gewachsen wäre.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese den Maßnahmen Ihrer eigenen Administration entspringenden Betrachtungen zu der von Ihnen getroffenen Wahl in einem schroffen Gegensatze stehen, der durch den Inhalt Ihres geehrten Schreibens keineswegs erklärt, geschweige denn gerechtfertigt wird.

Die unterzeichneten Vereine, die in ihrer Gemeinschaft die Auffassung einer überwiegenden Mehrheit derer zu vertreten glauben, welche aus Beruf und Neigung den Bestrebungen des Kunst-Instituts nahestehen, bezweifeln in keiner Weise die wohlmeinenden redlichen Absichten der verehrlichen Administration, sehen sich aber gezwungen, auf dem von ihnen in dieser Frage eingenommenen Standpunkt mit Bestimmtheit zu verharren und warnen nochmals auf das ernstlichste vor einer Mißachtung oder Verkennung derjenigen Grundsätze, die ihres Erachtens allein geeignet sind, die schöne, Ihrer Obhut anvertraute

Anstalt, im Interesse der Kunst und unserer gemeinsamen Vaterstadt einer zeitgemäßen Wirksamkeit und höheren Blüte entgegenzuführen.

Hochachtungsvoll

(Die Vorstände der Vereine wie oben.)

Die Administration des Städelschen Kunstinstituts

an

die hochverehrlichen Vorstände der Frankfurter Künstlergesellschaft, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Freien Deutschen Hochstifts Akademischen Gesamt-Ausschusses, des Vereins für das historische Museum, des mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde

Dahier

zu Händen des Herrn F. von Hoven,

Vorsitzenden der Frankfurter Künstlergesellschaft.

Wir haben Ihre geschätzte Zuschrift vom 13. am 16. d. M. erhalten und daraus zu unserer aufrichtigen Befriedigung den Eindruck gewonnen, daß die erste Erregung in den von Ihnen vertretenen Kreisen inzwischen einer ruhigeren Erwägung und einer gerechteren Beurteilung der in Betracht kommenden Verhältnisse Platz gemacht hat.

Wir würden daher an sich keinen Anlaß zu einer erneuten Rückäußerung gehabt haben, wenn uns nicht daran gelegen wäre, verschiedenen Mißverständnissen zu begegnen, welche durch Ihre geehrte Zuschrift hervorgerufen werden könnten.

Zunächst müssen wir darauf aufmerksam machen, daß wir uns für die Ablehnung des von Ihnen gestellten Ersuchens keineswegs auf die uns verliehene „unbeschränkte Macht und Gewalt" berufen haben. Wir haben lediglich geltend gemacht, daß einer gewissenhaften Administration — gleichviel wie beschränkt oder unbeschränkt deren Macht sein möge — nicht zugemutet werden darf, einen in einer wichtigen Angelegenheit eben erst gefaßten Beschluß alsbald wieder umzustoßen. Und darum handelte es sich bei dem Ersuchen der verehrlichen Vorstände; wenn dieselben erklären: sie hätten uns keinen Termin

für die Rückgängigmachung der Ernennung gesetzt, so kann sich dies nur auf die Ausführung eines eventuellen abändernden Beschlusses der Administration beziehen; daß dieser Beschluß selbst alsbald, d. i. also binnen der kurzen Frist von wenigen Wochen gefaßt werden sollte, war doch wohl sicherlich die Meinung der Herren Gesuchsteller, wenigstens vermochten wir die „dringende Bitte" ihrem Wortlaute nach nicht anders zu verstehen.

Zu besonderer Genugthuung gereicht uns die Erklärung der verehrlichen Vorstände, daß der Vorwurf einer absichtlichen Statutsverletzung nicht in ihrer Meinung gelegen habe, doch war die Auslegung, welche die Administration den Worten in der jenseitigen Eingabe vom 13. Februar d. J. geben mußte, fast unvermeidlich. Wenn behauptet wird, daß eine Administration so gehandelt habe, daß die Absicht des Stifters zweifellos, — d. h. so daß darüber überall kein Zweifel bestehen kann, — nicht erreicht werde, so ist das doch kaum verschieden von der Behauptung, die Administration habe gegen die zweifellose Absicht des Stifters gehandelt.

Aber auch in der abgeschwächten Bedeutung, welche die verehrlichen Vorstände ihren Worten geben, können wir die Richtigkeit der darin enthaltenen Behauptung nicht einräumen. Daß man sich die Stellung eines Inspektors am Städelschen Institute in verschiedener Weise denken kann, haben wir ausdrücklich anerkannt. Wenn sich die verehrlichen Vorstände für ihre Auffassung auf einen früheren Vorgang in der Verwaltung berufen, so soll ihnen dies nicht bestritten werden, obwohl andere Vorgänge mit gleichem Rechte in gegenteiligem Sinne geltend gemacht werden können. Dagegen müssen wir entschieden an der in unserem Schreiben vom 23. v. M. ausgeführten Darlegung festhalten, daß der Stifter die jenseitige Auffassung nicht geteilt hat; er, der andere weit unbedeutendere Fragen in seinem Testamente eingehend beordnet hat, würde seine Meinung sicherlich in einer jeden Zweifel ausschließenden Form ausgesprochen haben, wenn er geglaubt hätte, daß ohne Anstellung eines mit speziellen Fachkenntnissen ausgestatteten Inspektors Zweck und Absicht seiner Stiftung nicht erreicht werden könnten.

Wenn wir uns daher auch zu unserem Bedauern außer Stande gesehen haben, den Wünschen der verehrlichen Vorstände in dieser Frage zu entsprechen, so geben wir uns doch der Zuversicht hin, daß durch die von uns getroffene Wahl das Interesse des Instituts nicht geschädigt werden wird, hoffen vielmehr, daß die Städelsche Stiftung nach wie vor der hiesigen Stadt zur Zierde und zum Nutzen gereichen und eine segensreiche Wirksamkeit im Geiste des Stifters entfalten möge.

Mit diesem Wunsche, der ja in gleichem Sinne, wenn schon in anderer Form in den Ausgangsworten Ihrer verehrlichen Zuschrift Ausdruck gefunden hat, schließen wir unsere ergebene Erwiderung und damit zugleich, da wir uns einen Erfolg von der Fortsetzung des Schriftenwechsels nicht zu versprechen vermögen, unsererseits diesen selbst und zeichnen

hochachtungsvoll

die Administration des Städelschen Kunstinstituts.

Frankfurt a/M.-Sachsenhausen, den 23. März 1886.

Auf dieses Schreiben glaubten die Vereine sich einer weiteren Äußerung enthalten zu können: es lag zu offenkundig zu Tage, daß die Administration nicht gesonnen sei auf die Hauptsache einzugehen und sich damit begnügen wolle an Nebensachen herumzumäkeln. Für die Vereine und für die Bürgerschaft liegt das Verhältnis klar. Eine Kunstanstalt wie das Städelsche Institut, das außer einer ständig zu mehrenden Kunstsammlung, eine Bibliothek und eine Kunstschule umfaßt, bedarf einer fachmännischen Leitung. Die Administration soll, wie ihr Name sagt, das Ganze verwalten, ist aber in ihrer Zusammensetzung außer Stande, die sachmäßige Leitung selbst zu übernehmen. An der Spitze jeder Kunstsammlung steht ein kunstwissenschaftlich gebildeter Direktor. An der Spitze der Gemäldegalerie zu Berlin steht als Direktor Dr. Julius Meyer, Geh. Reg. Rat. Nebenher fungiert eine Sachverständigenkommission; sie besteht aus: Dr. H. Grimm, Geh. Reg. Rat, Prof. ord.; Dr. M. Jordan, Geh. Ober-Reg.-Rat, Direktor; L. Knaus, Prof.; G. Spangenberg, Prof., sowie den Stellvertretern: A. v. Beckerath; Dr. Dohme, Direktor; Gesellschap, Prof.; Graf Harrach,

Landschaftsmaler. Ganz entsprechend hat die Abteilung für Skulpturen Dr. W. Bode zum Direktor, das Antiquarium Dr. Curtius, Geh. Reg.-Rat, Prof.; das Kupferstichkabinet Dr. F. Lippmann, und neben ihnen Sachverständigen-Kommissionen. (Vgl. R. Springer, Kunsthandbuch, 1886 [4. Aufl.] S. 26 ff.) Also es stehen nicht nur die hervorragendsten wissenschaftlichen Kräfte als Direktoren an der Spitze, sondern um deren Wirken nicht zu einem absoluten werden zu lassen, wie es besonders bei den Ankäufen der Fall sein könnte, tritt an ihre Seite je eine Sachverständigenkommission, die aus hervorragenden Gelehrten und Künstlern besteht und ohne deren Zustimmung kein Ankauf stattfinden kann. Hier im Städelschen Kunstinstitut versieht die Administration nicht nur die Verwaltung der ganzen Stiftung; sie ist Direktor der einzelnen Sammlungen und nebenbei noch die Sachverständigenkommission — alles in einer Person. Daß dies ein unzuträglicher Zustand ist, liegt auf der Hand. Wenn heute eine solche Stiftung gemacht würde und es würden als Verwalter an die Spitze fünf Laien gestellt, ihnen aber zugleich die Auflage gemacht als technische Behörde an der Spitze der Kunstsammlung und der Kunstschule zu fungieren, wer wäre kühn genug eine solche Stellung anzunehmen? Ist etwa im Hochschen Konservatorium die Administration zugleich technischer Direktor der Schule? Und in der That hat die erste Administration eingesehen, daß in erster Linie ein technischer Direktor notwendig sei. Man berief, nach der Überzeugung der früheren Zeit, einen Künstler, Philipp Veit. Heutzutage beruft man kunstwissenschaftlich gebildete Männer — man lese das Verzeichnis in R. Springers Kunsthandbuch! Nun ist aber allmählich die Administration zu dem Glauben gekommen, daß das Dirigieren ein Bestandteil des Administrierens sei: man hat Philipp Veit gehen lassen, nachdem man eigenmächtig eingegriffen und gegen sein Votum eine Anschaffung ausgeführt hatte. Aber immerhin war künstlerischer und in diesem Falle zugleich kunstwissenschaftlicher Rat in der Person des als Kunstforscher bekannten Passavant vorhanden: ein solcher Mann war ursprünglich neben dem Direktor Philipp Veit der Inspektor der Anstalt!

Ihm wurde Gerhard Malß als Gehilfe zur Seite gegeben und folgte ihm als Inspektor. Malß war ausübender Künster gewesen, hatte für Kunstwissenschaft das lebhafteste Interesse, und so gelang es ihm durch Studium und persönlichen Verkehr auf diesem Gebiete eine recht respektable Kenntnis zu erlangen. Malß war aber ein musterhafter Beamter, und besonders das Kupferstichkabinet hat seiner unverdrossenen Thätigkeit viel zu verdanken. Er war jedoch keine Persönlichkeit eigenen imponierenden Urteils, und so gewöhnte sich unter seinem Inspektorat die Administration mehr und mehr daran in allen Dingen nach eigenem Gutdünken zu verfahren und im Vertrauen auf den Wortlaut des Testamentes auf jeden guten Rat, der von Außen herantrat, auf jeden Ruf nach Belebung und Kräftigung einer maßgebenden Beeinflußung und Förderung des künstlerischen Lebens mit der souveränen Empfindung eines unnahbaren Absolutismus herabzusehen. Da starb Malß und nun geschah der letzte Schritt: der neue Gehilfe sollte auch jeglichen künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Verständnisses baar sein, damit die Leitung nun vollständig und unbedingt Sache der Administration wäre, der Gehilfe aber einfach nur seine ausübende Kraft zur Verfügung stellte. Man kann nicht leugnen, daß von diesem Gesichtspunkte aus die getroffene Wahl eine durchaus sachgemäße war. Ebenso wenig kann man aber leugnen, daß mit dieser Ernennung die letzte Bürgschaft einer sachgemäßen Leitung verloren gegangen ist. Es ist selbstverständlich nicht die Meinung der Vereine, daß mit der Ernennung eines künstlerisch oder kunstwissenschaftlich gebildeten Inspektors das Ideal erreicht wäre: es wäre im Gegenteil nur das geringste, was man zu fordern berechtigt ist. Das Richtige wäre, daß ein technischer Direktor, der von der praktischen Kunst und der Kunstwissenschaft sowie vom Wesen und der Aufgabe einer Kunstanstalt etwas verstände, an die Spitze gestellt würde, daß neben ihn eine Sachverständigen-Kommission für die Ankäufe träte, und daß über dem Ganzen als die Verwaltungsbehörde die Administration stände, um in allen wichtigen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen. Handelt es sich doch z. B. bei Ankäufen nicht blos um das

einzelne Bild, sondern um das System, nach welchem die Vervollständigung zu erfolgen hat — es sei denn, daß eine öffentliche Anstalt den Charakter einer Privatsammlung annehmen dürfte. Und wie seltsam berührt es, wenn man in dem Springerschen „Handbuch" die Übersicht der Kunstschulen durchsieht, wenn überall mehr oder minder ausführlich der Lehrplan der Anstalt mitgeteilt wird, deren jede ein bestimmtes Ziel bei der Ausbildung verfolgt und dies auf wohlerwogenem Wege zu erreichen sucht. Da kommt man S. 195 an die Kunstschule zn Frankfurt am Main. Es werden neben der Elementarschule die Ateliers der Kunstschule aufgeführt; dann heißt es: „Der Lehrgang wird vom Lehrer selbst bestimmt". Ein vernichtenderes Urteil als in diesen wenigen Worten liegt, kann über eine Anstalt nicht ausgesprochen werden. Es sagt, daß in dieser Schule ein Lehrplan nicht existiert, daß es überhaupt keine Schule, sondern ein Nebeneinanderbestehen von Ateliers ist, in welchen der leitende Künstler macht, was er will. Wie sollte es auch anders sein? Wo ist denn die technische Behörde, die hier die fachgemäßen Vorschriften machen könnte, welche die Autorität besäße, hier leitend und ordnend einzugreifen? Und wie ganz anders könnte es sein! Statt daß die jungen Frankfurter nach auswärts gehen müssen, wenn sie etwas Tüchtiges lernen wollen, müßte Frankfurt der Stützpunkt einer großgedachten Kunstschule sein, welche Auswärtige hierherzöge, wie es unter Philipp Veit im besten Werden war — man denke an Rethel, an Schwind! Es ist wahrlich nicht genug geschehen, wenn gelegentlich ein mehr oder weniger wertvolles Bild gekauft wird. Wenn das Städelsche Kunstinstitut seine Aufgabe erfüllen sollte, so müßte es hier der Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens und Wirkens sein, so müßte es die hiesigen Künstler zu fördern suchen und das Interesse an der Kunst zu wecken und zu verbreiten suchen. Eine solche Anstalt hat nicht genug gethan, wenn sie dasteht und zu bestimmten Stunden ihre Thore aufmacht — sie muß ein Lebenselement in der Existenz der Bürgerschaft werden, sie muß speziell in unserer Handelsstadt das Ferment auf einem für die Kultur wichtigsten Gebiete des Lebens und Denkens sein. Dazu

bedarf es aber eines anderen treibenden Elementes als es naturgemäß die Administratoren sein können, welche, von ihrem Standpunkte von Kunstliebhabern aus sich zweifellos hingebungsvoll ihrer Aufgabe widmen, auch vielleicht im Buchstaben des Testamentes eine Berechtigung dafür finden können, von denen aber eine Leitung des Institutes über diesen Gesichtspunkt hinaus zu verlangen, eine Ungerechtigkeit wäre. Es ist aber keine Ungerechtigkeit zu verlangen, daß für eine solche Leitung die geeigneten Kräfte gewonnen werden. Dahin ging die Bitte der Vereine.

In der internen Sitzung vom 31. März legte Herr Dr. Valentin zunächst das letzte Werk des leider so früh verstorbenen Mitgliedes der Abteilung K., Rudolf Redtenbacher, vor: „Die Architektur der italienischen Renaissance, Entwicklungsgeschichte und Formenlehre derselben. Ein Lehr- und Grundbuch für Architekten und Kunstfreunde von Rudolf Redtenbacher, Architekt. Frankfurt a. M. Heinrich Keller 1886.“ 8. XVI und 568 S. Der Vortragende wies darauf hin, wie das Buch in der That dazu angelegt sei, ein Handbuch für den steten Gebrauch aller derer zu werden, welche sich mit der Geschichte der italienischen Renaissance eingehender vertraut machen wollen. Redtenbachers Arbeit beruhe, wie er dies selbst hervorhebe, in ihrem kulturhistorischen Teil besonders auf den bezüglichen Arbeiten Burckhardts; in ihrem baugeschichtlichen und besonders in der Lehre von der Formbehandlung trete nicht nur die Selbstständigkeit eigner Forschung hervor, sondern in sehr erfreulicher Weise mache bei der Beurteilung sich die Thatsache geltend, daß hier ein auch in praktischer Weise mit der Baukunst Vertrauter das Wort ergreife. Es zeige sich dies besonders in der Nachweisung der Entstehungsgründe für künstlerische Formen, wobei Redtenbacher mehr als es sonst in der Architekturgeschichte üblich sei und gewiß in sehr richtiger Weise, von dem Gedanken ausgehe, daß in erster Linie das praktische Bedürfnis zu befriedigen sei und daß dies in höherem Grade für die Wahl der Formen maßgebend sei als das Bestreben eine „Idee“ zum Ausdruck zu bringen. Er glaube daß dieser Gedanke noch schärfer und bestimmter als leitender Grundsatz bei der Behandlung der

Kunstgeschichte überhaupt an die Spitze gestellt werden müsse. Was man gewohnt sei als „Idee“ zu betrachten, sei meist erst das Ergebnis der durch die Notwendigkeit veranlaßten und in ihrer Durchführung geleiteten Kunstschöpfung, werde dann aber leicht als das die Schöpfung veranlassende und sie bestimmende Moment erfaßt. Als auf ein besonders gutes Beispiel meist der Vortragende auf die Bemerkungen hin, die Redtenbacher über das Mauerwerk von Palazzo Pitti macht. Materielle Gründe haben hier und sonst den Quaderbau notwendig gemacht. Sollte aber bei der gewaltigen Größe die Möglichkeit einer raschen Fertigstellung erreicht werden, so war das „nur möglich, wenn man den Aufwand der Arbeit auf sein Minimum beschränkte, d. h. da nun einmal der Randbeschlag der Quadern gebräuchlich war, nur dies ausführte, die Bossage aber stehen ließ, wie sie sich im Steinbruch von selbst ergaben und höchstens einige überflüssige und bei der Arbeit des Versetzens hindernde Vorsprünge des Quaders abschlug“ (S. 310). Zugleich ergab sich damit für die künstlerische Wirkung die Möglichkeit „bei der sonstigen Einfachheit der Architektur“ „eine plastische Wirkung zu erzielen“ und schließlich kam dadurch zugleich auch der Charakter des Baues seiner „Idee“ nach, „die trotzige Festigkeit“ am besten zum Ausdruck. Ebenso erklärt sich die ungleiche Höhe der Steinschichten, die ungleiche Länge der Quadern aus dem Bestreben, die Arbeit und damit die Kosten auf ein Minimum zu beschränken. Aber gerade hierdurch „gewinnt das Gemäuer seine malerische Erscheinung“. „Darin aber liegt die künstlerische Stärke Brunelleschis daß er die Übereinstimmung der äußeren Erscheinung mit dem materiellen Bedürfnis erkannte und sich über die Hilfsmittel klar war, wie er diese Harmonie von Zweck, Stoff und Form erreichen konnte“ (S. 311). Redtenbacher faßt diesen Grundcharakter der Formentstehung so zusammen: „Nicht dem sogenannten „Volksgeist“, diesem blos in der Vorstellung bestehenden Allgemeinbegriff, mit welchem uns die Ästhetiker abspeisen, wenn sie keine bessere Erklärung zu finden wissen, verdankt Italien seinen Vorzug in Bezug auf Verwendung monumentaler Baumaterialien gegenüber dem

Norden, sondern den günstigeren Bedingungen des Landes. Weder Brunelleschi noch seine Nachfolger hätten mit den rheinischen Grauwackeschiefern oder den Brohlthaler Tuffsteinen einen Palazzo Pitti, Riccardi und Strozzi schaffen können; nur wo Materialien, wie die harten Buntsandsteine des Oberrheins oder die Niedermendiger Laven bei Andernach zur Verfügung standen, kam man aus Sparsamkeitsgründen, nicht nur der Geld-, sondern auch der Zeitersparnis halber, auch in Deutschland dazu die Rustikabossagen bei Quadern, wie sie der Steinbruch lieferte, anzuwenden. In Toskana wie am Rhein oder in Frankreich und in Griechenland bewährt sich stets derselbe Satz: daß die materiellen Bedingungen des Landes und des Ortes stets erfüllt sein müssen, ehe von einer Kunst als etwas Idealem die Rede sein kann. Der Zweck, die Aufgaben schreiben innerhalb gegebener Grenzen stets die Mittel zum Zweck vor, die Mittel für die vorhandenen Stoffe, mit Hilfe welcher die materiellen wie die idealen Zwecke erfüllt werden können, und von der Erfüllung aller drei Faktoren hängt schließlich die Form, die äußere Erscheinung ab. Das wußte man von Brunelleschi bis auf Michelangelo und Palladio: später vergaß man diese leicht einsehbare Wahrheit" (S. 314 f.). Von diesem Standpunkte unbefangener Forschung aus erkennt Redtenbacher die hohe Bedeutung der Renaissance an, „die für alle späteren Zeiten wertbleibende Formen und Verhältnisse geschaffen hat". Er hält aber auch im Gegensatz zu den Behauptungen und Theorien einseitiger Vertreter der italienischen Renaissance daran fest „daß die mittelalterliche Architektur nicht minder lehrreich ist als jene, und daß eine gesunde Architekturentwicklung in Zukunft nur dann möglich ist, wenn das Studium der mittelalterlichen Baukunst eben so gründlich und umfassend betrieben wird als dasjenige der italienischen Renaissance. Ohne Kenntnis der mittelalterlichen Baukunst ist das richtige Verständnis der französischen und deutschen Renaissance kaum möglich, die doch ein wesentlich Anderes sind als die italienische Renaissance. Diese Gedanken weiter auszuführen kann hier nicht der Ort sein; die Andeutungen mögen genügen und zu-

gleich Anregungen sein." (S. 382). Möchten diese letzten Worten Redtenbachers zur That und eine Anregung zur Durcharbeitung des Gebietes der mittelalterlichen Baukunst in gleicher Richtung werden!

Das Buch giebt nach einer kulturhistorischen Einleitung, in welcher der Einfluß der Architekturschriftsteller besonders eingehend behandelt wird, die „Baugeschichte der Renaissance", und zwar so daß die einzelnen Baumeister mit den beglaubigten Thatsachen ihres Lebens geschildert werden, dann aber ihre Werke unter eingehender Darlegung der irgendwie bekannt gewordenen Dokumente und Nachrichten, bei welchen für den wissenschaftlichen Gebrauch ein Beleg durch Quellenangabe wünschenswert gewesen wäre. Florenz steht hierbei wie billig im Vordergrund; dann reihen sich nach örtlichen Gruppen die Baumeister und Bauten des übrigen Italiens an. Ein weiterer Teil giebt „die Formbehandlung der italienischen Renaissance", wegen der praktischen Sachkenntnis besonders lehrreich. Einen hervorragenden Fleiß hat Redtenbacher auf die Register verwendet. Sie machen das Buch zu einem nach vielen Richtungen hin sehr wertvollen Nachschlagebuch, da der Verfasser sich bemüht alles für das Verständnis der Zeit und des Gegenstandes Wissenswerte zusammenzustellen, was sonst erst in vielen Büchern nachgeschlagen werden muß. Zuerst steht das Register der Architekten, und zwar so, daß bei den einzelnen Namen die Werke chronologisch geordnet sind. Hierauf folgt ein „Chronologisches Register", in welchem von 1199 an bis 1878 eine Fülle von Thatsachen und Ereignissen gegeben wird, deren Zuverlässigkeit im großen und ganzen im Vertrauen auf die sorgfältige Arbeit des Verfassers wird vorausgesetzt werden dürfen — Irrtümliches fehlt natürlich nicht, wie z. B. Konstantinopel hier 1450 erobert wird. Ein dritter Abschnitt giebt das Namensregister, ein vierter das Sachregister, ein fünfter das Ortsregister. Zum Schlusse folgt ein „Alphabetisches Verzeichnis der Meister, deren architektonische Handzeichnungen in der Sammlung der Uffizien zu Florenz aufbewahrt sind, mit Angabe der offiziellen Katalogsnummern", eine Arbeit, die

neben den anderen Leistungen (die Register umfassen fast 200 Seiten) es voraussetzen läßt, daß das Buch in der That besonders in der Hand der Italien bereisenden Künstler und Kunstfreunde ein vielgebrauchtes Handbuch werden wird.

Weiterhin legt Herr Dr. Valentin die neue (sechste) Auflage der „Geschichte der Architektur von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart dargestellt von Wilhelm Lübke. Leipzig. E. A. Seemann. 8. I. Band 1884 XII. und 674 S. II. Band 1886 (XII und 562 S.) vor. Er weist darauf hin wie das wertvolle und längst in seiner Bedeutung anerkannte Buch durch diese neue Auflage die inzwischen gewonnenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung verarbeitet und einem größeren Leserkreise in den großen Zusammenhang der Kultur- und Kunstentwicklung gestellt darbiete, sowie daß das Werk durch deutlicheren Druck und starke Vermehrung der Abbildungen, deren Zahl jetzt auf 1001 gewachsen sei, in der That eine verbesserte und vermehrte Auflage sei. Die Durchsicht und Umarbeitung sei zum größten Teil von dem Verfasser selbst vorgenommen worden, nur das sechste Buch, die neuere Baukunst, sei von C. von Lützow bearbeitet worden: „mit sorgfältiger Wahrung der ursprünglichen Fassung ist das gesamte neue Material verwertet, die Darstellung abgerundet und bereichert, und bis zu den neuesten Entwicklungen fortgeführt worden" (Vorwort zum zweiten Band). Es sei wohl natürlich, daß gerade in diesem Abschnitte bei der großen Fülle des Materials nur in großen Zügen die Bewegung geschildert werden konnte, welche die Baukunst in den einzelnen Städten gemacht habe. Und doch lasse sich gerade bei einem genaueren Verfolgen der Bauentwicklung in einer einzelnen Stadt mancher bedeutungsvolle Gesichtspunkt gewinnen, der für das Verständnis der neueren Kunstentwicklung überhaupt förderlich sei. Für Frankfurt sei die Möglichkeit in dem schönen, dort nicht erwähnten Werke von Sauerwein gegeben („Neubauten zu Frankfurt am Main. Herausgegeben unter Mitwirkung des Frankfurter Architekten- und Ingenieur-Vereins. Redigiert von Fr. Sauerwein, Architekt. Photographische Aufnahme von C.

Hertel in Mainz. Lichtdruck von Anton Maier in München und Braunecks Kunstanstalt zu Mainz. Frankfurt am Main. Heinrich Keller.“ 55 Blatt in Großfolio.

Hieran schließt sich als „Zweite Serie“: „Neubauten von Frankfurt am Main. Herausgegeben von Friedrich Sauerwein, Architekt. Frankfurt am Main. Heinrich Keller 1876.“ 36 Blatt in Großfolio. Diese interessante Sammlung, welche außer trefflichen Ansichten eine größere Anzahl lithographierter Grundrisse giebt, gewährt einen interessanten Einblick in die gerade in Frankfurt sehr bedeutende Schaffungskraft der neueren Baukunst. Es finden sich hier alle die Bauten, welche sich und ihren Erbauern einen guten Namen erworben haben, der Frankfurter Hof, die neue Börse, das neue Städelsche Institut, sodann aber auch eine Fülle von Privatbauten. Es läßt sich hier sehr schön verfolgen wie unsere neuere Baukunst wie überhaupt die neuere Kunst in rascher Folge die ganze frühere Entwicklung, die Jahrhunderte gebraucht hat, in wenigen Jahrzehnten wiederholt und wie hier derselbe Fortgang sich gestaltet wie ihn dort die natürgemäße Entwicklung veranlaßt hat — ein charakteristisches Merkmal für die durch die gelehrten Studien beeinflußte praktische Kunstentwicklung in unserem Jahrhundert. Nachdem man sich zuerst der Gotik zugewendet hatte, die man für die echte altdeutsche Bauart hielt, eine Epoche, von welcher in Frankfurt das durch seine Erscheinung ebenso imponierende wie durch seine innere Einrichtung zweckentsprechende Irrenhaus von Oskar Pichler Zeugnis ablegt, trat die Renaissance in ihr Recht, welche allmählich die mannichfaltigen Phasen ihrer verschiedenen Gestaltung nach Zeit und Ort durchzumachen hatte. Ebenso läßt sich der interessante Kampf verfolgen, den die Architekten unternehmen müssen um die Zierformen nicht nur als äußerliche Anhängsel, sondern als organische, durch den Bau selbst notwendig gewordene Ausdrucksformen erscheinen zu lassen, wozu noch der weitere Kampf kommt, in welchen sie durch die Anforderungen der neueren Zeit mit den Grundgedanken der ihnen als Muster vorschwebenden Bauten aus Zeiten mit ganz andern Anforderungen treten müssen. Der Vortragende hatte eine

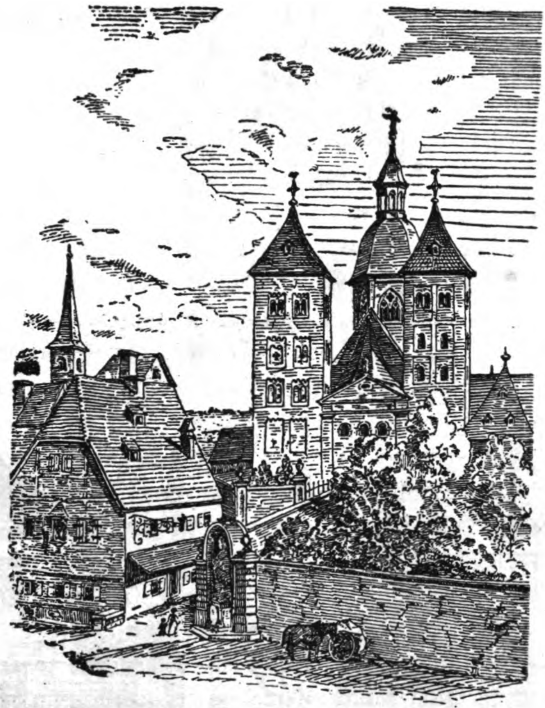
größere Anzahl von Blättern ausgewählt und systematisch geordnet: an ihnen wies er im einzelnen diese Thatsachen nach, welche für die Auffassung und Ausführung der Werke der neueren Baukunst bestimmend eingewirkt haben.

Herr Dr. Valentin legte das „Kunsthandbuch für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Nachschlagebuch enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde ꝛc. von Rudolf Springer, Berlin uud Stuttgart, W. Speemann 1886." 8, XII und 477 S. vor. Dies Buch, welches vor sechs Jahren zum ersten Male erschienen ist, beweist durch die soeben fertig gewordene vierte Auflage, wie sehr es sich bewährt hat. „Es bezweckt die mannichfachen Fragen zu beantworten, welche auf den Gebieten der Kunstsammlungen, der Archäologie, Architektur, des Kunstgewerbes, ferner deren Lehranstalten und Vereine, eine sachliche und exakte Auskunft verlangen". Daher hat es sich „die bescheidene, aber mühsame Aufgabe gestellt, dem Leser Material zu schaffen, um einen Überblick und ein Urteil zu ermöglichen über die Bedeutungen der verschiedenen Sammlungen, die fachwissenschaftliche Richtung der hierhergehörigen Vereine und Institute, sowie über deren leitende und lehrende Kräfte" (Vorwort zur vierten Auflage). Demgemäß giebt es nach einer kurzen Darlegung der Gesetze über den Schutz des künstlerischen und literarischen Eigentums zunächst die Staatsbehörden der Kunstverwaltung, das Institut für archäologische Korrespondenz, die Sammlungen und die Kirchenschätze, ferner die Lehranstalten — Universitäten, Technische Hochschulen, Kunstakademien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, Technische Bildungsanstalten, endlich die Vereine und Vereinssammlungen, und zwar zuerst für das deutsche Reich, dann für Österreich und endlich für die Schweiz. Innerhalb der einzelnen Abteilungen ist die Anordnung alphabetisch und zwar sind die Städtenamen sehr praktisch an den Rand gestellt, so daß die Auffindung sehr erleichtert ist. Außer den Personen sind überall die Publikationen, der Bestand der Sammlungen, Dotierungen, der Lehrpläne u. s. w. mitgeteilt. Es ist sehr erfreulich daß diese mühsame, sich zunächst nur mit

äußerlichen Daten beschäftigende Arbeit von einem warmen Interesse für die Förderung der Kunst getragen ist; Zeugnis davon legt das Vorwort Springers zu der neuen Auflage ab. Die Förderung der Sammlungen hängt von dem wachsenden Kunstsinn der Bevölkerung ab. Dieser selbst aber „bedarf gerade so wie andere natürliche Anlagen einer sorgfältigen Ausbildung und vielseitigen Pflege um sich voll und ganz zu entfalten. Dank jedoch dem Wirken zielbewußter Männer, unter welchen namentlich Künstler, Kunstforscher und Kunstliebhaber, verallgemeinert sich mit zunehmender Kultur und Bildung in allen Schichten der Bevölkerung die Freude, das Verständnis — und was die Blüte der Zivilisation ist — das Bedürfnis nach Kunst". Hierzu tragen ihrerseits wieder die Sammlungen bei, so daß allmählich die Kunst nicht mehr für einen unnötigen Luxus gehalten wird. Dies hat aber auch eine ethische Seite. „Die Kunst hat vor der Wissenschaft voraus, daß sie leichter allen denkenden Menschen zugänglich und verständlich ist. Die wahre Kunst erfreut, beruhigt, regt an, und belehrt alle die, so Augen haben zu sehen und Herz haben zu fühlen, denn man braucht die Kunst nicht studiert zu haben um sie zu genießen".

In der Sitzung vom 13. Mai 1886, welche eine interne war, wurden nur geschäftliche Angelegenheiten verhandelt und zwar beschäftigte man sich hauptsächlich mit den Vorschlägen für die Lehrgänge im nächsten Winter. Ferner legte Herr Dr. Valentin den Katalog der einige Tage vorher (am 9. Mai) eröffneten Ausstellung von Werken Ludwig Richters vor. Eine ausführliche Besprechung dieser reichhaltigen und wertvollen Ausstellung, welche allgemeinen Beifall finde, werde nach Schluß derselben im nächsten Berichte folgen. Vorläufig genüge ein Hinweis auf sie und auf die Schilderung des Künstlers, welche Herr Dr. Valentin in einem im Lokale der Ausstellung stattfindenden Vortrage geben wird (S. Seite 233—244).

Durch das freundliche Entgegenkommen des Verlegers, Herrn Arnold Bergstraeßer in Darmstadt, wurde der Akademische Gesamt-Ausschuß in den Stand gesetzt, aus dem verdienstvollen Werke des Herrn Geh. Hofrats Professor Dr. Schaefer, über die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Hessen, Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach (vergl. S. 120—122, 133—135) einige schöne Proben der Abbildungen den Mitgliedern des Hochstiftes vorlegen zu können.

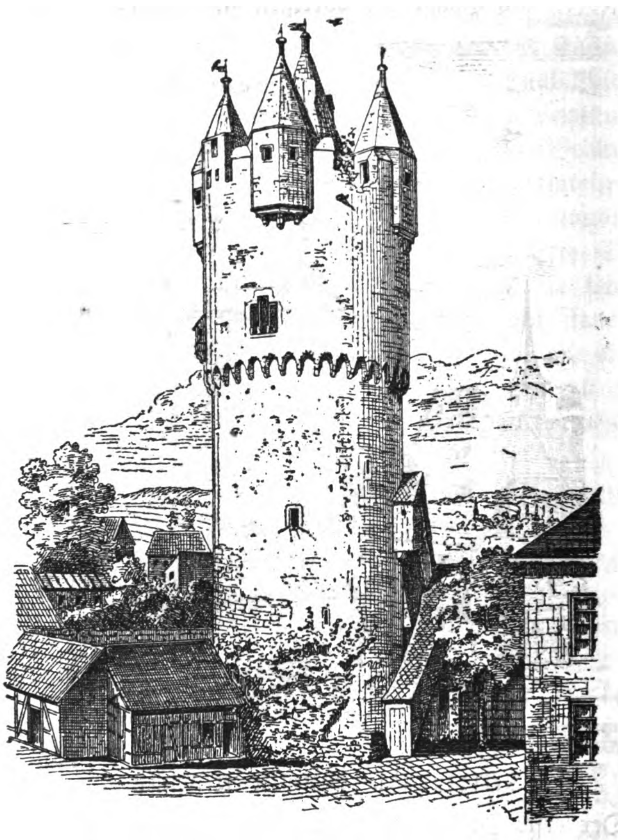


Seligenstadt. Westfassade der Abteikirche.

Der erste Holzschnitt stellt die Westfassade der Abteikirche zu Seligenstadt nach einer Skizze des Oberbaudirektors Arnold vom Jahre 1833 dar. Leider sind die beiden alten massiven romanischen Türme wegen Baufälligkeit abgebrochen worden und wurden durch moderne romanisierende Bauten er-

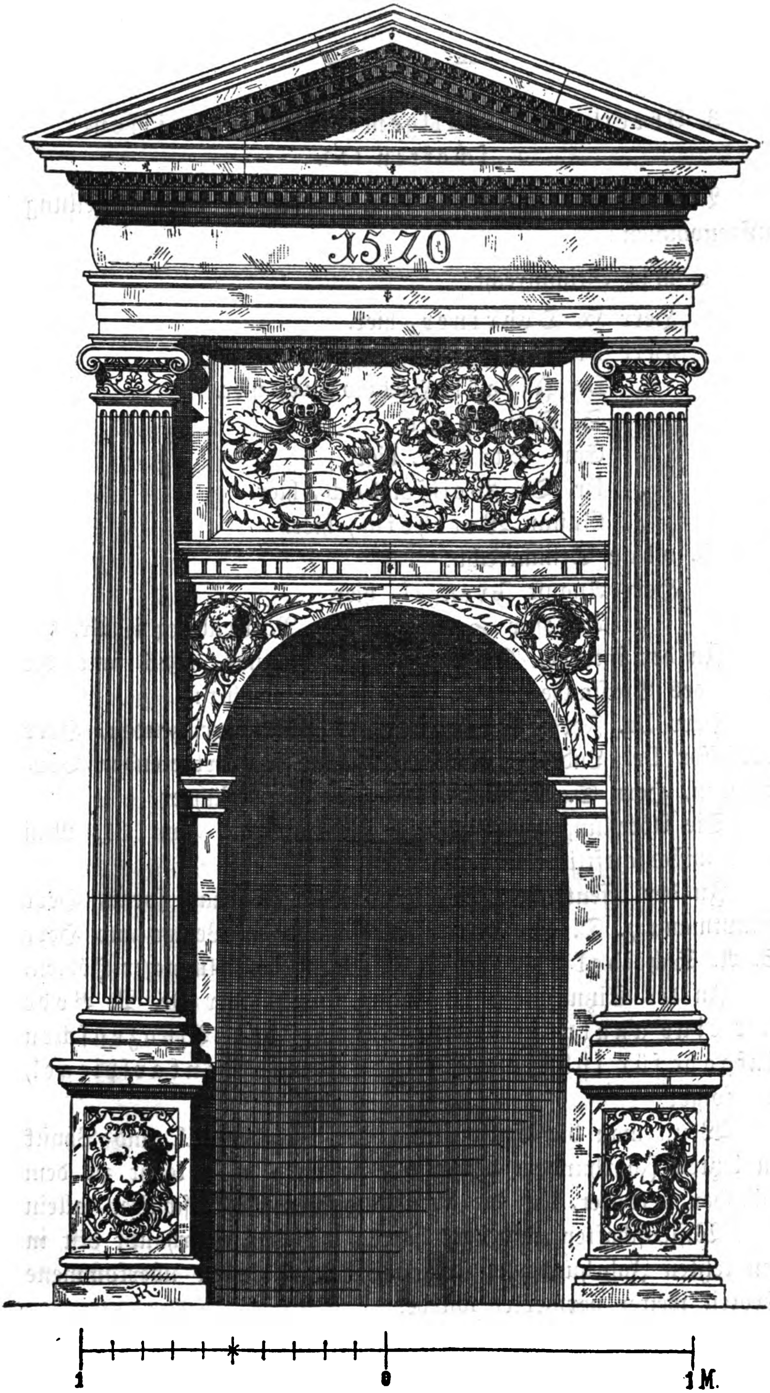
setzt, wodurch die ehemalige Einhardbasilika viel von ihrem altehrwürdigen Charakter eingebüßt hat.

In dem zweiten Holzschnitt erblicken wir den Bergfried des Schlosses zu Groß-Steinheim am Main bei Hanau. Dieser gewaltige Rundturm ist im ganzen mittelrheinischen Gebiete das mächtigste und am besten erhaltene derartige Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert.



Groß-Steinheim. Bergfried des Schlosses.

Der dritte Holzschnitt zeigt uns das Portal des östlichen Treppenturms des Schlosses in Offenbach, eines der schönsten Denkmäler der deutschen Baukunst in der Renaissancezeit.


1570
1
0
1 M.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwissenschaften (N).

Vom 1. Januar bis 31. Mai wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr H. Dobriner, hier.
Herr Dr. M. Joel, hier.
" Dr. Israël-Holzwart, hier.
" S. Spier, hier.
" Emil Strauß, hier.
" Dr. Th. Weiffenbach, hier.
" Gustav Wertheim, hier.

b. ohne Stimmrecht:

Herr August Frenzel, hier.
" Telesfor Szafranski, Marienburg i. Pr.

In der internen Sitzung am 19. Januar 1886 fand die Wahl des Vorstandes statt; es wurden gewählt:

Herr Dr. Ferd. Rosenberger zum Vorsitzenden, Herr Professor Dr. Ludwig Büchner zum stellvertretenden Vorsitzenden, Herr S. A. Scheidel zum Schriftführer.

Die Abteilung hielt vom 1. Februar bis zum 31. Mai vier wissenschaftliche Sitzungen ab.

In der öffentlichen Sitzung am 9. Februar sprach Herr Hauptmann z. D. Holthof über schlagende Wetter und Herr S. A. Scheidel über die Untersuchung der Almascher Höhlen.

In der Sitzung am 16. März sprach Herr Dr. P. Bode über eine analytische Auflösung der Alhazenschen Aufgabe für sphärische Konvex- und Konkavspiegel, wie folgt:

Wenn man die Entwicklung der Mathematik und Physik im letzten Jahrhundert betrachtet, so wird man leicht zu dem Glauben verleitet, daß die abendländischen Völkerschaften allein diese Wissenschaften gefördert hätten und daß überhaupt erst in den letzten Jahrhunderten das von den Griechen überkommene Erbteil weiter verwertet wurde.

Dieser Irrtum ist nicht so selten, wie man glauben möchte. Ich erinnere nur daran, daß noch jetzt auf nur wenigen deutschen Universitäten über „Geschichte der Mathematik und Physik" gelesen wird; die Werke aber, die diese Geschichte behandeln, stammen entweder aus dem Anfang dieses Jahrhunderts wie z. B. Montucla, Kästner, Fischer, oder gehören erst dem letzten Dezennium an wie Hankel, Sutor, Cantor, Poggendorff, Rosenberger, Heller. Ich glaube nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen, daß erst diese neueren Werke einen großen Teil der jetzigen Mathematiker mit der Entwicklung ihrer Wissenschaft in Verbindung gebracht haben.

Die Geschichte belehrt uns nun, daß nicht die christliche Kultur des Abendlandes die Errungenschaft der Griechen erhalten und erweitert hat, sondern daß es die Araber waren, die beim Zusammenbruch des Heidentums die mathematischen Wissenschaften vor langer Vergessenheit, vielleicht vor dem Untergange gerettet haben.

Die Wogen der Völkerwanderung hatten in Europa jedes Interesse für Wissenschaft hinweggeschwemmt. Nachdem die Wogen sich beruhigt, die Völker seßhaft geworden, wurde die geistige Entwicklung nur nach der religiösen Seite hingeleitet. Die Kirche war die einzige geistige Macht, sie blieb es auch während des ganzen Mittelalters, denn sie verstand es, alle geistigen Regungen entweder in ihre Bahnen zu lenken oder zu vernichten.

Von Pappus bis Roger Bacon, also fast 900 Jahre lang, hat das Abendland keinen Mathematiker oder Physiker von irgend welcher Bedeutung aufzuweisen; dagegen haben wir in dieser Zeit bei den Arabern eine Reihe von Männern, deren Namen in der Geschichte unserer Wissenschaft mit Ruhm genannt werden.

Nestorianische Christen, die im 5. Jahrhundert berühmte Hochschulen in Emesa und Edessa hatten, wurden die Vermittler zwischen Arabern und Griechen. Nach dem Konzil von Ephesus 431, auf dem Nestorius als Schismatiker abgesetzt wurde, gingen diese Schulen zwar zurück, die Nestorianer aber gründeten

eine neue Schule in Dschudaîsabûr. Sie übersetzten griechische Werke in das Syrische, und aus diesen syrischen Übersetzungen, die in das arabische übertragen wurden, schöpften die Araber zuerst ihre Kenntnis der Mathematik und Physik der Griechen.

Unter den Abassiden, vom letzten Viertel des 8. Jahrhunderts bis zum ersten des 10. Jahrhunderts, sehen wir, wie die Araber bemüht sind, griechische und indische Mathematik sich zu eigen zu machen. Zahlreiche Übersetzungen entstehen, die nicht auf das Syrische, sondern direkt auf den griechischen Urtext zurückgreifen. Wenn auch in diesem Zeitpunkt selbständige Arbeiten nur in der Zahlentheorie und Trigonometrie zu verzeichnen sind, so ist doch diese Periode für uns von großer Wichtigkeit, da viele Werke der Griechen nur durch diese arabischen Übersetzungen auf uns gekommen sind. In den folgenden Jahrhunderten haben wir namhafte Arbeiten zu verzeichnen, die durch zahlentheoretische und durch geometrisch-algebraische Forschungen die Wissenschaften vermehrten.

Ein Problem, das einer dieser ostarabischen Mathematiker zuerst behandelt hat, soll uns hier beschäftigen. Ibn Alhaitam oder wie der vollständige Name lautet Abû ʿAlî al Hasan îbn al Hasan îbn Alhaitam ist in Al-Basra geboren*). Von mathematischen Abhandlungen ist uns von ihm eine Arbeit über die Quadratur des Kreises erhalten, die in einem Vatikankodex enthalten ist, bis jetzt aber noch keinen Übersetzer oder Bearbeiter gefunden hat. Bekannt sind ferner „die 2 Bücher der gegebenen Dinge", eine geometrische Arbeit, von der der Verfasser sagt: „Das erste Buch enthält vollkommen neue Dinge, deren Gattung nicht einmal von den alten Geometern gekannt war, und das zweite enthält eine Reihe von Sätzen, welche denen ähneln, die in dem ersten Buche von den gegebenen Dingen von Euklid zu finden sind, ohne jedoch selbst in diesem Werke vorzukommen." Wenn auch die zweite Behauptung der Wahrheit entspricht, so sind doch die Sätze des ersten Buches, die als

*) cf. Cantor: Geschichte der Mathematik S. 677 ff.; Rosenberger: Geschichte der Physik S. 79 ff.

Porismen im Sinne Euklids bezeichnet werden müssen, unzweifelhaft den Griechen bekannt gewesen. Da nun kaum anzunehmen ist, daß ein so tüchtiger Mathematiker wie Ibn al Haitam absichtlich die Unwahrheit gesagt hat, so müssen wir annehmen, daß die Porismen des Pappus den Arabern des 11. Jahrhunderts, speziell Ibn Alhaitam, unbekannt gewesen sind. Durch eine lateinische Übersetzung von J. Risner aus dem Jahre 1572 ist eine arabische Optik auf uns gekommen, die den Titel führt: Opticae thesaurus Alhazeni Arabis libri septem nunc primum editi, ejusdem liber de crepusculis et nubium ascensionibus. Die Überschrift des ersten Buches giebt von dem Alhazen noch ausführlicher an: Alhazen filii Alhayzen opticae liber primus. Diese Optik, die bis zu den Zeiten Kepplers ein ebenso großes Ansehen wie die des Euklids hatte, wurde später nur für ein Plagiat der verloren gegangenen Ptolemaischen Optik gehalten. Von dem Verfasser Alhazen war nichts bekannt. Die Ähnlichkeit der Namen al Hasan und Alhazen, speziell al Hasan ibn Alhaitam*) mit Alhazen filii Alhayzen legte die Vermutung nahe, daß Alhazen und ibn Alhaitam ein und dieselbe Person seien. Unterstützt wurde die Annahme durch den Umstand, daß der Verfasser der Optik ein durchaus tüchtiger Mathematiker sein mußte, als welchen wir ibn Alhaitam schon kennen gelernt haben. Diese Vermutung ist durch Eilhard Wiedemann**) zur Gewißheit erhoben. Bei einem Besuch in Leyden gelang es demselben in dem dort befindlichen Kodex 201 der Koliusschen Sammlung arabischer Handschriften das Original eines Kommentars von Kamal ed-din Abul Hasan al Farisi zu einem großen optischen Werke von Abu Alî al Hasan ibn al Haitam al Basri zu finden. Wie bei den arabischen Kommentatoren allgemein werden Satz oder Kapitelweise die Worte des Autors angeführt und dann besprochen. Die Vergleichung dieser Worte mit der Risnerschen Übersetzung haben unzweifelhaft dargethan, daß Abû Alî al Hasan ibn al

*) Das arabische t gleich dem englischen th.

**) Annalen für Physik und Chemie Bd. 159 S. 656.

Hasan ibn Alhaitam und Alhazen dieselbe Person ist. Durch diese Identifikation ist uns von dem Leben Alhazens noch weiter bekannt, daß er im Mannesalter nach Kairo berufen wurde. Er hatte nämlich geäußert, daß es leicht sei, an dem Nile solche Einrichtungen zu treffen, daß derselbe gleichmäßig jedes Jahr austrete, ohne daß die Witterungsverhältnisse darauf einen Einfluß üben könnten. Der Kalif Al Hâkim ließ ihn kommen, aber bald mußte Alhazen erkennen, daß seine Zusage eine voreilige gewesen. Auf seiner Reise den Nil aufwärts sah er schon bei den ersten Nilfällen bei Syene, daß sein Plan unausführbar sei. Er entschuldigte sich bei dem Kalifen, wurde zu anderen Staatsgeschäften verwendet, ließ sich aber auch hier Fehler zu Schulden kommen, so daß er vor dem Zorne des Kalifen flüchten mußte und sich verborgen hielt. Erst nach dem Tode desselben kam er wieder zum Vorschein und beschäftigte sich bis zu seinem 1038 erfolgten Tode mit schriftstellerischen Arbeiten.

Nach Auffindung der Ptolem. Optik kann auch von einer unberechtigten Benutzung dieses Werkes seitens Alhazens nicht mehr gesprochen werden. In einem dem Indian Office zu London gehörigen arabischen Manuskripte ist neben andern Arbeiten Alhazens auch eine „Über das Licht" enthalten, in welcher der Verfasser die Optik des Ptolemaeus direkt zitiert.

In der Optik Alhazens kommt ein Problem vor, das im Mittelalter als Alhazensche Aufgabe bekannt war, und das für uns mehr mathematisches als physikalisches Interesse hat. Er stellt sich die Aufgabe, auf einem Spiegel, wenn Auge und Gegenstand gegeben sind, die Reflexionspunkte zu finden d. h. diejenigen Punkte, welche die von dem Gegenstande ausgehenden Lichtstrahlen in das Auge zurückwerfen. Er löst diese Aufgabe geometrisch und zwar für ebene Spiegel und für sphärische Spiegel, bei denen die gegebenen Punkte gleiche Entfernung vom Zentrum der Kugel haben, in einfacher bekannter Art.

Sehr verwickelt wird aber seine Auseinandersetzung für den Fall, daß die gegebenen Punkte ungleiche Entfernung*) von dem

*) Visu et visibili a centro speculi convexi inaequabiliter distantibus, punctum reflectionis invenire.

Spiegel haben. Ich will nur hervorheben, daß er bei dem sphärischen Konvexspiegel allein sieben Hilfskonstruktionen notwendig hat, von denen jede für sich wenig durchsichtig ist.

Es soll hier eine analytische Lösung dieser Aufgabe gegeben werden.

Indem wir uns die Aufgabe stellen, an einer gegebenen Kugel bei gegebenem Gegenstand und Auge die Reflexionspunkte zu finden, wird gleichzeitig Konvex und Konkavspiegel erledigt.

Nach den Gesetzen der Optik muß sein:

1) Der Einfallswinkel gleich dem Reflexionswinkel.

2) Die Reflexionsebene muß auf der Tangentialebene im Reflexionspunkte senkrecht stehen *).

Bei einer Kugel geht nun jede Ebene, die in einem Kugelpunkte auf der Tangentialebene senkrecht steht, durch den Mittelpunkt, es können die Reflexionspunkte also nur auf dem von dieser Ebene aus geschnittenen größten Kugelkreise liegen. Es reduziert sich also die Aufgabe darauf, die gewünschten Punkte auf einem Kreise zu bestimmen.

Es seien die Koordinaten der gegebenen Punkte bezogen auf ein beliebiges rechtwinkliges Koordinatensystem $x_1\ y_1$ und $x_2\ y_2$, die Gleichung einer ebenen Kurve $f\ (x\,y) = o$. Es seien ferner die Winkel, die der einfallende Strahl, die Normale der Kurve, der reflektierte Strahl mit der x Axe bilden resp. α, β, γ so sind die Gleichungen dieser 3 Linien resp.

$$y_1 - \eta = m_1\ (x_1 - \xi)$$
$$y - \eta = m\ (x - \xi)$$
$$y_2 - \eta = m_2\ (x_2 - \xi)$$

Die Richtungskonstanten haben hier den Wert

$$m_1 = tg\alpha = \frac{y_1 - \eta}{x_1 - \xi};\ m = tg\beta = \frac{\frac{\partial f}{\partial y}}{\frac{\partial f}{\partial x}} = \frac{f'(y)}{f'(x)};\ m_2 = tg\gamma = \frac{y_2 - \eta}{x_2 - \xi}$$

---

*) Dieses Grundgesetz ist zuerst von Alhazen im 5. Buch genau angegeben.

Der Einfallswinkels ist $\beta - \alpha$, der Reflexionswinkel $\gamma - \beta$, es muß also sein:

$$\beta - \alpha = \gamma - \beta \text{ oder } \frac{tg\beta - tg\alpha}{1 + tg\beta . tg\alpha} = \frac{tg\gamma - tg\beta}{1 + tg\beta . tg\gamma}$$

Setzt man für $tg\alpha$, $tg\beta$, $tg\gamma$ die oben bestimmten Werte ein und schreibt für η und ξ x und y, so erhält man für die gesuchten Reflexionspunkte auf der Kurve $f(xy) = o$ die Bedingungsgleichung

$$1)\ \frac{f'(y)(x_1 - x) - f'(x)(y_1 - y)}{f'(x)(x_1 - x) + f'(y)(y_1 - y)} = \frac{f'(x)(y_2 - y) - f'(y)(x_2 - x)}{f'(x)(x_2 - x) + f'(y)(y_2 - y)}$$

Unsere Kurve hier ist ein Kreis. Ist der Anfang des Koordinatensystems der Mittelpunkt des Kreises, so ist die Gleichung desselben

$$x^2 + y^2 = r^2 \text{ und es ist } f'(x) = 2x \text{ und } f'(y) = 2y$$

Setzt man diese Werte in die Gleichung 1 ein, so erhält man nach einigen Reduktionen für die Reflexionspunkte am Kreise die Gleichung

$$2)\ Ax^2 - Ay^2 - 2\,Bxy - 2\,Cx + 2\,Dy = o$$

wo die Koeffizienten folgende Werte haben:

$$A = x_1\,y_2 + y_1\,x_2;\ B = x_1\,x_2 - y_1\,y_2;$$

$$C = \frac{r^2}{2}(y_1 + y_2);\ D = \frac{r^2}{2}(x_1 + x_2)$$

Die Gleichung repräsentiert offenbar eine gleichseitige Hyperbel, die durch den Koordinatenanfang geht, ihre Schnittpunkte mit dem gegebenen Kreise werden die gesuchten Punkte sein.

Von einer weiteren Transformation dieser Gleichung sei abgesehen, da bei einer passenden Wahl des Koordinatensystems dieselbe sich wesentlich vereinfacht.

Das Koordinatensystem soll so bestimmt sein, daß die $+ y$ Axe den Winkel zwischen den Verbindungslinien der gegebenen Punkte und dem Mittelpunkt des Kreises halbiert, dann ist offenbar

$$\frac{y_1}{x_1} = - \frac{y_2}{x_2} \text{ oder } y_1\,x_2 + x_1\,y_2 = o \text{ d. h. } A = o$$

Es wird alsdann die Gleichung 2

3a) $2\,Bxy + 2\,Cx - 2\,Dy = o$ oder

3b) $2\,xy\,(x_1\,x_2 - y_1\,y_2) + r^2\,x\,(y_1 + y_2) - r^2\,y\,(x_1 + x_2) = o$

Verschiebt man das Koordinatensystem parallel, indem man $x = x + u$ und $y = y + v$ setzt und u und v so bestimmt, daß die Koeffizienten von x und y verschwinden, so erhält man

$$2\,Bxy - Dv + Cu = o \text{ oder}$$

$$xy = \frac{Dv - Cu}{2\,B}; \quad xy = -\frac{CD}{B^2};$$

4) $xy = -\dfrac{r^4\,(x_1 + x_2)\,(y_1 + y_2)}{4\,(x_1\,x_2 - y_1\,y_2)^2}$

u und v haben die Werte:

$$u = \frac{D}{B} = \frac{r^2\,(x_1 + x_2)}{2(x_1 x_2 - y_1 y_2)} = \frac{r^2\,x_2\,(x_1 + x_2)}{2\,x_1\,(x_2 + y_2)^2} = \frac{r^2\,x_2\,(y_1 - y_2)}{2\,y_1\,(x_2 + y_2)^2}$$

$$v = -\frac{C}{B} = -\frac{r^2\,(x_1 + x_2)}{2\,(x_1\,x_2 - y_2\,y_2)} = \frac{r^2\,y_2\,(y_1 + y_2)}{2\,y_1\,(x_2 + y_2)^2}$$

Die Gleichung 4 ist aber die Gleichung einer gleichseitigen Hyperbel bezogen auf die Asymptoten als Koordinatenaxen. Die neuen Koordinatenaxen, die den ursprünglichen parallel sind, sind also die Asymptoten dieser Hyperbel. Bezeichnet man nun die Projektion des Kreisradius, der auf der Verbindungslinie des Mittelpunkts des Kreises und des gegebenen Punktes $x_2\,y_2$ liegt, auf die y resp. x Axe mit q resp. m, so erhält man für u und v nach einigen Reduktionen die leicht zu konstruierenden Werte:

$$u = \frac{mq}{2\,y_2} - \frac{mq}{2\,y_1} \quad v = \frac{q^2}{2\,y_2} + \frac{q^2}{2\,y_1}$$

Es sind jetzt die Asymptoten der Hyperbel ihrer Lage nach bekannt. Da die Hyperbel durch den ursprünglichen Koordinatenanfang gehen muß, ist auch ein Punkt derselben gegeben; es lassen sich also mit Berücksichtigung des Satzes, daß bei einer gleichseitigen Hyperbel die Stücke einer bis zu den Asymptoten verlängerten Sehne, die zwischen Asymptoten und Hyperbel liegen, gleich sind, beliebig viele Punkte der Hyperbel konstruieren.

Die 4 Schnittpunkte der Hyperbel mit dem Kreise genügen den aufgestellten Bedingungeu, es sind jedoch nur 2 davon wirklich reflektierende Punkte; bei den beiden andern Punkten

halbiert das Einfallslot nicht den Winkel zwischen einfallendem Strahl und reflektiertem, sondern den Nebenwinkel: es sollen diese Punkte supplementäre genannt werden.

Für den speziellen Fall, daß die Enfernung der gegebenen Punkte vom Zentrum der gegebenen Kugel resp. des Kreises gleich ist, wird

$x_1 = - x_2$ und $y_1 = y_2$ es wird dann Gleichung 3a:

$2\,y\,x\,(x_1^2 + y_1^2) - 2\,r^2\,x\,y_1 = o$ oder

$x.\,[2\,y\,(x_1^2 + y_1^2) - 2\,r^2\,y_1] = o$ d. h. die Gleichung wird erfüllt für $x = o$ und $y = \frac{r^2\,y_1}{x_1^2 + y_1^2} = \frac{q^2}{y_1}$

d. h. die Hyperbel degeneriert zu 2 Graden der y Axe und einer in der Entfernung $\frac{q^2}{y_1}$ zur x Axe gezogenen Parallelen.

Auf der y Axe liegen die wirklich reflektierenden Punkte auf der Parallelen die supplementären.

In der am 6. April stattgefundenen Sitzung berichtete Herr Dr. Ferd. Rosenberger über ein nachgelassenes Werk Immanuel Kants. In Kants Nachlaß fanden sich auf etwa 100 Foliobogen Materialien zu einem Werk, welches den Titel führen sollte: Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik. Es sind die Anfangspartien des Werkes in mehrfacher Bearbeitung und Umarbeitung, deren Studium wegen des mangelnden Zusammenhanges, der vielfachen Formen, in denen die einzelnen Bearbeitungen wiederholt werden, und auch wegen der Einmischung heterogener Dinge ein sehr schweres und auf alle Fälle sehr zeitraubendes ist. Dies mögen die Ursachen gewesen sein, daß trotz einiger Versuche zu einer ordnenden und sichtenden Redaktion des Werkes dasselbe doch erst in der neuesten Zeit und auch dann noch nicht geordnet und bearbeitet, sondern nur in seinem ursprünglichen Zustande (von Auslassungen abgesehen) als Manuskript veröffentlicht worden ist*).

*) Bis jetzt sind in der Altpreuß. Monatsschrift Bd. XIX, XX, XXI von den vorhandenen 12 Konvoluten das 1.—3., 5., 7. und 9.—12. erschienen; die übrigen sind in Aussicht gestellt. Das Manuskript selbst befindet sich im Besitz des Herrn Dr. Albrecht Krause in Hamburg.

Die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft von 1786, das erste Werk, in welchem Kant die neu gewonnenen kritischen Vorstellungen von Raum und Zeit auf die Wissenschaften anwandte, hatten es nur mit der Konstitution der Materie zu thun: sie gaben nur die ersten Bedingungen, die primitiven Kräfte, unter deren Annahme allein die Materie ein Objekt unserer Erfahrung werden kann. Diese „primitiven Kräfte sind Anziehung und Abstoßung, welche (und zwar beide vereinigt) den Weltraum sowohl einnehmen (durch Anziehung), als auch erfüllen (durch Abstoßung), ohne welche also gar keine Materie existieren würde." *) Diese Kräfte aber als Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung sind nicht selbst erfahrbar, sie gehören darum in das Gebiet der Philosophie, nicht in das der Physik. Die letztere hat es nur zu thun mit den Kräften, deren Wirkungen als Bewegung wirklich in Erscheinung treten, also mit den bewegenden Kräften der Materie. „In der Physik nun suchen wir die bewegenden Kräfte der Materie auf, welche die Ursachen der Erscheinungen sind, die die Natur darbietet"**). „Physik ist also Erfahrungslehre (durch Observation und Experiment) von den bewegenden Kräften der Materie. Da aber Erfahrung (äußere sowohl als innere) als ein subjektives System der Wahrnehmungen jederzeit Eine ist, so werden die den Sinn des Subjekts affizierenden bewegenden Kräfte im Raum schon vermöge ihrer Koexistenz in demselben in allen Stellen desselben bewegend sein (denn ein leerer Raum ist kein Gegenstand möglicher Erfahrung) — so werden die Teile der Materie als bewegliche und bewegende Substanzen nicht unter dem Namen von Materien (denn Materie ist die allverbreitete Einheit des Beweglichen), sondern unter dem der Stoffe, woraus die Materie besteht, gedacht werden müssen, deren es viele und vielerlei geben kann, die zwar darin übereinkommen, daß sie im äußeren Verhältnis durch Anziehung und Abstoßung bewegend sind, in der Art aber, wie sie die Zusammensetzung und

*) Altpreuß. Monatsschr. XX S. 471.
**) Altpreuß. Monatsschr. XXI S. 82.

Trennung der Materie modifizieren, spezifisch verschiedene körperbildende bewegende Kräfte abgeben, deren jede als Grundlage (Basis) dieser Kräfte die wirkende Ursache jener Verhältnisse ist und von den Phänomenen ihrer Wirkung den Namen (des Säurestoffs, des Kohlestoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs u. s. w.) führt" *). Der bewegenden Kräfte der Stoffe aber gibt es zweierlei, die mechanisch bewegenden und die dynamisch bewegenden Kräfte. „Die bewegenden Kräfte sind entweder mechanisch als Körper, oder dynamisch als bloße Materie (Stoff) zu gebildeten Körpern beweglich und bewegend. Die ersteren sind ortsverändernd (vis locomotiva), die letzteren innerhalb dem Raume, den die Materie einnimmt, (vis interne motiva) in ihren Teilen einander bewegend. . . . . . Mechanisch bewegende Kräfte sind diejenige, durch welche die Materie ihre eigene Bewegung blos einer andern mitteilt, dynamisch bewegende sind die, durch welche sie die Bewegung unmittelbar einer andern erteilt" **). „Die mechanisch-bewegenden Kräfte setzen die dynamisch und ursprünglich bewegenden voraus" ***). Die mechanisch-bewegenden Kräfte bezeichnen die Stoßkräfte, die dynamisch-bewegenden die Spannkräfte.

Mit diesen dynamisch-bewegenden Kräften hat es nun, weil die mechanischen Kräfte nur abgeleitete sind, der Übergang von der Metaphysik zur Physik einzig zu thun.

Da der Raum eine Form unserer Anschauung ist, die nur auf ein Datum unserer Sinnlichkeit angewandt werden kann, so ist der leere Raum ohne Erfüllung durch Materie absolut nicht erfahrbar. „Der leere Raum ist kein Objekt möglicher Erfahrung. Wenn er das letzte ist, so ist er von Materie eingenommen und zwar in allen seinen Teilen" †). Da ferner nur Ein Raum und Eine Erfahrung existiert, so muß auch der ganze Raum von einem kontinuierlichen, einheitlichen und

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 431.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 80.
***) Altpr. Monatsschr. XXI S. 87.
†) Altpr. Monatsschr. XX S. 109.

gleichartigen Stoff erfüllt sein, der unserer Raumesanschauung als Grundlage dient. Dieser Stoff kann, wie alle Materie, nur Objekt unserer Sinne werden, wenn er beweglich und bewegend und in allen Teilen ganz stetig bewegt ist. Diese Bewegung aber darf man nicht als eine mechanische denken, sonst bedürfte der Stoff wieder eines andern der seine Bewegung anhübe. Die Bewegung kann auch keinen zeitlichen Anfang haben, denn dann müßte man der Materie eine Spontaneität zuschreiben, die ihrem Begriff widerspricht. Jener Stoff, der den ganzen Weltenraum erfüllt, muß von aller Ewigkeit her, sich agitierend, durch sich selbst bewegend sein, so daß seine Bewegung nicht ortsverändernd, sondern nur innere, stetige, weder zu vermehrende, noch zu vermindernde Bewegung ist. Diesen Stoff, der die Bedingung zur Möglichkeit der Physik bildet, nennt Kant *Wärmestoff*, ohne aber an das Gefühl der Wärme erinnern zu wollen, oder auch *Äther*. „Es ist eine im ganzen Weltraum als ein Kontinuum verbreitete, alle Körper gleichförmig durchdringend erfüllende (mithin keiner Ortsveränderung unterworfene Materie) Materie, welche, man mag sie nun Äther oder Wärmestoff u. s. w. nennen, kein *hypothetischer* Stoff ist . . . ., sondern als zum Übergange von den met. A. Gr. der NW. zur Physik notwendig gehörendes Stück a priori erkannt und postuliert werden kann"*). „Die Basis des Ganzen der Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Materie ist der *Wärmestoff* (*gleichsam der hypostasierte Raum selbst, indem sich alles bewegt* —), das Prinzip der Möglichkeit der Einheit des Ganzen möglicher Erfahrung. Wärmestoff ist der perzeptible Raum von allen andern Eigenschaften entblößt . . ., da im Raum alles ortbewegbar ist, nur der Raum selbst nicht, da kein leerer Raum Gegenstand der Erfahrung

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 102. Der Sicherheit Kants in betreff des Äthers stellt sich die Überzeugung Tyndalls zur Seite. Tyndall sagt in seinen Fragmenten aus den Naturwissenschaften (Deutsche Ausgabe, Seite 4): „Die meisten Naturforscher sind von seiner (des Äthers) Existenz so fest überzeugt, als von der der Sonne und des Mondes".

ist, so ist jene Materie durch das ganze Weltgebäude ausgebreitet, und ihre Existenz notwendig, nämlich relativ auf Gegenstände der Sinne"*).

Ein großer Teil des Manuskripts, von dem wir reden, ist mit den Beweisen für die Realität des Äthers ausgefüllt: meist folgen dieselben dem oben eingehaltenen Gange, doch finden sich auch abweichende. Ich will nur noch einen derselben geben, der wenigstens etwas an die Kantsche Hypothese der Weltbildung erinnert. „Das Objekt der Naturwissenschaft ist entweder Materie überhaupt (formlos), oder Körper — eine durch ihre innerlich und äußerlich bewegenden Kräfte sich selbst der Textur und Figur nach beschränkende und aller Veränderung an derselben widerstehende Materie, welche dann ein physischer Körper genannt wird"**). Der Satz aber, es gibt physische Körper, setzt den Satz voraus: es gibt Materie, deren bewegende Kräfte und Bewegung der Erzeugung eines Körpers in der Zeit vorangehen. „Diese Bildung (von Körpern) aber, die von der Materie selbst geschehen soll, muß einen ersten Anfang haben, davon zwar die Möglichkeit unbegreiflich, die Ursprünglichkeit aber als Selbstthätigkeit nicht zu bezweifeln ist"***). Es muß also eine Materie geben, die allein ursprünglich bewegende Kraft hat, welche die Welt überall erfüllt und die alle andern bewegenden Kräfte an allen Orten in Wirksamkeit erhält. Diese materia primitive movens, der Äther oder Wärmestoff „kann nicht fest, oder flüssig, nicht koërzibel, sondern nur durch ihre eigene Attraktion und Repulsion (die metaphysischen Kräfte) beständig bewegend sein" †). Da dem Äther keine ortsverändernden Bewegungen eigen sind, so kann er nur in sich Schwingungen machen, die eben durch seine primitiven Kräfte erzeugt bis in alle Ewigkeit fortdauern. Wie der Äther selbst, so sind seine Bewegungen in der ganzen Welt gleichmäßig, überall die Quelle

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 106—7.
**) Altpr. Monatsschr. XX S. 100.
***) Altpr. Monatsschr. XX S. 100.
†) Altpr. Monatsschr. XX S. 107.

der bewegenden Kräfte und überall diese wieder in sich zurücknehmend. Nachdem Kant so die Materie mit ihren bewegenden Kräften konstituiert, geht er nun dazu über die denkbaren Eigenschaften derselben nach den vier Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität in größter Vollständigkeit zu untersuchen.

„Wäre alle den Raum erfüllende Materie gleichartig, so würde die Quantität derselben, in gleichen Räumen gleich verteilt, allenfalls geometrisch, durch die Raumesgrößen (volumina) gemessen werden können" *). Nun aber dieses nicht der Fall ist, so muß es ein dynamisches Mittel geben, welches die Menge der Materie durch ihre Bewegungsmenge mißt, diese Maschine ist die Wage. Alle Materie ist also ihrem Begriff nach wägbar oder ponderabel, weil sonst ihre Quantität absolut unbestimmbar wäre. „Eine absolut imponderable Materie ist ein Widerspruch mit sich selbst; denn sie wäre eine bewegende Kraft ohne alle Quantität derselben. — Dabei aber läßt sich gar wohl eine relativ oder bedingt imponderable Materie denken, für welche keine Wage möglich sein würde, wenn nämlich diese Materie inkoerzibel wäre" **). Eine solche relativ imponderable Materie, die einzig mögliche, ist der Äther, der, weil er in jedem Raumteile vorhanden, auch absolut inkoerzibel oder absolut unsperrbar sein muß und somit durch keine Wage aufgehalten und bestimmt werden kann. Oder der Äther ist unwägbar, weil er als eine im unendlichen Raume überall gleichverbreitete, nicht blos alle Körper umgebende, sondern auch innigst durchdringende Materie vorgestellt wird, die freilich nirgend hinfallen oder wiegen kann.

„Die erste Einteilung der Materie in Ansehung ihrer Qualität kann nur die sein: sie ist entweder flüssig oder fest, welche letztere Beschaffenheit man mit Eulern besser durch starre (materia rigida) ausdrückt" ***). „Eine Materie heißt flüssig, die nur durch stetig aufeinander folgende Stöße einer

---

*) Altpr. Monatsschr. XIX S. 81.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 82.
***) Altpr. Monatsschr. XX S. 350.

unendlich geteilten Größe auf eine ruhige Fläche eines Körpers bewegend ist. — Umgekehrt ist ein Körper, dessen Fläche als unbeweglich jenem Stoße widersteht, fest*)." „Das Tropfbarflüssige ist eine ponderable, sich durch innere Anziehung im umgebenden Raume als Kugelform bildende (zur kleinsten Oberfläche strebende flüssige) Materie: das Elastisch-flüssige (z. B. Luft und Dampf) kann in das Permanent- und Transitorisch-flüssige eingeteilt werden, von dem die erstere Spezies den Namen der Gasarten führt"**). Aller Zusammenhang aber des Tropfbarflüssigen wie des Festen kann nur durch die bewegenden Kräfte des Äthers erklärt werden. „Die Anziehung in der Berührung bringt keine Bewegung hervor, denn die Materie widersteht dem angezogenen Körperteilchen in der Richtung der Berührung ebensoviel als dieses von jener gezogen würde. Also würde das Wasser, Quecksilber ꝛc. keinen Tropfen aus eigenen Kräften bilden. — Es kann dieses auch nicht durch den Druck, mithin von keiner toten Kraft geschehen, sondern nur durch den Stoß, der nicht den Wasserkörper im ganzen nach einer bestimmten Richtung, sondern in allen seinen Teilen nach allen Richtungen unaufhörlich durch Pulsus bewegt. Auf diese Art aber läßt sich begreifen, daß das Flüssige allen diesen Stößen so lange weichen müsse, bis die Berührung der Teile untereinander die größte, und die mit dem leeren Raum die kleinste ist", d. h. bis der Wassertropfen Kugelgestalt angenommen hat***). „Es ist also blos der kontinuierlich im zitternden und erschütternden Zustande alle Materien durchdringende Wärmestoff, also eine lebendige Kraft der Materie die Ursache oer Phänomene der tropfbaren Flüssigkeit als einer solchen."†) Aber auch der Zusammenhang der starren Körper wird durch die bewegenden Kräfte des Wärmestoffes bedingt. „Man kann aber den Zusammenhang sich auf zweierlei Art bewirkt denken, nämlich entweder als oberflächliche, oder als

*) Altpr. Monatsschr. XIX S. 84.

**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 85.

***) Altpr. Monatsschr. XXI S. 100. Vgl. XX S. 553.

†) Altpr. Monatsschr. XXI S. 89.

durchdringende Anziehung, doch beide in der Berührung (damit man sie nicht mit der Gravitationsanziehung vermenge) und durch stetige alldurchdringende Agitation des Wärmestoffes bewirkt, aber zugleich für die ponderable Materie von allerlei Arten und Graden als Potenzen modifiziert"*). Die Kohäsibilität eines Stoffes kann gemessen werden durch die Länge eines Prisma, welches durch sein eigenes Gewicht zerreißt. Da aber dieses Prisma in unendlich dünne Lamellen gespalten gedacht werden kann und alle diese Lamellen durch ihren Zusammenhang das Prisma tragen müssen, so kann dieser Zusammenhang nicht seine Ursache nur in jeder Lamelle haben, diese Ursache muß vielmehr eine durchdringende, die lebendige Kraft einer durchdringenden Materie sein. „Die Kohäsion des Ponderablen wird durch das Inkohäsible und Imponderable bewirkt"**). „Die Kohäsion enthält ein Moment von endlicher Geschwindigkeit, welches aber nicht accelerierend ist, weil es bei seiner Anziehung zugleich Abstoßung als wirkliche Bewegung der Vibration und kontinuierlich wechselnde Gegenstöße, mithin lebendige Kraft enthält. Diese bewegende Kraft ist Wärmestoff, denn alles Feste ist doch aus dem Flüssigen entstanden, also aus Gegenstößen, die zuletzt gleichförmig innerlich bewegend sind"***)

So erklärt nun Kant durch den Wärmestoff oder Äther noch weiter den Übergang des Festen in Flüssiges und umgekehrt, die Anziehung des Festen und Flüssigen unter einander, wie die Kapillarerscheinungen und einiges andere, welche er unter dem Abschnitte Relation der bewegenden Kräfte der Materie abhandelt. Von der Untersuchung über die Modalität der bewegenden Kräfte der Materie ist kaum mehr als die Überschrift vorhanden. Merkwürdigerweise läßt Kant auch bei der Untersuchung der bewegenden Kräfte der Materie das Verhältnis der Schwerkraft zu den primitiven Kräften fast außer

*) Altpr. Monatsschr. XXI S. 153.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 93.
***) Altpr. Monatsschr. XIX S. 94.

Beachtung. Wenn aber im Wärmestoff oder Äther eine allverbreitete, alldurchdringende und allbewegende (man kann, was die Zeit betrifft, noch hinzusetzen: alle Bewegung zuerst anhebende) Materie, welche den Weltenraum erfüllt, gesehen wird, so muß auch die Schwerkraft auf diesen Äther zurückgeführt und der Zusammenhang mit seinen primitiven Kräften näher angegeben werden. Kant deutet auch so etwas an. „So gehört z. B. die Lehre von einer Anziehung in die Ferne und ihrer Größe im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernungen, wie man sich diese Begriffe a priori denken kann, zu den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft; die von der Schwere, so wie sie und ihr Gesetz in verschiedenen Höhen beobachtet wird, in die Physik; beide aber erfordern doch in einer Naturphilosophie eine Verbindung."*) Aber wo er, was nicht oft geschieht, auf die Schwere oder Gravitation zu sprechen kommt, da übergeht er jene Aufgabe und macht sich nur den Beweis zur Aufgabe,**) daß überall im Raum Materie vorhanden sein muß, in der nicht blos attraktive, sondern auch repulsive Kräfte angenommen werden müssen. Kant hatte für sein Werk zwei Teile vorgesehen, dem Elementarsystem der bewegenden Kräfte der Materie sollte das Weltsystem folgen, vielleicht, ja wahrscheinlich beabsichtigte er, in dem letzteren Teile auf die bewegenden Kräfte zwischen Himmelskörpern näher einzugehen.

Für Kant war die Abfassung des beabsichtigten Werkes eine Notwendigkeit. Da für ihn der Raum nur eine Form unserer Anschauung, so war für ihn nur der mit Materie erfüllte Raum existent. Diese vollkommene Raumerfüllung hatten die metaphysischen Anfangsgründe durch die primitiven Kräfte der Materie konstituiert. Aber damit war die Materie für uns noch kein Erfahrungsgegenstand: sie wird dies erst, wenn sie unsere Sinne affizieren kann. Und da das nur durch Bewegung möglich ist, so muß überall im Raume die Materie in immer-

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 548.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 593—607.

während der Bewegung begriffen sein. Aus diesem Grunde ist der Äther für das ganze System der Kantschen Philosophie eine absolut notwendige unerläßliche Konstruktion und keineswegs eine müssige Spekulation eines altersschwachen Greises. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist die große Arbeit zu begreifen, die Kant während der letzten Jahre seines Lebens dieser Aufgabe widmete, und welche Wichtigkeit er selbst derselben beilegte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 21. September 1798 an Garve richtete. Er beklagt darin sein schmerzliches Los, durch das ihm bestimmt sei, „den völligen Abschluß seiner Rechnung in Sachen, welche das Ganze der Philosophie betreffen, vor sich liegen und es noch immer nicht vollendet zu sehen", er nennt es einen „tantalischen Schmerz, der indessen doch nicht hoffnungslos ist." Spezieller fährt er dann fort: „Die Aufgabe, mit der ich mich jetzt beschäftige, betrifft den Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Sie will aufgelöst sein, weil sonst im System der kritischen Philosophie eine Lücke sein würde. Die Ansprüche der Vernunft darauf lassen nicht nach. Das Bewußtsein des Vermögens dazu gleichfalls nicht; aber die Befriedigung derselben wird, wenn gleich nicht durch völlige Lähmung der Lebenskraft, doch durch immer sich einstellende Hemmungen derselben bis zur höchsten Ungeduld aufgeschoben".*)

In der That hatte Kant mit seinem letzten Werke von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft her der Physik einen bedeutenden Schritt entgegen gethan. Delucs fluide purement grave und fluide déférente waren mit Kants ponderabler Materie und Äther nahe verwandt, und Kant erwähnt auch Deluc an mehreren Stellen seines Werkes. Mit Lesage, den er übrigens nirgends nennt, stimmt er darin überein, daß er alle bewegenden Kräfte der imponderablen Materie zueignet, und von dieser alle Bewegungen anheben läßt. Der prinzipielle Unterschied in den beiden Annahmen besteht nur darin, daß Lesage seinem Äther nur mechanische Kräfte, nur

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 342.

gradlinig gleichförmige Bewegungen zuschreibt, während Kant seinem imponderablen Stoff auch Bewegung ursprünglich erzeugende dynamische Kräfte und nur innere vibrierende Bewegungen zuerkennt. Auch mit einem nicht zu starren Atomistiker könnte man vielleicht auf dem Boden der Kantschen Anschauung noch zusammen kommen, wenn er nur nicht an einem absolut leeren Raume und einer absoluten Unteilbarkeit der Atome festhielte, sondern sich mit Räumen, leer von ponderabler Materie, und faktisch unzerteilten kleinsten Teilen der ponderablen Materie begnügte.*) Jedenfalls hat Kant seiner Zeit voraus die Vorstellung von der inneren Bewegung aller Materie wieder zuerst hervorgehoben. Und wenn er betont, daß die Materie nur als beweglich, bewegend und bewegt ein Gegenstand der Erfahrung werden könne, daß darnach alle Materie nur als in immerwährender innerer Bewegung begriffen dargestellt werden könne, so hat er sich ganz in den Ideenkreis hineingefunden, der in der Physik erst nach der Ausbildung der neueren Wärmetheorie und der mechanischen Gastheorie zu Anerkennung, aber danach auch zu immer weiterer Herrschaft gekommen ist. Materie ist nur als das ewig Bewegte zu begreifen und zu erklären; alle Materie, feste, flüssige, wie luftförmige, ist in immerwährender innerer Bewegung begriffen. Dieser wertvollste Kern des nachgelassenen Werkes von Kant, der so gut mit den Ergebnissen der neuern Physik übereinstimmt und von dem die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft noch soweit entfernt zu sein schienen, dieser Kern zeugt nicht nur für die Wichtigkeit des hinterlassenen Werkes, sondern auch für die Güte des ganzen kritischen Systems, wenigstens so weit dasselbe noch ganz auf seinem erkenntnistheoretischen Gebiete bleibt.

Daß Kant bei der Weiterführung seiner Untersuchungen Schwierigkeiten findet, daß er in der Ableitung aller bewegenden Kräfte der Materie aus seinem Äther nicht weit vorwärts

*) In solcher Weise entgegenkommend, sagt Fechner in seiner Atomenlehre (2. Auflage, 1864, S. 76): „Gesteht der Philosoph dem Physiker seine Atome zunächst zu, so kann ihm dieser gerne seine Raumerfüllung zuletzt zugestehen. Beides widerspricht sich nicht."

kommt, davon liegt die Ursache wohl nicht allein in seinem Alter. Mag dieses an den vielen, oft wenig von einander abweichenden Versuchen Schuld sein, mag es ihn auch wirklich an einem weiteren Vordringen in gewissem Grade gehindert haben, die vollständige Lösung des Problems, meine ich, wäre ihm auch in seiner vollsten Kraft nicht gelungen. Der Übergang von der Metaphysik zur Physik ist nicht das Problem eines einzelnen Mannes, sondern eine Aufgabe beider Wissenschaften, deren Lösung dieselben sich immer mehr annähern, die sie aber wohl niemals erreichen werden. Der Physiker wird immer nach dem jeweiligen Stande seiner Kenntnisse sich Hypothesen über die Konstitution der Materie bilden, unbekümmert darum, ob dieselben das innerste Wesen derselben ausdrücken. Der Philosoph aber wird sich immer die Materie so konstruieren, daß dieselbe den Anforderungen der Erkenntnistheorie genügt, ohne darauf zu sehen, ob sich aus seiner Konstruktion auch alle physikalischen Eigenschaften derselben ableiten lassen. Die Kluft zwischen den beiden Konstruktionen wird wohl immer mehr verringert, aber doch nicht ganz ausgefüllt werden.*) Genug wenn Philosophen und Physiker so viel Kenntnis und so viel Achtung ihrer gegenseitigen Wissenschaften haben, daß ihre Konstruktionen sich nicht direkt widersprechen und ausschließen, wenn nicht Philosophen und Physiker jede ihrer Konstruktionen als vollständige und ausschließlich berechtigte Lösungen der Aufgabe, wenn sie sie nur ansehen als Material, als Etappen zu dem erstrebten gemeinsamen Ziele. Daß aber beide Wissenschaften nicht dazu bestimmt sind, sich ewig zu widersprechen, sondern vielmehr wohl geeignet, einander entgegenkommend, sich immer mehr zu nähern, dafür gibt das nachgelassene Werk Kants wohl einen vollgiltigen Beweis.

Hierin liegt der Wert dieses Werkes für die Physik, denn einen Einfluß auf diese Wissenschaft oder ihre Bearbeiter konnte

*) Kant selbst sagt, daß die Einreihung der physikalischen Erfahrungen in das leere Fachwerk der möglichen bewegenden Kräfte nur eine asymptotische sein könne.

ja dasselbe nicht haben, da es bis heute wohl kaum den Physikern mehr als dem Namen nach bekannt geworden ist. Auf Kant selbst und sein Verhältnis zur Physik aber wirft das Werk jedenfalls ein neues Licht.

Hierauf sprach Herr Dr. Th. Epstein über die neueren Bestimmungen des spezifischen Gewichts der Erde.

Der Vortragende skizzierte zuerst den Entwicklungsgang, den die Wissenschaft, welche die Erde als Ganzes betrachtet, genommen hat. Diese, gewöhnlich mathematische oder auch astronomische Geographie genannte, Wissenschaft, welche vielleicht die älteste Pflanzung auf dem Boden der geistigen Kultur ist, behandelte die Erde zunächst vom astronomischen Standpunkte, vornehmlich in ihrem Verhältnisse zur Sonne und zum Monde. Viel später schlossen sich daran die Untersuchungen über die Größe und gaben den Impuls zur Ausbildung der Geometrie. Nach der Gestalt der Erde fragte man nicht, weil es für selbstverständlich galt, daß sie eine Kugel sei. Erst im 17. Jahrhundert tauchten Zweifel an der herrschenden Meinung auf und endigten nach langwierigem Streite mit der Konstatierung der bekannten Abweichung von der Kugelform.

Nach der astronomischen und geometrischen Behandlung der Erde warf die Wissenschaft eine physikalische Frage auf, die nach dem spezifischen Gewicht oder der Dichte unseres Planeten, eine Frage von großer Wichtigkeit, weil von deren Beantwortung gleichzeitig die Gewichtsbestimmung der Sonne und aller Glieder des Sonnensystems abhängt. Der Lösung des Problems stellen sich aber eigenartige Schwierigkeiten in den Weg, weil man das absolute Gewicht der Erde nicht kennt. Man mußte deshalb suchen, die Dichte ohne Kenntnis dieses Faktors direkt zu bestimmen. Die dahin zielenden Versuche datieren seit etwa 100 Jahren und stützen sich sämtlich auf das Newtonsche Gravitationsgesetz. Man wendete dabei vier verschiedene Methoden an: 1) die Ablenkung eines aufgehängten Loths durch die seitliche Anziehung eines Berges; 2) Beobachtung der Pendelschwingungen auf einem hohen Berge oder im Innern der Erde

und Vergleichung derselben mit denen in der Ebene; 3) Versuche mit der Drehwage über die Anziehung großer Metallmassen auf einen leicht drehbaren Hebel; 4) Anwendung der gemeinen Wage.

Nachdem der Vortragende die Geschichte und die Resultate der drei ersten Methoden erwähnt hatte, ging er zu dem eigentlichen Thema seiner Besprechung über, zur 4. Methode, der neuesten und sichersten, welche noch nicht allgemein bekannt geworden zu sein scheint, da sie bis jetzt nur in wenig Lehrbüchern anzutreffen ist. Sie rührt von Jolly*) in München her und verdient wohl das meiste Zutrauen, weil einerseits die Wage zu den bestbekannten physikalischen Präzisionsinstrumenten gehört, anderseits hier keine unbekannten Fehlerquellen auftreten können, wie bei den früheren Methoden. Die bekannten Fehlerquellen aber (Temperatur, Druck und Feuchtigkeit der Luft) lassen sich teils eliminieren, teils ihrem Betrage nach feststellen und in Rechnung ziehen.

Nachdem Jolly seine Waage durch mehrfache Verbesserungen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte,**) stellte er sie im oberen Teile eines Turmes in München auf. Von jeder der Schalen hing ein Draht, geschützt durch Röhren von Zinkblech, durch den freien Raum des Turmes herab und trug am unteren Ende eine zweite Schale. Der Abstand zwischen den oberen und unteren Schalen betrug 21,005 Meter. Die beiden untern Schalen befanden sich zur Abhaltung des Luftzugs in verschließbaren Kasten, unter welchen noch ein Raum von 1,002 Meter Höhe über dem Erdboden freigelassen wurde, um daselbst eine Bleikugel von 1 Meter Durchmesser aufstellen zu können.

Ein Körper, der von der oberen Schale in die untere gebracht wird, erfährt eine der Annäherung an den Erd-Mittelpunkt entsprechende Gewichtszunahme. Wird unter der einen

*) Jolly, die Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation. Abh. der bayr. Akad. d. W. II. Kl. XIII. Bd. 1. Abt. und XIV. Bd. 2. Abt. München 1878 und 1881.

**) Empfindlichkeit 1 Zehnmilliontel bei 1 Kgr. Belastung.

Schale die Bleikugel aufgestellt, so wird ein von der obern in die untere Schale gelegter Körper eine weitere Gewichtszunahme erfahren, welche durch die Anziehung der Bleikugel entsteht. Die Differenz der Gewichtszunahme mit und ohne Unterschiebung der Bleikugel bezeichnet die Größe des von der Bleikugel ausgehenden Zuges, und der Quotient dieses Zuges und des Zuges der Erde allein gibt unter Benutzung des Gravitationsgesetzes das Mittel ab, die Dichte der Erde mit der des Bleis, also auch mit der des Wassers, in Beziehung zu setzen.

Als tertium comparationis, d. h. als Körper, welcher sowohl der Anziehung der Erde allein, als auch der kombinierten Anziehung der Erde und der Bleikugel unterworfen wurde, benutzte Jolly eine mit Quecksilber gefüllte Glaskugel im Gewichte von 5009,450 gr., die durch eine ganz gleiche Kugel äquilibriert wurde. Weiter wurden die Gewichte der verdrängten Luft durch zwei leere Glaskugeln derselben Größe eliminiert, wodurch sich der Experimentator von der verschiedenen Beschaffenheit der Luft in der Höhe und in der Tiefe unabhängig machte. Bei den Versuchen legte Jolly zuerst die beiden gefüllten Kugeln in die obern, und die leeren in die untern Schalen und stellte Gleichgewicht her; dann wurde eine der vollen Kugeln mit der darunter befindlichen leeren vertauscht. Die nach unten gebrachte volle Kugel erfuhr durch die Annäherung an die Erde eine Gewichtszunahme, die durch Zulaggewichte auf der andern Seite bestimmt wurde. Diese Versuche wurden oft wiederholt. Ganz ebenso wurde nachher mit untergelegter Bleikugel verfahren. Als Mittel aus zahlreichen mit großer Sorgfalt angestellten Wägungen (500 Paar), ergab sich für die Gewichtszunahme der vollen Kugel, wenn sie aus der obern in die untere Schale gebracht wurde, 31,686 mgr. ohne Bleikugel, und aus ebensoviel Wägungen mit untergeschobener Bleikugel 32,275 mgr., sodaß die Bleikugel allein eine Gewichtszunahme von 0,589 mgr. erzeugte.

Das Vorstehende enthält die zur Berechnung der Erddichte nötigen Daten; denn sind

r und R die Radien der Bleikugel und der Erde
d und D die Dichten " "
q und Q die Anziehungen " "
a der Abstand des Mittelpunktes der Bleikugel von dem der Quecksilberkugel,

so ist die Masse (Produkt aus Vol. und Dichte) der Bleikugel $= \frac{4r^3\pi d}{3}$, die der Erde $= \frac{4R^3\pi D}{3}$, und da sich nach dem Newtonschen Gravitionsgesetz die Anziehungen direkt wie die Massen und umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhalten, so folgt

$$q : Q = \begin{cases} \frac{4r^3\pi d}{3} : \frac{4R^3\pi D}{3} \\ R^2 : a^2 \end{cases}$$
$$= r^3 d : Ra^2 D$$

mithin $D = \frac{Qr^3d}{qRa^2}$ oder mit Benutzung des Gewichts der Bleikugel $\left(\frac{4r^3\pi d}{3}\right)$

$$= \frac{3Q. \text{ Bleikugel}}{4qRa^2\pi}$$

Im vorliegenden Falle war
Q = 5009450 mgr.
q = 0,589 "
R = 6365722 M. (Erdradius von München nach Bessel)
r = 0,4975 "
a = 0,5686 "
d = 11,186 (aus Vol. und Gewicht der Kugel berechnet).

Aus der ersten Formel für D fand Jolly die Dichte der Erde = 5,692.*)

---

*) Leider ist die schöne Arbeit Jollys durch zahlreiche Fehler in den Zahlen entstellt, bei denen sich nicht erkennen läßt, ob es Rechenfehler oder nur Druckfehler sind. Es ist auch die Ausstellung zu machen, daß die Ableitung von d unsicher sein muß, da die Bleikugel nicht zusammengeschmolzen, sondern aus Bleibarren zusammengeschlagen war, also wahrscheinlich hohle Räume im Innern besaß: besser wäre die zweite Formel für D mit dem

Vergleicht man damit die früher gefundenen Resultate, so hat man nach der

1.	Methode Hutton und Maskelyne	(1772)	= 4,71
	James	(1855)	= 5,32
2.	„ Carlini	(1824)	= 4,84
	Mendenhall	(1880)	= 5,77
	Airy	(1856)	= 6,566
3.	„ Cavendish	(1797)	= 5,48
	Baily	(1842)	= 5,66
	Reich	(1850)	= 5,58
	Cornu und Baille	(1873)	= 5,56.

Der Jollysche Wert gehört also zu den größten.

Alle aber deuten übereinstimmend auf Massen von größerem Gewicht im Innern der Erde. Denn da die uns zugänglichen Erdschichten, welche zum größten Teil aus kalk-, thonerde- und kieselsäurehaltigen Gesteinen bestehen, im Durchschnitt etwa eine Dichte von 2,5 haben, die Gesamterde aber nach den angeführten Zahlen sicher ein über fünf gehendes Gewicht besitzt, so folgt notwendig daraus, daß die Erde nach innen bedeutend an Dichte zunehmen muß. Dies harmoniert auch mit der Vorstellung, daß die Erde ursprünglich einmal weich oder vielleicht gar flüssig war; denn in diesem Falle mußten sich die schwereren Stoffe (Erze und gediegene Metalle) mehr nach der Mitte senken.

Aus der Dichte kann man nunmehr auch das absolute Gewicht der Erde berechnen, indem man erstere mit dem Volumen multipliziert. Letzteres beträgt etwas mehr als eine Billion Kubikkilometer, und da ein Kubikkilometer Wasser eine Billion Kilogramm wiegt, so würde eine Wasserkugel von der Größe der Erde über eine Quadrillion Kilogramm wiegen:

Gewicht der Bleikugel angewendet worden. Sicher ist auch der Besselsche Wert für den Erdradius zu klein und da q sich ev. = 0,581 mgr. ergiebt, so findet der Vortragende mit den angegebenen Änderungen eine etwas größere Zahl für die Dichte der Erde, nämlich 5,776. Die Wichtigkeit der Sache macht es im höchsten Grade wünschenswert, die Abhandlungen Jollys aus seinem Manuskript zu revidieren.

mithin kann man das Gewicht der Erde auf ca. sechs Quadrillionen Kilogramm veranschlagen. Nur eine Zahl, aber kein Begriff!

Im Anschluß daran berichtete Herr Dr. W. Reinhardt in der Sitzung am 18. Mai: Über eine neue Bestimmung der Gravitations-Konstante von A. König und Fr. Richarz. Mitte November 1884 kam Dr. Richarz auf den Gedanken, die Gravitations-Konstante nach einer neuen, von der von Jollyschen abweichenden Methode zu bestimmen. Als er sie Dr. König, dem Assistenten von Helmholtz, mitteilte, stellte es sich heraus, daß seine Methode fast identisch sei mit derjenigen, welche König kurz zuvor ersonnen hatte. Die Methode wurde nun von Helmholtz der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, und diese bewilligte zur Deckung der Ausführungskosten 10,000 Mark, welche Summe durch Herstellung der Wage (vom Mechaniker Stückrath, Berlin), welche mit Sicherheit noch 0,01 Milligramm angiebt, der automatischen Vertauschungsvorrichtung für die Gewichtstücke, die Kugeln sind, zum größten Teil aufgebraucht wurde.

Als anziehende Masse wird ein würfelförmiger Bleiklotz von ca. 100,000 kg Gewicht angewandt; derselbe ist aus parallelepipedischen Stücken aufgebaut und wird nach einer Versuchsreihe von neuem errichtet, die Wägungen werden wiederholt, um Fehler auszugleichen, die durch etwaige Hohlräume innerhalb einiger Gußstücke entstanden sind.

Zur Vermeidung lokaler Temperaturdifferenzen nnd zeitlicher Temperaturschwankungen wurde als Beobachtungslokal eine unterirdische Kasematte in der Zitadelle von Spandau gewählt; der Fußboden ist zementiert, der Beobachtungsraum durch doppelten Bretterverschlag mit Sägespähnefüllung abgesperrt; 12 Pfannen mit Chlorcalcium dienen zur Trockenhaltung der Luft; während der Abwesenheit der Beobachter brennen Lampen im Lokal, welche dieselbe Wärme, wie die Beobachter liefern.

Die Versuche werden folgendermaßen angestellt: Während bei von Jolly die eine Wagschale, auf deren Gewichtstücke durch eine Bleikugel eine Anziehung ausgeübt wird, an einer 21 m

langen Aufhängung befestigt ist, befindet sich hier die Wage in der Mitte der oberen horizontalen Oberfläche des Klotzes. Unter den Schalen D und E ist der Block vertikal durchbohrt, und an zwei Drähten, die durch die Bohrungen hindurchgehen, sind zwei Wagschalen F und G an jenen oberen Schalen so aufgehängt, daß sie dicht unterhalb des Klotzes schweben. Eine beliebige Masse m, die sich in D befindet, wird durch Gewichtstücke in G äquilibriert; die Schwere wirkt beiderseits nach unten, die Anziehung des Klotzes zieht m nach unten, dagegen die Gewichtstücke in G nach oben; um diese doppelte Wirkung auszugleichen, müssen die Gewichtstücke um die doppelte Attraktion größer sein als die Masse m. — Wird nun die Masse m in die untere Wagschale F, die Gewichte nach E gebracht, so müssen zur Ausgleichung der Wirkung der Attraktion des Klotzes jetzt die Gewichtstücke um die doppelte Attraktion kleiner sein. Der Unterschied in den zwei Wägungen ergiebt also das Vierfache der Attraktion des Bleiklotzes, während von Jolly nur die einfache Anziehung der Bleimasse erhielt.

Der Gang der Rechnung ist nun folgender: Ist k der absolute Wert der vertikalen Komponente der Anziehung, welche der Klotz am Orte der oberen und unteren Schalen ausübt, g_o resp. g_u der Wert der Schwere am Orte der oberen resp. unteren Schalen, m mit Index die Masse der Gewichtstücke, so ist

bei der I. Wägung: $m\,(g_o + k) = m_u\,(g_u - k)$

" " II. " $m\,(g_u - k) = m_o\,(g_o + k)$

$$\delta m = m_u - m_o = m\,\frac{(g_o + k)^2 - (g_u - k)^2}{(g_o + k)\,.\,(g_u - k)}$$

Setzt man $g_u = g_o + \gamma$, so wird, da k und γ gegen g_o sehr klein sind:

$$\delta m = \frac{2m}{g_o}\,(2k - \gamma)$$

Der Wert von γ ergiebt sich aus Wägungen, die mit derselben Wage vor Aufstellung des Bleiklotzes ausgeführt wurden.

Ist m dieselbe Masse wie oben, m'_u und m'_o, die Gewichte, welche oben m_u und m_o entsprechen, so ist:

$$mg_o = m'_u \, g_u$$
$$mg_u = m'_o \, g_o$$

$$\delta m' = m'_o - m'_u = m \frac{g_u^2 - g_o^2}{g_o \, g_u}$$

Führen wir auch hier ein: $g_u = g_o + \gamma$, so ist:

$$\delta m' = \frac{2\gamma}{g_o} m \text{ und } \gamma = \frac{\delta m' \, g_o}{2m}$$

demnach:

$$\delta m = \frac{2m}{g_o} \left(2k - \frac{\delta m' \, g_o}{2m}\right) = \frac{4mk}{g_o} - \delta m'$$

$$\text{und } k = \frac{g_o}{4m} (\delta m + \delta m')$$

Ist V das Potential des Klotzes, G die Gravitations-Konstante, z die vertikale Koordinate, so ist

$$k = G \frac{\partial V}{\partial z}$$

$\frac{\partial V}{\partial z}$ ist aus den Dimensionen des Klotzes und dem Ort der Schalen bestimmbar, k ist gefunden, mithin liefert die letzte Formel den Wert von G.

Nach diesen Mitteilungen sprach Herr S. Spier über Bereitung und Verwertung des Wassergases und eine technische Erfindung der letzten Monate, das Auersche Gasglühlicht. Unser gewöhnliches Leuchtgas wurde am Anfang unseres Jahrhunderts, ziemlich gleichzeitig in England zuerst von William Murdoch, in Frankreich von Lebon dargestellt. Die erste Gasbeleuchtung im großen wurde von Murdoch 1802 in der Maschinenfabrik von Watt und Bolton nahe bei Birmingham und 1804 in einer bedeutenden Spinnerei zu Manchester ausgeführt. Londons Straßen wurden 1812, diejenigen von Paris 1820 und die Stadt Frankfurt 1828 mit Gas beleuchtet. Die Darstellung von Leuchtgas aus Holz ist dem bekannten Münchener Hygieniker Pettenkofer zu verdanken.

Das jetzt allermeist aus Steinkohlen durch trockene Destillation derselben gewonnene Gas wird in zentralen städtischen Gasfabriken gewonnen. Verschiedene unbrauchbare resp. schädliche Beimengungen werden in diesen Fabriken von dem eigentlichen Leuchtgas getrennt, das letztere in Gasometern gesammelt und durch Haupt- und Nebenröhren in die Straßen und Häuser der Stadt verteilt.

Mit dem Wassergas wurden schon in den dreißiger und vierziger Jahren in England, Frankreich und Belgien Versuche gemacht, ohne daß dieselben jedoch zu dauernder Verwertung im großen anregten. Wie wir in der Elektrotechnik im letzten Jahrzehnt den Nordamerikanern bedeutende Fortschritte zu verdanken haben, so ist auch eine zweckentsprechende und billige Herstellung von Wassergas erst in der Union gelungen. Die Amerikaner Lowe und Strong nahmen in den siebziger Jahren jeder für sich Patent auf ihre Erfindung. Während der Weltausstellung in Philadelphia 1876 erregte die praktisch demonstrierte Erzeugungsweise des Wassergases Aufsehen und Anerkennung bei den verschiedenen Vertretern der europäischen Großindustrie. So soll sich der bekannte Berliner Reuleaux und einer der hervorragendsten schwedischen Geologen, Torrel, sehr günstig über das Verfahren ausgesprochen haben. Torrel veranlaßte dann auch den Mitinhaber des Strongschen Patents, Dwight, in Stockholm einen praktischen Versuch zu machen, und in folge günstigen Ausfalls desselben wurde in Stockholm eine allerdings etwas sehr umfassend gedachte europäische Wassergasgesellschaft gegründet. Die materiellen Resultate dieser Gesellschaft haben bis heute noch nichts von sich reden machen. In diesen Tagen brachte die Presse die Mitteilung, daß die europäische Wassergasgesellschaft in Stockholm liquidiere und die Aktienbesitzer für ihren bisherigen Besitz Anteile der neugegründeten deutschen europäischen Wassergasgesellschaft in Dortmund erhielten. In Deutschland existieren als Versuchsstationen bis heute nur zwei Wassergasanlagen, eine größere in dem bedeutenden Etablissement von Schulz, Knaudt u. Co. in Essen, eine kleinere hier in Frankfurt in der Frankfurter Gasfabrik. Aber trotz dieser

scheinbaren totalen praktischen Erfolglosigkeit ist die Aussicht für die Zukunftsentwicklung der Wassergasproduktion eine sehr bedeutende. Fachmänner unter den Chemikern wie unter den Gasmännern zweifeln nicht daran, daß das Wassergas sich zum Heizstoff der Zukunft entwickeln wird.

Welche Eigenschaften sollen nun diesem Gas so gewaltige Vorzüge vor unserem jetzigen Kohlen-Heizmaterial gewähren? Die Verschwendung der Heizkraft von Kohlen in Fabriken und besonders in unseren häuslichen Heizvorrichtungen in Zimmern und Küchen gilt seit Jahrzehnten als ein wirtschaftlicher Skandal. Handelt es sich doch um die leichtsinnige Vergeudung eines Körpers, der neu nicht wieder zu gewinnen und für die Kultur unseres modernen Lebens heute unersetzlich ist. Denn von dem theoretisch möglichen Heizeffekt der Kohlen werden heute allermeist nur 10% verwertet, die übrigen 90% fliegen wertlos zu den Schornsteinen hinaus und verderben noch außerdem in großen Fabrikstädten aufs entschiedenste die Atmosphäre. Ein kleiner Fortschritt in der Beseitigung dieser Mißstände war die Benutzung der Gichtgase von Hochöfen für die Heizung von Dampfkesseln. Diese Neuerung ist schon eine längere Reihe von Jahren eingeführt. Weitere Fortschritte bestanden in der Einführung von Generatoren zwecks Umwandlung der Kohlen in Gase, wie sie für die verschiedensten metallurgischen Zwecke und in der Glas- und Gasfabrikation verwendet werden und wobei ca. 30% der theoretischen Heizkraft verwertet werden. Eine andere Feuerungsverbesserung wurde durch die Regeneratoren gebracht, die neben den Generatoren wirkten nnd wodurch sehr hohe Temperaturen von Luft und Gasen erzielt wurden. Durch das Wassergas soll nun die Möglichkeit gegeben sein, bei dem Loweschen Prozeß 60%, bei dem Strongschen 80—90% der theoretischen Heizkraft zu verwerthen. Was nun die Darstellung des Wassergases betrifft, so beruhten die älteren Versuche auf dem Prinzip der Zersetzung des Wassers oder Dampfes in mit Kohlen gefüllten Retorten, welche durch äußere Heizung glühend gehalten wurden. Lowe und Strong benutzten statt Retorten vertikale Schachtöfen, in denen sie die Kohlen abwechselnd in

einer durch Regeneratoren stark überhitzten Luft- und Wasserdampf-Atmosphäre verbrannten. Lowe bezweckte hauptsächlich die Herstellung von Leuchtgas mittelst Anthrazits und flüssiger Kohlenwasserstoffe. Mit seinem Gas wird seit einer Reihe von Jahren Baltimore und eine Anzahl anderer amerikanischer Städte beleuchtet. Strong erzeugt in erster Linie nicht leuchtendes Wassergas für Heizzwecke. Das Strongsche Verfahren hat noch den großen Nebenvorteil, daß bei demselben die verschiedensten Arten von Rohstoffen, wie sonst wertlose Staubkohle, trockner und feuchter Stichtorf verwendet werden können, wobei von den verschiedenen Rohmaterialien immer nahezu die gleiche Qualität Heizgases gewonnen wird. In der Union beabsichtigt man, außer den Rohrleitungen, welche gegenwärtig im Leuchtgas den Einwohnern der Städte Licht liefern, mit einem zweiten Rohrnetz jedem Wärme und Kraft in Form von Wassergas auf die bequemste und billigste Weise zugänglich zu machen. Der gewöhnliche Gasgeruch ist bei dem Wassergas nicht vorhanden. Doch kann derselbe, um durch ihn in der Rohrleitung nichtdichte Stellen bemerkbar zu machen, dem Wassergas ohne Schwierigkeit beigebracht werden. Bei der Erzeugung des Wassergases wird durch die glühenden Kohlen dem Wasserdampf der Sauerstoff entzogen, und das Endprodukt dieses Prozesses besteht im großen Ganzen aus den brennbaren, eine große Heizkraft besitzenden Gasen Kohlenoxyd und Wasserstoff. Etwas Kohlensäure, aber nur wenige Prozente, die sich gleichzeitig entwickeln, werden durch Kalk absorbiert. Dies Wassergas wird in Essen zu den verschiedensten metallurgischen Prozessen verwendet, ebenso auch hier in Frankfurt von der Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt und hier z. B. zu Preisen, die weit unter denjenigen des eigentlichen Leuchtgases stehen.

Das reine Wassergas hat die Schattenseite, daß es direkt als Leuchtgas nicht benutzt werden kann, weil ihm die Kohlenwasserstoffe des durch trockene Destillation gewonnenen Steinkohlengases fehlen. Will man dem Wassergas Leuchtkraft verschaffen, so müssen ihm entweder, wie das in der Union der Fall ist, aus den Naphtarückständen der Petroleum-Destillation

gleichzeitig mit der eigentlichen Wassergas-Erzeugung Kohlenwasserstoffe beigemengt werden, oder das Wassergas muß in ähnlicher Weise wie bei dem Drummondschen Kalklicht unverbrennliche Körper durch seine enorme Hitze leuchtend machen. Um dies zu ermöglichen, hat ein Schwede Fahnenjelm vor ca. einem Jahre in der Union sich die Erfindung von Magnesiapräparaten patentieren lassen. Von diesen sogenannten Magnesiakämmen sollen in Essen 400 Stück brennen und ein recht hübsches weißes Licht gewähren. Die Brenndauer eines solchen Kammes soll 60—80 Stunden umfassen, der einzelne Kamm kostet 20 Pfennige. Eine Erfindung der letzten Monate in derselben Richtung, wie es scheint, von entschieden größerer Bedeutung haben wir einem jungen Wiener Chemiker zu verdanken. Dr. Karl von Auer, Sohn des früheren Direktors der kaiserl. Staatsdruckerei in Wien, ein Schüler von Bunsen, hat sich seit Jahren mit einer Gruppe von chemischen Elementen aus der Reihe der Erdmetalle, besonders mit Didym, beschäftigt, und diese Arbeiten gaben ihm Anlaß zur Erfindung des sogen. Gasglühlichts, das in Technikerkreisen in der jüngsten Zeit viel Aufsehen erregt hat. Nach Auers Patentbeschreibung, die vor einigen Wochen veröffentlicht wurde, besteht der Glühkörper aus den essig- oder salpetersauren Salzen der Oxyde von Zirkon und den Erden, die in dem Ceritmineral vorkommen, wie Cer, Lanthan und Didym. Das Patent ist bereits für hohe Summen nach England verkauft, und in Deutschland ist dasselbe von dem Berliner Haus J. Pintsch, dem Lieferanten des komprimierten Oelgases unserer preußischen Eisenbahnwagenbeleuchtung, erworben worden. Dieses neue Glühmaterial soll nach Mitteilung von Gasfachmännern eine Brenndauer von ca. 2000 Stunden haben. Wassergas soll eine prächtig leuchtende Farbe in Verbindung mit demselben liefern. Aber auch für das gewöhnliche Leuchtgas verspricht es bedeutende Ersparnisse. Während heute für eine sechzehnkerzige — unsere gewöhnliche — Normalgaslampe per Stunde 150 Liter Gas gebraucht werden, soll der Gasverbrauch bei Verwendung dieses Auerschen Glühkörpers nur 75 Liter per Stunde betragen. Die Installation für jede Lampe soll 15 Mark, ein einzelner Glühkörper 2½ Mark kosten.

Hierauf sprach Herr Dr. Otto Rausenberger über die einfachste Behandlungsweise des allgemeinen binomischen Satzes. Die erste vollständige Begründung des allgemeinen binomischen Satzes rührt bekanntlich von Abel her, der in seiner Abhandlung: Recherches sur la série

$$1 + \frac{m}{1} x + \frac{m(m-1)}{1.\ 2} x^2 + \frac{m(m-1)(m-2)}{1.\ 2.\ 3} x^3 + \ldots$$

(Œuvres complètes, pag. 219) die angegebene Reihe

$$f_m(x) = 1 + \frac{m}{1} x + \frac{m(m-1)}{1.\ 2} x^2 + \frac{m(m-1)(m-2)}{1.\ 2.\ 3} x^3 + \ldots$$

$$= m_0 + m_1 x + m_2 x^2 + m_3 x^3 + \ldots,$$

wobei also

$$m_k = \frac{m(m-1)(m-2)\ldots(m-k+1)}{1.\ 2.\ 3\ldots k}$$

ist, für beliebige komplexe x und m in Bezug auf ihre Konvergenz untersucht und im Falle der Konvergenz ihren Wert bestimmt. Die Untersuchung Abels ist, teilweise infolge der etwas schwerfälligen und veralteten Behandlungsweise der komplexen Größen, keineswegs einfach, weshalb eine Neubehandlung dringend geboten erscheint. Der Vortragende glaubt, daß allerdings die umständlichen Konvergenzbetrachtungen nicht wesentlich vereinfacht werden können, während sich die eigentliche Wertbestimmung von $f_m(x)$ in ungleich einfacherer und eleganterer Weise ausführen läßt. Herr J. Thomae lieferte in seinem Werke: Elementare Theorie der analytischen Funktionen einer komplexen Veränderlichen, pag. 77, eine sehr einfache Herleitung des Satzes, die nur den Nachteil aufweist, daß bei ihr die Reihenentwicklungen für e^x und $l(1 + x)$ Verwendung finden, die aber unabhängig vom binomischen Satz für reelle Exponenten sich nicht in wirklich naturgemäßer Weise herleiten lassen. Der Vortragende gab in seinem Werke: Lehrbuch der Theorie der periodischen Funktionen einer Variabeln u. s. w. eine Darstellung, welche von

diesem Einwande frei ist. Zunächst wird, einem bekannten Verfahren gemäß, durch direkte Rechnung die Gleichung

(1) $m_0\, n_k + m_1\, n_{k-1} + m_2\, n_{k-2} + \ldots + m_k\, n_0 = (m + n)_k$

hergeleitet, aus der die Funktionalgleichung

(2) $f_m\,(x)\, f_n\,(x) = f_{m+n}\,(x)$

folgt, mit Hilfe welcher letzteren der Nachweis leicht zu erbringen ist, daß für reelle, ganzzahlige und gebrochene, positive und negative m die Gleichheit

(3) $m_0 + m_1\, x + m_2\, x^2 + \ldots = (1 + x)^m$

unter der Bedingung besteht, daß die links befindliche Reihe konvergiert (natürlich ist im Falle der Vieldeutigkeit von $(1 + x)^m$ nur ein bestimmt zu fixierender Wert dieser Größe mit der linken Seite identisch). Hierauf lassen sich die Reihen für e^x und $l\,(1 + x)$ bequem herleiten und mit Hilfe dieser wird dann die Gleichung (3) für komplexe m gemäß dem Thomaeschen Verfahren, auf das übrigens auch der Vortragende vor längerer Zeit selbst gekommen war, begründet, nachdem die Definition komplexer Potenzen vorhergeschickt wurde.

Die ganze Untersuchung macht, von den Konvergenzbetrachtungen abgesehen, nachdem einmal der binomische Satz für reelle, positive, ganzzahlige Exponenten vorausgeschickt ist, keine eigentlichen Rechnungen nötig, außer bei der Herleitung der Gleichung (1). Auch diese Rechnung entbehrlich zu machen bezweckt die folgende Betrachtung, die nur eine Modifikation der beim Beweise von (3) für komplexe m angewandten Schlußweise ist.

Für ganze, positive m und n ist

$$f_m\,(x) = (1 + x)^m,\ f_n\,(x) = (1 + x)^n,$$

also

$$f_m\,(x)\, f_n\,(x) = (1 + x)^m\,(1 + x)^n$$
$$= (1 + x)^{m+n} = f_{m+n}\,(x),$$

daher, wenn man die Reihen selbst einsetzt, links ausmultipliziert und die Koeffizienten vergleicht,

(1) $m_0\, n_k + n_1\, n_{k-1} + m_2\, n_{k-2} \times \ldots + m_k\, n_0 = (m + n)_k.$

Rechte und linke Seite dieser Gleichung sind, wie leicht ersichtlich, ganze Funktionen kten Grades in m und n. Nun

gilt der Satz, daß zwei ganze Funktionen k ten Grades von x, $\varphi(x)$ und $f(x)$, identisch sind, wenn sie für $k+1$ bestimmte Werte von x übereinstimmen; denn andernfalls hätte die Gleichung k ten Grades $\varphi(x) - f(x) = 0$ $k+1$ Lösungen. Dieser Satz läßt sich aber auf ganze Funktionen $\varphi(x, y)$ und $f(x, y)$, welche in den beiden Variabeln x und y höchstens bis zum k ten Grade ansteigen, in der Weise ausdehnen, daß die Identität beider Funktionen behauptet wird, wenn sie für $k+1$ Werte von x und $k+1$ Werte von y: $x_1, x_2, \ldots x_{k+1}$ und $y_1, y_2, \ldots y_{k+1}$ in beliebiger Kombination je zweier übereinstimmen. In der That folgt aus dem Vorhergehenden, daß

$$\varphi(x_r, y) = f(x_r, y)$$

für beliebige y ist, da beide Größen für $k+1$ y-Werte zusammenfallen. Hieraus schließen wir weiter, indem wir jetzt $\varphi(x, y)$ und $f(x, y)$ als Funktionen von x allein auffassen, daß allgemein

$$\varphi(x, y) = f(x, y)$$

ist. Weitere Verallgemeinerungen des Satzes bieten keine Schwierigkeit dar. Da nun die Gleichung (1) für beliebige, positive, ganzzahlige m und n, also sicher für mehr als k Werte dieser Größen, giltig ist, so besteht sie für beliebige m und n. Hiermit ist (1) allgemein bewiesen nnd so die Grundlage zu einer möglichst einfachen Herleitung des binomischen Satzes gegeben.

4. Abteilung für Neuere Sprachen (NS.)

Vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. Rudolf Oesten, hier.

„ Dr. Berthold Stern, „

b. ohne Stimmrecht:

Niemand.

In der ersten Sitzung dieses Jahres am 28. Januar fand die Wahl des Vorstandes statt. Es wurden gewählt: Herr Oberlehrer Caumont zum Vorsitzenden, Herr Direktor Dr.

Kortegarn zum stellvertretenden Vorsitzenden, Herr Dr. August Fischer zum Schriftführer.

Hierauf sprach Herr Hauschild über das Vulgärlatein und seine Stellung im und zum Romanischen, ein Vortrag, welcher in der nächsten Sitzung am 25. Februar fortgesetzt wurde. Der Inhalt desselben war im Wesentlichen folgender:

Der Referent legte seinem ersten Vortrage die Aufsätze zu Grunde, welche Gröber in Wölfflins Archiv I, 1 über „Sprachquellen und Wortquellen des lateinischen Wörterbuchs“ und in den folgenden Heften über „vulgärlateinische Substrate romanischer Wörter“ veröffentlicht hat. Letztere sind dort bis jetzt zwar nur erst bis zum H lexikalisch zusammengestellt, lieferten aber doch dem Referenten schon allseitig Beispiele für die dort aufgestellten allgemein-vulgärlateinischen Lautregeln und die vom Referenten persönlich vertretenen Anschauungen. Letztere suchten namentlich über folgende Fragen anzuregen bezw. aufzuklären: Darf ein als vulgär anzunehmendes lateinisches Wort deswegen nicht als vulgär gelten, weil wir seine Spuren im Romanischen nicht mehr aufzuweisen vermögen? Mußte jedes lateinische Wort gewissen lautlichen Veränderungen unterliegen, um vom Romanischen aus als vulgärlateinisch bezeichnet werden zu können? Kann ein lateinisches Wort in der ihm in der Schriftsprache eigenen Form sich nicht auch im sprachlichen Besitzstand des ganzen Volkes finden? Wenn nicht, wie verhalten sich dann Schrift- und Vulgärsprache in einem und demselben Worte lautlich zu einander und zu diesem?

Ist nicht auch in den Wörtern der lateinischen Schriftsprache schon ein Gegensatz von Schrift und Laut anzunehmen? Ist nicht in der lateinischen Schriftsprache ein gewisses Pretiösentum zum Sieg gekommen gegenüber einem historisch und literarisch berechtigten, aber schließlich nur noch auf die lebende Sprache beschränkten Konservativismus? Darf von den romanischen Doppelwörtern oder Doppelformen für einen und denselben Begriff das eine nur darum nicht auch für vulgärlateinisch gelten, weil es geringeren lautlichen Veränderungen unterworfen ge-

wesen ist, als das andere — wie es namentlich die termini technici des staatlichen, rechtlichen, kirchlichen u. s. w. Lebens an die Hand gaben?

Für seinen zweiten Vortrag „Über die romanische Futurbildung auf Grund lateinischer Schriftbelege" legte Referent die Aufsätze zu Grunde, welche Thielmann in Wölfflins Archiv II, 1 und 2 über „Habere mit dem Infinitiv und die Entstehung des romanischen Futurums" veröffentlicht hat. Da Referent als Mitarbeiter an jenem Werke den Tertullian in bezug auf die dort ausgeschriebenen und behandelten Fragen zu bearbeiten hat, und da die aus Tertullians Schriften gewonnenen Belege dieser sprachlichen Erscheinung für die ganze Behandlung und Entwicklung derselben grundlegend sind, so suchte Referent auf Grund seiner eigenen Beobachtungen und Mitteilungen die von Thielmann im allgemeinen gegebenen Andeutungen im einzelnen auszuführen und zu ergänzen, letzteres namentlich bezüglich einiger Beispiele, die, von Thielmann übersehen, doch entschieden schon den futurischen Gebrauch dieser Struktur auch bei Tertullian aufweisen. Im übrigen wies er aus vielen im Zusammenhang vorgetragenen Parallelstellen nach, daß an vielen anderen Stellen die betr. Struktur zwar nicht reine Futurbedeutung, wohl aber den Sinn einer futurischen Umschreibung habe. Diese Gelegenheit benutzte Referent, um auf Grund seiner bei dieser Gelegenheit zu persönlichem Gebrauche gemachten Sammlungen zu zeigen, auf wie mannigfaltige Weise Tertullian sonst noch das Futurum zu umschreiben wußte. Eine Debatte über den ersten Vortrag fand nicht statt, über den zweiten nur insofern, als ein Mitglied angegeben wissen wollte, wann, wo und wie die ursprüngliche Zusammensetzung sich zur vollständigen Verschmelzung beider Elemente gesteigert habe: was natürlich nicht erwiesen werden konnte.

In der Sitzung am 25. März sprach Herr Dr. F. Michel: „Über die dramatischen Bearbeitungen der Verschwörung des Marino Falieri im Anschluß an Byrons Tragödie."

Die gemeinsame Lektüre des Byronschen „Marino Faliero"

in der Sektion zu Beginn des Winters gab dem Vortragenden Veranlassung, der Frage nach anderweitigen Bearbeitungen des gleichen Stoffes näher zu treten. Als vorläufige Resultate*) seiner Untersuchung ergaben sich im Ganzen 15 verschiedene Bearbeitungen (von Deutschen, Franzosen und Engländern), und zwar 1 Novelle, 12 Dramen, teilweise nur als Skizzen oder Fragmente vorhanden, und 2 Opern — alle aus diesem Jahrhundert. Von diesen wurden einer mehr oder weniger eingehenden Besprechung unterzogen — nach Maßgabe der zeitlichen Aufeinanderfolge:**)

1. Die Novelle von E. T. A. Hoffmann: „Doge und Dogeressa" erschienen in den „Serapionsbrüdern" zw. 1819 und 21; dieselbe war zu besprechen als Quelle einiger späteren Dramen.
2. Marino Falieri, Doge of Venice; An historical tragedy in 5 acts by Lord Byron (London 1820), zugleich beachtenswert als Ausgangspunkt für die Mehrzahl der übrigen Bearbeitungen.
3. Marino Falieri, tragédie en 5 actes et en vers, par Cas. Delavigne, zuerst aufgeführt: Paris, am Theater der Porte St. Martin am 30. Mai 1829.
4. Marino Falieri, Trauerspiel in 4 Akten von Alb. Lindner (Leipzig 1875).
5. Marino Falieri oder die Verschwörung des Dogen zu Venedig, Trauerspiel in 5 Akten von Martin Greif zuerst aufgeführt am Stadttheater in Wien: 24. September 1878, veröffentlicht: Wien 1879.
6. Marino Falieri, A tragedy in 5 acts by A. C. Swinburne (London 1885).

*) Eine erschöpfende Darlegung des Themas wird voraussichtlich in der im Herbst d. Js. ins Leben tretenden „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", herausgegeben von Prof. Max Koch (Marburg) geboten werden.

**) Für freundliche Unterstützung behufs Auffindung der einschlägigen Arbeiten fühlt sich der Vortragende dem Herrn Prof. M. Koch in Marburg sowie Herrn Oberlehrer Caumont, hier, zu bestem Danke verpflichtet.

Außerdem fanden Erwähnung:

7. Marino Falieri, eine dramatische Studie von K. Gutzkow; 1 Akt veröffentlicht im „Skizzenbuch" (Kassel und Leipzig 1839).
8. Doge und Dogaressa, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Kugler, veröffentlicht in „Belletristische Schriften" (Stuttgart 1851).
9. Marino Falieri, Trauerspiel von Murad Efendi (Frz. v. Werner) (Leipzig 1871).
10. Marino Falieri, Entwurf und Fragment eines Trauerspiels, von Otto Ludwig, erschienen in dessen „Nachgelassene Schriften" (Leipzig 1874).
11. Marino Falieri, Trauerspiel von Heinrich Kruse (Berlin [?] 1876).
12. „Der Zögling von San Marco" Trauerspiel in 5 Aufzügen von A. May (München 1883).
13. Arthur Fitgers Bearbeitung des Byronschen Marino Falieri, aufgeführt am Hoftheater zu Meiningen, Anfang März 1886.

Endlich:

14. Marino Falieri, Oper von Donizetti, Text von Bidera, zuerst aufgeführt: Paris 1835.
15. Marino Falieri, Oper von W. Freudenberg, Text von ihm selbst; noch nicht aufgeführt.*)

Als Grundlage zur Beurteilung der verschiedenen Bearbeitungen erstattete der Vortragende zunächst einen Bericht über den historischen Vorgang an der Hand der urkundlichen Darstellung von Romanin (Storia documentata di Venezia, Bd. III, Venedig 1855), zugleich unter Hinweis auf die der Byronschen Dramatisierung zu Grunde liegenden Quellen (bes. Marin Sanuto, Vite dei Dogi). Nach kurzer Besprechung der Hoff-

---

*) Als Kuriosum aus dem Anfange unseres Jahrhunderts verdient hier nachträgliche Erwähnung die Existenz eines Stückes von unbekanntem Verfasser: „Marino Falieri oder die Bundesbrüder zur Loge des großen afrikanischen Löwen" 1804 bei Graffé in Weißenfels, sowie in demselben Jahre bei Kühne in Wittenberg.

mannschen Novelle folgte hierauf eine ausführlichere Darlegung des Byronschen Dramas, unter besonderer Berücksichtigung der aus Tagebüchern und Briefen sowie aus der Vorrede von der Hand des Dichters selbst sich ergebenden Tendenz des Stückes, seines Verhältnisses zum geschichtlichen Stoffe, endlich der zeitgenössischen Kritiken. Als Hauptpunkte ergeben sich hier: Byrons Absicht ging durchaus nicht dahin, ein Stück für die Bühne zu schreiben; vielmehr spricht er die sichere Erwartung aus, daß kein Theaterdirektor sich an dessen Aufführung wagen werde. Die Darstellung desselben im Drury Lane-Theater fand somit gegen seinen Willen und selbst ohne sein Vorwissen statt. Der von dem Dichter vorhergesehene Mißerfolg der Aufführung beruht in der vollständigen Vernachlässigung des Bühneneffekts infolge der beabsichtigten strengeren Beobachtung der klassischen Einheiten im bewußten Gegensatz zu Shakespearescher Freiheit einerseits, infolge allzu engen Anschlusses an die Geschichte andererseits. Abweichungen von diesen beiden Bestrebungen sind nur an wenigen Punkten festzustellen: so von letzterer um der Einheit des Ortes willen, von ersterer an einer Stelle wo dem Dichter der durch Vorwiegen des Dialogs hervorgerufene Mangel an dramatischer Lebendigkeit allzu fühlbar wurde. — Die Urteile der zeitgenössischen Kritik (Fortnightly und Quarterly Review) sind im Ganzen absprechender Art. Indem sie die Tragödie in erster Linie vom Standpunkte des Bühnendramas aus betrachten, verwerfen sie es fast vollständig auf Grund der oben erwähnten Hauptmängel, ohne jedoch der Vollendung der Sprache und des Versbaues ihre Anerkennung versagen zu können. Indem wir uns diesem Urteile, soweit es den von der Kritik betonten Gesichtspunkt betrifft, im großen und ganzen anschließen, behält doch für uns das Drama hohen Wert und bleibt unerreicht in dichterischer Hinsicht, wegen der Kraft der Sprache, der Vortrefflichkeit der Verse, sowie — nicht zum Wenigsten — der menschlich wahren Schilderung der Hauptcharaktere. Hierin vor allem liegt — wie bei Byronschen Dramen im allgemeinen — der wesentliche Grund dafür, daß dies Drama noch heute im Gegensatze zu den meisten anderen

Dramatisierungen desselben Stoffes — mit Genuß gelesen wird und tiefgehende Wirkung übt. Keiner seiner Nachfolger auf diesem Gebiete hat ihn in dieser Beziehung erreicht, während sich in dramatischer Hinsicht späterhin entschiedener Fortschritt zeigt.

Derjenige seiner Nachfolger, welcher ihm zeitlich und durch die Art der Behandlung des Stoffes am nächsten steht, gehört wunderbarer Weise zu den französischen Romantikern. Casimir Delavigne, einer der älteren Dichter dieser Schule in Frankreich, hat sich vor seiner entschiedenen Wendung zu dieser Richtung ebenfalls — um 1829 — an dem Stoffe versucht, dessen Dramatisierung Byron nicht vollständig gelungen war. Seine Tragödie schließt sich direkt an die des englischen Dichters an und ist als Bearbeitung jenes Dramas zu bezeichnen. Er selbst weist — in der dem Stück vorausgeschickten Vorrede — einen direkten Vergleich mit Byron zurück, da er in vielen Fällen von ihm abgewichen sei; vor allem verwahrt er sich gegen die Annahme, daß sein Drama nur eine Übersetzung des Byronschen sei, ein Vorwurf, den genaue Kenntnis beider Stücke von selbst widerlegt — allerdings nicht zum Vorteile des französischen Dichters. — Im großen und ganzen stimmt der Gang der Handlung bei Delavigne mit derjenigen bei Byron überein. Einzelne Nebenpersonen sind schärfer charakterisiert, wodurch größere dramatische Wirkung erzielt wird, aber auf Kosten der historischeu Wahrheit; andererseits schädigt das dadurch bewirkte stärkere Hervortreten derselben aber auch den Eindruck in dichterischer Hinsicht. Dies gilt vor allem von einem, von Byron in höchst künstlerischer Weise verwendeten Charakter, demjenigen der Gemahlin des Marino Falieri, zu deren Gestaltung die Geschichte dem dichterischen Geschicke den freiesten Spielraum läßt. Die geschichtliche Überlieferung bietet nur den Namen der Dogaressa, sowie die Vermutung einer Beleidigung derselben von Seiten eines übermütigen Patriziers, durch dessen geringfügige Strafe sich der Doge zu seinem Anschlage gegen den gesamten Adel hinreißen läßt; von einer Untreue derselben findet sich da kein Anzeichen. Während nun

Byrons Tragödie in ihrem letzten Grunde auf der vollkommenen Reinheit dieser Frau beruht, indem des Dogen ganzes Gebahren wesentlich auf diesem Umstande begründet ist, entzieht Delavigne dem Stücke diese so mächtige Stütze der Handlung. Er schildert uns die junge Gemahlin des greisen Dogen als von Reue über ihr bisheriges ehebrecherisches Verhältnis zu dem Neffen ihres Gemahls ergriffen, Beziehungen, von denen dieser zu Beginn des Stückes und vor seiner verhängnisvollen Entschließung keine Ahnung hat. Und daß dies lediglich um eines recht fraglichen Effektes willen, aber keineswegs zur Erreichung eines poetischen Zweckes von dem Dichter erfunden ist, geht aus dem Verhalten des Dogen nach dem Geständnis seiner untreuen Gemahlin hervor, indem jenes durch dieses nicht im geringsten beeinflußt wird. — Indem wir somit bei Delavigne wesentliche Fehler in poetischer Hinsicht zu konstatieren haben, machen wir die entgegengesetzte Beobachtung wie bei Byron. Wir begegnen bei ihm einer Reihe von Vorzügen im dramatischen Baue, die den größeren Bühnenerfolg der französischen Bearbeitung — zumal vor einem Pariser Publikum — verständlich machen. Aber trotz der Schönheit und dem Schwunge der Verse an manchen Stellen bleibt er in der dichterischen Gestaltung hinter seinem Vorbilde um ein Bedeutendes zurück.

Im Anschluß an die englische und französische Dramatisierung erfolgte hierauf die Besprechung einer der zumal seit den siebziger Jahren zahlreich erschienenen deutschen Tragödien über denselben Gegenstand, und zwar derjenigen des als Verfasser der „Bluthochzeit" bekannten Alb. Lindner (Leipzig 1875)*). Dieses Dichters „Marino Falieri" dürfte unter all den vorhandenen deutschen Bearbeitungen des gleichen Stoffes am meisten Beachtung verdienen, sowohl wegen ihrer Sprache als wegen der ganz originellen, von dem Nächstliegenden weit abweichenden Führung der Katastrophe. Auch hier beruht der Schwerpunkt

*) Eine eingehendere Würdigung derselben, ebenso wie der Bearbeitung von H. Kruse findet sich in Paul Lindaus „Dramaturgische Blätter".

der dichterischen Gestaltung auf der Darstellung des weiblichen Hauptcharakters, der Dogaressa. Allein Lindners Angiolina ist ebensoweit von Byrons sanfter, treu hingebender Frauengestalt entfernt als von Delavignes ungetreuer Eléna. Zwar geht Lindner von der Gestalt aus, die Byron gezeichnet, aber so, daß er einen dort mit Grund nur nebensächlich behandelten Zug ins Große, ja ins Abenteuerliche ausbildet. Jenes treuergebene, den greisen Gatten um seiner Heldengröße willen liebende Weib, dem zu seiner Vollkommenheit auch nicht der Zug der Vaterlandsliebe fehlt, ist bei Lindner zur Allegorie der Vaterlandsliebe emporgehoben, zu einer Personifikation des Patriotismus herabgesunken. Aus diesem Umstande ergeben sich eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten, die den Genuß an dem im ganzen hochdramatischen Gange des Stückes entschieden beeinträchtigen. So machen die volltönenden Tiraden in dem Munde der patriotischen Venetianerin, die ihre Jugend aus reinster Vaterlandsliebe an den eben zum Dogen erwählten Greis zu fesseln bereit ist, den Eindruck des Unnatürlichen, Gekünstelten. Und diese Unnatürlichkeit wird im Verlaufe des Dramas auf die Spitze getrieben, um mit einem — Theaterkoup zu enden. Aus der glühenden Patriotin wird die Verteidigerin des Bestandes der Republik gegen jeden Angriff, auch gegen den des eignen Gatten; zu dessen Verhaftung ruft sie selbst im entscheidenden Momente die Wachen herbei, nachdem sie schon den ihr bekannt gewordenen Anschlag gegen den Adel den Behörden verraten, ehe sie etwas von der Teilnahme ihres Gatten wußte. Wenn dieses Gebahren der Gattin befremdend, ja abstoßend wirken muß, so wird ihr Verhalten in der letzten Szene des Stückes in seiner Unnatürlichkeit fast unverständlich. Als Lohn für ihren Verrat an dem Gatten bittet sich Angiolina das verwirkte Leben des nun schwachsinnig gewordenen Dogen aus, um diesen selbst über sein Schicksal entscheiden zu lassen — und diese Entscheidung steht doch von vornherein fest. Der Doge spielt hier eine traurige, unwürdige Rolle, die Dogaressa tritt, wie im ganzen Stück, so besonders hier, ohne Grund allzusehr hervor. So gibt Lindner, ebenso wie Delavigne, den

poetischen Erfolg um des dramatischen willen preis. In letzterer Hinsicht dagegen zeigt er sich Byron und auch Delavigne überlegen. Von beiden abweichend beginnt er ab ovo — mit der Wahl des Marino Falieri zum Dogen, dem zugleich — aus Staatsräson — die verwaiste Patriziertochter Angiolina Loredano zur Gemahlin bestimmt wird. So läßt er uns von vornherein einen Einblick in die derzeitigen Verhältnisse gewinnen, aus denen sich die weiteren Vorgänge leichter erklären lassen. Dabei ist in den nur vier Akten seines Dramas an lebhaft bewegten Szenen kein Mangel, während der Dialog nur selten eintritt. Endlich erzielt er durch seine vielfachen, oft — wie uns scheint — unberechtigten Veränderungen in einer Reihe von Szenen die hohe dramatische Wirkung, welche der Byronschen Tragödie fast vollständig abgeht.

Zu kurzer Besprechung gelangte sodann noch eine zweite deutsche Bearbeitung, diejenige von Martin Greif (Wien 1879), sowie eine englische aus der allerneuesten Zeit, von Alg. Charles Swinburne (London 1885). Während die deutsche Dramatisierung in ihrer äußeren Anlage größere Ähnlichkeit mit der Lindnerschen Komposition zeigt und dadurch von Byrons Vorbild sich in mancher Richtung entfernt, lehnt sich das zweite englische Drama über unsern Stoff äußerlich wohl allzu eng an die erste Bearbeitung desselben an, infolge dessen das Urteil in dramatischer Hinsicht noch ungünstiger ausfallen muß, als bei Byron. Zur Charakterisierung des Greifschen Dramas ist zu bemerken, daß es wesentliche Züge aus der Hoffmannschen Novelle entlehnt — u. a. führt bei ihm wie bei Hoffmann die Dogaressa den Namen Annunziata deren Vormund bei Beiden Badoer, der bei Byron ganz fehlt —; auch die ihm von der Geschichte an die Hand gegebenen Daten verwertet er in ausgiebiger Weise: Marinos Töchter aus erster Ehe, deren Namen Pinola und Luigia wir durch den Historiker erfahren, spielen bei ihm wichtige Rollen; endlich führt er, in wohl bewußter Anlehnung an bekannte Muster, völlig neue Gestalten und Motive ein. Die Rolle der Dogaressa ist, der ganzen Anlage entsprechend, lediglich die der treuen Gattin und

der für das Glück der Kinder ihres Gatten besorgten Mutter. Die Handlung schreitet lebhaft vorwärts, die Intrigue ist mit Geschick angelegt und konsequent durchgeführt, so daß dem Ganzen dramatischer Erfolg wohl gesichert scheint, obgleich die Sprache nicht immer auf der Höhe der Handlung steht und die Verse an Vollkommenheit Manches zu wünschen übrig lassen.

Über das jüngste in der Reihe der Marino Falieri-Dramen war nur wenig Bemerkenswertes zu berichten. Swinburne, bekannt als hervorragender Lyriker, hat hier nicht viel mehr als eine Erneuerung der Byronschen Tragödie geboten, mit wenig neuen Motiven, unter Einführung des melodramatischen Elementes und Vermehrung der Dialoge und Monologe; die Reden sind ins Unendliche ausgesponnen, zumal die des Dogen, welche, in der zweiten Hälfte des Stückes, zeitweise eine nur scheinbare Unterbrechung durch einen aus der benachbarten Markuskirche ertönenden Chorgesang erfahren, der zu des Redenden Stimmung das Leitmotiv gibt. Rühmend hervorzuheben ist dem gegenüber die kraft- und schwungvolle und stets würdige Sprache, die in Verbindung mit dem sorgfältig gebauten Verse den hochbegabten Dichter verrät, dessen Talent aber, wohl noch weniger als das Byrons, auf dem Gebiete des Dramas richtige Verwendung finden dürfte.

Indem so die Betrachtung einiger der hervorragenden Dramatisierungen des Marino Falieri-Stoffes uns am Ende in die Nähe des Ausgangspunktes, des Byronschen Dramas, zurückleitet, wendet ein dramatisches Ereignis der neuesten Zeit unsere Aufmerksamkeit auf jenes älteste unter diesen Dramen selbst hin. Zu Anfang des Monats März ds. Js. fand in Meiningen die Darstellung einer im Auftrage des Herzogs von Meiningen durch Arthur Fitger angefertigten Bearbeitung des Byronschen Marino Falieri statt, welche, ganz abgesehen von ihrem äußeren Erfolge, von der Unvergänglichkeit jenes Werkes beredtes Zeugnis ablegt. —

In der Sitzung am 27. Mai 1886 sprach Herr Dr. Junker über den allegorisch-moralisierenden Romans: »Les echecs amoureux« und seine Schilderung des ausgehenden 14. Jahr-

hunderts. Da dieser Vortrag in der nächsten Sitzung im Juni fortgesetzt wurde, so wird das Referat über diese beiden Vorträge im nächsten Hefte der Berichte folgen.

Außer den vorerwähnten vier wissenschaftlichen Sitzungen kamen die Mitglieder der Abteilung wöchentlich einmal in zwangloser Weise zusammen zur Pflege gemeinsamer Lektüre und Unterhaltung in französischer und englischer Sprache.

5. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:

Herr August Frenzel, hier.
„ Telesfor Szafranski, Marienburg i. Pr.
„ Max Ziegert, hier.

b) ohne Stimmrecht:

Herr Dr. J. Goldschmidt, hier.

In der internen Sitzung am 12. Januar 1886 wurden in den Vorstand gewählt:

Herr Dr. Wilhelm Jordan als Vorsitzender, Herr Direktor Dr. Rehorn als stellvertretender Vorsitzender, Herr Dr. Ewald Böcker als Schriftführer.

In dieser und der darauffolgenden Sitzung am 10. Februar sprach Herr Direktor Dr. Rehorn über:

„Die Sage vom ewigen Juden und die gleichnamige Dichtung Goethes“.

Als vor etwas mehr als einem Jahrhundert die deutsche Dichtung einen so gewaltigen Aufschwung nahm, daß sie alle Gesetze des Hergebrachten durchbrach und sich neue Bahnen suchte, wandte sie sich bald solchen Stoffen mit Vorliebe zu, welche mit der heimischen Sage in verwandtschaftlicher Verbindung standen. Obenan stand die Faustsage. Diesem Zuge ist die Dichtung seitdem treu geblieben. Was von vorne herein die Kunst gerade diesen Sagengestalten entgegenführte, war ihr wohl unbewußt; mit der Zeit jedoch fand sie das Verständnis dafür, daß sie auf diesem Wege das Herz des Volkes zu rühren

vermöchte, denn trotz des Untergangs der eigentlichen Volksdichtung waren diese Stoffe der Erinnerung des Volkes nicht abhanden gekommen; die Volksbücher hatten die alten mit Vorliebe gepflegten Überlieferungen lebendig erhalten. Neben der Faustsage traten in den Vordergrund der Tannhäuser, Don Juan, Lohengrin, der fliegende Holländer, der wilde Jäger, die Riesengestalten der Nibelungen; zu der Poesie gesellte sich bald die Musik, um diese alten, durch die Tradition geheiligten Figuren vor den Augen des Volkes lebendig wieder auftreten zu lassen.

Alle diese Sagengestalten überragend und dem Faust ebenbürtig steht Ahasver der ewige Jude. Ohne in die entlegenen Zweige der Literatur zu greifen ließen sich ohne Mühe etwa 40 Dichtungen nennen, welche um diesen Mittelpunkt sich zusammenschließen; keine Form der Poesie ist unversucht geblieben; Roman, Novelle, Epos, Rhapsodie, Lyrik und Drama sind zur Einkleidung verwendet worden. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß derselbe Dichter, welcher sich der Faustdichtung zuwandte und derselben die endgiltig abgeschlossene Gestalt verlieh, auch der erste war, welcher den Plan erwog, den ewigen Juden zum Träger einer weitangelegten epischen Dichtung zu machen. Goethe hat diesen Plan bekanntlich nicht ausgeführt. Gleichwohl behält die Thatsache immerhin ihre Bedeutung. Auch das wenige, welches zur Ausführung gekommen ist, ist bedeutend; mehr Beachtung jedoch verdienen seine eigenen Angaben, wie er auf diesen poetischen Stoff geführt worden sei, und die Erwägungen, warum er von der Ausführung wohl Abstand genommen haben mag.

Auf jeden Fall steht der Entwurf seines Gedichtes dem Plane nach einzig da; keiner der späteren Bearbeiter dieses poetischen Stoffes hat sich ihm angeschlossen. Mag der Grund zunächst darin gesucht werden, daß Goethe nur das Volksbuch kannte, daß jedoch die weiteren Zeugnisse über die innige Verschmelzung von dessen Inhalt mit dem Leben und Dichten des Volkes ihm fremd geblieben waren. Wir übersehen nunmehr eine lange Reihe von gut bezeugten Daten, daß bis auf unsere

Tage der Volksglaube nicht aufgehört hat, an der Realität des ewigen Wanderers festzuhalten. Über die Geschichte dieser Sage greifen die historischen Nachweise bis auf das Jahr 1228 zurück. Der bekannte englische Chronist Matthäus Paris, Mönch im Kloster St. Albans, berichtet, daß in dem genannten Jahre ein armenischer Bischof auf einer Pilgerfahrt in das Kloster St. Alban gekommen sei, um die Gebeine des Heiligen zu verehren. Während dessen längerer Anwesenheit kam es zu mancherlei Austausch zwischen dem Gefolge des Bischofs und den Klosterleuten; unter Anderem richtete man an den Bischof die Frage „nach jenem Joseph, über welchen unter dem Volke viele Reden in Umlauf sind, daß derselbe bei dem Leiden unseres Herrn zugegen gewesen sei und mit ihm gesprochen habe, und daß derselbe noch lebe bis auf den heutigen Tag zum Beweise der Wahrheit der christlichen Lehre, ob er denselben jemals gesehen oder von ihm gehört habe ꝛc.“. Der Dolmetscher des Bischofs antwortete in dessen Namen: „Gewiß kennt mein Herr jenen Joseph wohl, denn kurz vor unserer Abreise nach dem Okzident speiste derselbe an dem Tische meines Herrn des Erzbischofs; er hat ihn oft gesehen und reden hören.“ Nach dem nun folgenden ausführlichen Berichte war jener Joseph ehedem Pförtner im Palaste des Pilatus und hieß Kartaphilus. Als die Juden den Verurteilten von dem Richterstuhle des Pilatus schleppten um ihn zum Tode zu führen, schlug ihm Kartaphilus verächtlich mit der Faust in den Nacken und sprach spottend: „Gehe, Jesus, immer schneller, was zögerst du?“ Darauf blickte ihn Jesus mit ernster Miene an und sagte: „Ich gehe, aber du sollst warten, bis ich wiederkomme“. Und so wartet nach des Herrn Wort jener Kartaphilus noch bis heute. Zu jener Zeit war er 30 Jahre alt; jedes Mal, wenn seitdem wieder 100 Jahre verflossen sind, wird er von einer Schwäche ergriffen und fällt in eine Art Ohnmacht; dann aber wird er wieder gesund, lebt wieder auf und erscheint wieder in dem Alter, in welchem er stand zur Zeit, als der Herr litt. Als nach Christi Tod der katholische Glaube immer mehr sich verbreitete, ließ Kartaphilus sich von Ananias taufen und wurde

Joseph geheißen. Meistens hält er sich auf in den beiden Armenien oder auch in anderen Gegenden des Morgenlandes, lebt unter Bischöfen und anderen Prälaten als ein Mann von heiligen Sitten und heiliger Rede, der wenige und vorsichtige Worte macht oder überhaupt gar nicht spricht, es sei denn, daß er von den Bischöfen und heiligen Männern gefragt wird. Dann aber berichtet er von den Dingen aus alter Zeit . . . und das alles ohne Lachen und leichtfertige Reden . . . Alle angebotenen Geschenke weist er zurück, denn er ist mit mäßiger Kost und Kleidung zufrieden . . ." Es ist nicht zu übersehen, daß im Abendlande zu jener Zeit die Nachrichten über jenen Joseph schon verbreitet waren. Wir werden nicht irren, daß mit den zahlreichen Sagen, welche dem Abendlande durch die Kreuzzüge zugeführt wurden, auch diese Kunde aus dem Orient gebracht worden war; diese Thatsache wird in einer anderen gleichzeitigen flandrischen Quelle sogar ausdrücklich bezeugt; daß dieselbe jedoch von der abendländischen Litteratur verwertet worden oder wieder ins Volk gedrungen sei, davon erfahren wir nichts. Diesem Kartaphilus fehlt zur Übereinstimmung mit Ahasver auch ein Hauptmoment: er wandert nicht ruhelos durch die Welt, so weit sie ist; er wechselt nach Belieben seinen Aufenthalt innerhalb enger Grenzen und verweilt bei frommen Leuten als ein gerngesehener hochgeehrter Gast; kein Fluch heftet sich an seine Sohlen, und kein Unheil droht dem Orte, an dem er sich gezeigt hat; vielmehr wird er als ein Weltwunder betrachtet (nach einer zweiten Stelle des M. Paris) und gilt als ein besonders kräftiger Beweis für die Wahrheit des Christentums.

Goethe kannte nur das Volksbuch vom ewigen Juden. Dasselbe gründet sich auf den pseudonymen Bericht eines Chrysostomus Duduläus Westphalus, welcher sich auf die mündliche Aussage des bekannten, 1598 als Generalsuperintendent zu Schleswig verstorbenen, Dr. Paulus von Eitzen beruft. Dieses Mannes Zeugnis soll das erste Auftreten des ewigen Juden auf deutschem Boden bestätigen; im Jahre 1547 sei Ahasver in einer Kirche zu Hamburg während der Predigt er-

schienen, habe durch sein fremdartiges Aussehen Staunen erregt und sei nach Schluß des Gottesdienstes von Eitzen sowie von anderen glaubwürdigen Männern befragt worden und habe sich als den Schuster aus Jerusalem bezeichnet, welcher Christum vertrieben habe, als derselbe auf dem Wege nach Golgatha sich an der Schwelle seines Hauses angelehnt habe um auszuruhen ... Auch in Hamburg antwortete Ahasver auf alle Fragen sorgsam und genau; in Speise und Trank war er äußerst mäßig; von Almosen nimmt er nur eine Kleinigkeit, um sogleich das Geld an die Armen weiter zu schenken; er spricht alle Sprachen; sein ganzes Auftreten war bescheiden und ehrerbietig; niemals lachte er; über jedes frevelhafte Wort wurde er dagegen heftig erzürnt und wies die Fluchenden strenge zurecht.

Dieser Bericht steht am Anfange einer ganzen Flut von Nachrichten über das Auftreten des ewigen Juden an den verschiedensten Orten des kontinentalen Europa. Sie sind sorgsam gesammelt und bilden ein merkwürdiges Kapitel aus der Geschichte des Volksglaubens oder auch des Aberglaubens innerhalb des 16. und 17. Jahrhunderts. Aber immer ist sein Erscheinen ein flüchtiges gewesen; darum hat es nie gelingen mögen den Schleier seines Geheimnisses ganz zu lüften; die Geschichte ist seiner nie habhaft geworden; wie ein Faust, Don Juan, ist auch er eine echt poetische Figur geblieben, vielleicht die größte unter ihnen. Der Dichtung fällt daher auch allein die Berechtigung zu, den Inhalt dieses alten Mythenstoffes zu deuten. Ihm gegenüber befindet sie sich sogar in einer ausnehmend günstigen Lage. Zu den Wurzeln der Sage, welche sich weit hinauf in die orientalische Tradition, in den Koran wie in das Alte Testament verfolgen lassen, gesellt sich ihre unzweifelhafte Verwandtschaft mit der altdeutschen Göttersage: auch Odin wandert über die Erde als viator indefessus (nach Saxo), oder als „Gangrado" oder „Gangleri" wie die Edda ihn nennt. Jedoch haben sich bei dem weiten Spielraum, welcher der poetischen Gestaltung offen gelassen wird, mit der Zeit drei scharf hervortretende charakteristische Merkmale herausgebildet: er muß wandern wegen einer Unthat, die ihres Gleichen

nicht hat; der Fluch, welcher auf ihm lastet, läßt ihn die sehnsuchtsvoll gesuchte Ruhe des Todes nicht finden; dieser Fluch ist jedoch nur zeitlich und soll gehoben werden, wenn das große Endgericht eintritt. Welch reicher Stoff für die poetische Gestaltung; wie schön gegliedert durch scharf gezogene Grenzlinien! Welcher Anreiz für den poetischen Genius, diesen Stoff von neuem zu beleben und ihm eine Seele einzuhauchen!

Goethe kannte, wie gesagt, außer dem Volksbuche wohl nichts von den inzwischen zusammengetragenen archivalischen und sagengeschichtlichen Materialien. Um so interessanter muß es sein zu erfahren, was gerade er aus der Figur des Ahasverus zu machen gedachte. An drei Stellen seiner biographischen Aufzeichnungen (im 15. und 16. Buche von Wahrheit und Dichtung, sowie in der italienischen Reise, Brf. v. Terni d. 27. Oktbr. 1786) erwähnt er seinen Plan. Zwischen diesen Daten liegt ein Zeitraum von wenigstens 13 Jahren, ein Beweis, daß seine Absicht diesen Plan auszuführen, keine flüchtige war. Über die Anlage und Tendenz seiner Dichtung spricht er sich eingehend aus. Der erste Anstoß ist zu suchen in dem Widerspruch, in welchen sich seine frühere leidenschaftliche Neigung zur Brüdergemeinde verwandelte, als er seinen Gegensatz zu deren dogmatischen Anschauungen gewahrte. Da ergriff ihn „der wunderliche Einfall, die Geschichte des ewigen Juden episch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden zu behandeln". Der Schuster Ahasverus war in Jerusalem eine beliebte Persönlichkeit, „weil er bei offener Werkstatt sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und auf Sokratische Weise jeden nach seiner Art anregte". „Pharisäer und Sadduzäer sprachen zu, und begleitet von seinen Jüngern mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen". Der Schuster faßte eine besondere Neigung zu unserm Herrn, „die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eigenen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit herauszutreten, nicht mit solchen

Müßiggängern im Lande herumzuziehen ...“ Er besorgt, daß aus der Verbindung Christi mit dem Volke „notwendig Unruhen und Aufstände erfolgen“ und Christus „selbst genötigt sein würde sich als Parteihaupt zu erklären, was doch unmöglich seine Absicht sei“. Die Aufregung des Schusters wird noch heftiger, als nach Christi Gefangennahme und Verurteilung Judas zu ihm kommt und klagt, daß Jesus die feste Überzeugung, er werde sich als Regent und Volkshaupt erklären, getäuscht und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen habe. Als bald darauf Christus an der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird ... „tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger Menschen Art, die, wenn sie jemand durch eigene Schuld unglücklich sehen, kein Mitleid fühlen ... er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint“.

Über ihn erschallt der Fluch: „du wandelst auf Erden, bis du mich in *dieser* Gestalt (des Verklärten) wieder erblickst“. Nun beginnt seine Wanderung. Auf derselben sollte er auch bei Spinoza eintreten, und diesen Besuch hatte sich Goethe als „ein wertes Ingredienz zu jenem Gedichte ausgedacht“; wiewohl er sich mit solchen Gedanken besonders gerne beschäftigte, kam er doch nicht dazu etwas aufzuschreiben; die Wertherzeit und ihre Stürme brachten ihn auf andere Wege, und das Gedicht blieb liegen. Er unterließ es auch, die Fragmente in die Gesamtausgabe seiner Werke aufzunehmen; sie wurden erst nach seinem Tode zum Druck gebracht (1836). Soviel der Plan erkennen läßt, war die Figur des Ahasver durchaus originell gedacht, derb und völlig reflexionslos; nichts von dem finsteren, grübelnden Geiste, mit welchem spätere Dichter ihn erfüllten, kein Greis, welcher auf Generationen zurückschaut, sondern ein thatkräftiger Mann, der ganz seiner Zeit angehört. Die Ausführung dagegen ist nicht bis zu dem Punkte gediehen, daß Ahasver selbst eingeführt wäre; die Einleitung und sodann eine Reihe von abgerissenen Sätzen, die nicht ohne Zwang in einen Zusammenhang sich bringen lassen, voller Kraftausdrücke und

kecker Meinungen, ganz in Stil und Ton der Sturm- und Drangperiode. Wenn Goethe selbst anführt, das Gedicht sei nicht vollendet worden, weil es ihm an Zeit und Sammlung zu den erforderlichen Studien gefehlt habe, und weil andere Pläne und Ideen (Prometheus, Faust) dazwischen getreten seien, so ist diese Begründung wohl nicht ganz für voll zu nehmen: gelegentliche spätere Äußerungen lassen keinen Zweifel, daß er zu diesen Jugendgedichten mit der Zeit eine ablehnende Haltung eingenommen hatte; aber auch nahe liegende innere Schwierigkeiten, welche der Ausführung der geplanten Dichtung sich entgegenstellten, werden von Goethe berücksichtigt worden sein. So derb und plastisch die Figur des Schusters gedacht war, so abstrakt waren die Ideen, welche in den einzelnen Phasen der Religions- und Kirchengeschichte der Titelfigur gegenüber gestellt werden sollten. Wer möchte bezweifeln, daß es Goethe gelungen sein würde, auch diese Personifikationen in Gestalten von Fleisch und Blut zu verwandeln; immerhin bleibt es mehr als fraglich, ob die plastische Epik des Planes sich hätte beibehalten lassen. Schon mancher Plan ist nach der ersten Begeisterung der Konzeption aus ähnlichen Gründen unausgeführt geblieben. Doch haben diese Reflexionen nur den Wert von Vermutungen; Goethes eigene Intentionen liegen für uns im Dunkeln.

Die allgemeine Auffassung hat sich in neuerer Zeit dahin geeinigt, daß Ahasver als der Repräsentant des über die ganze Erde zerstreuten Judenvolks anzusehen sei. W. Menzel wird gewöhnlich als der Vater dieses Gedankens genannt; thatsächlich ist diese Deutung viel älter: schon die Volkssage steht derselben nicht ferne; die neuere Dichtung greift indessen viel weiter zurück, bis auf den „Erstgeborenen der Ungeborenen, der Erschaffenen“, bis auf den ersten Mörder, Kain. Zu dieser Erweiterung der Perspektive berechtigt, außer anderen Gründen, schon die oben erwähnte Vertiefung der Sagenforschung. Damit hat der Stoff für die Poesie eine Bedeutung gewonnen, welche denselben der Faustsage ebenbürtig an die Seite stellt. Auf den Meister, welcher diesem Stoffe auch die ebenbürtige Form geben wird, warten wir noch.

In der auf den 10. März anberaumten Sitzung wurde beschlossen, daß der angekündigte Vortrag des Herrn Dr. J. Goldschmidt: „Über Schillers Verhältnis zur Bibel" erst in der nächsten Sitzung am 7. April 1886 gehalten würde. Der Vortragende begann damit, daß im vorigen Jahrhundert der lernenden Jugend eine genaue Kenntnis der Bibel eingeprägt zu werden pflegte, was, den Geist anregend, befruchtend oder zum Widerspruch reizend, einen hervorragenden Einfluß auf Erziehung, Charakter und Leistungen übte. Aus der Literatur können Bodmer, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe als Beispiele gelten. Demnach findet man es natürlich, daß auch des kleinen Schiller erste Jugendeindrücke im religiösen Elternhause von der Bibel ausgingen. Seine Schwester Christophine merkt ausdrücklich an, daß der 5 jährige Knabe den Vater gern Stellen aus der Bibel vorlesen hörte. In Lorch unterstützte der würdige Moser die Neigung des kleinen Friedrich, der hier schon seiner frommen Mutter Wunsch, Theologie zu studieren, zum seinigen machte. In Ludwigsburg auf der Lateinschule blieb er dem Plane noch treu; aber weder auf der Solitüde noch in Stuttgart konnte er ihn verfolgen, zum eigenen wie der Eltern Leidwesen. Allein während der Beschäftigung mit der Jurisprudenz und der Medizin vertiefte er sich in die Lektüre der Bibel, wozu er durch die Begeisterung für Klopstock und P. Gerhardt noch besondere Anregung empfing. Er hielt sogar in Gesellschaft Anderer Andachtsübungen, und es ist nicht unwesentlich zu bemerken, daß der durch geistige Anlagen hervorragende und für Poesie empfängliche Knabe im Alter von 14 Jahren die Kühnheit hatte, Moses in einem Epos zu verherrlichen. Es war dabei gewiß ebenso auf eine bloße Nachbildung der Messiade abgesehen, wie beim Drama Absalon Gerstenbergs Ugolino vorschwebte. Von beiden Entwürfen ist nichts auf uns gekommen, trotzdem gelten sie als Zeugnis, daß der heranreifende Jüngling eine feste Kenntnis der Bibel erstrebte. Daß er sie auch erlangte, geht aus dem Erstlingsdrama, den Räubern, hervor. Denn nicht bloß unzählige kleine Wendungen, sondern ganze Sätze und Reden Daniels, Mosers, einzelner Räuber, Karls,

besonders Franzens und des Grafen Moor, aus dem Pentateuch, den Psalmen, Daniel und Ezechiel (Genaueres bei Boxberger) entnommen, bezeugen die bewußte Anlehnung des Dichters an das Testament, zumal an das alte. Wie dem jungen Stürmer auf der einen Seite der medizinische Cynismus dazu diente, der Sprache Natürlichkeit zu verleihen, so wollte er sie auf der andern durch die Nachahmung des Pathos der Bibel heben. Von geringer Bedeutung ist es, wenn Schiller 1783, um die Ländergier des Koburger Herzogs gelegentlich der Erkrankung des Meininger Fürsten zu geißeln, sich des in der Bibel erzählten Zuges des Assyrerkönigs Sanherib vor Jerusalem erinnert. Das launige Pasquill aus Bauerbach bekundet naturgemäß nur eine oberflächliche Berührung mit der Bibel.

Indem der Vortragende zur zweiten Schaffensperiode Schillers übergeht, hebt er hervor, daß dieselben Eigenschaften des Geistes, welche den hinreißendsten deutschen Dramatiker und den philosophischen Lyriker auszeichneten, das nüchterne Urteil des Geschichtsforschers verhinderten. Bei aller Pracht der Sprache und mancher glänzenden Auffassung im Einzelnen können die größeren historischen Werke nicht als wahre Bilder der geschilderten Zeiten gelten. So beruhen denn auch zwei in der Thalia veröffentlichte, auf die Bibel zurückgehende, Aufsätze von 1790 keineswegs auf eignen Studien, sondern sind Mitteilungen fremder Arbeiten, deren Inhalt der Dichter einem größeren Kreise zugänglich machen wollte. Der erstere „Etwas über das erste Menschengeschlecht nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" ist nur die Erweiterung der Gedanken Kants, die in einem ähnlich betitelten Aufsatz erörtert sind. Da Schiller aber seine Quelle verschweigt, glaubt der Vortragende um so eher auf eine genauere Besprechung eingehen zu sollen, als die Abweichungen von Kants Ansichten zahlreich genug sind, um die Abhandlung dem Dichter eigentümlich zu nennen. Kants vorsichtiger Vertiefung in die Berichte des Textes tritt Schiller, ohne dessen Ergebnissen etwa an der Hand der Bibel zu folgen, mit dem Rationalismus seiner Zeit entgegen. Er versteht unter dem Leitfaden der mosaischen Urkunde die Beibehaltung der

nackten Thatsachen und ihrer Reihenfolge und sucht die Entwicklung des Menschengeschlechts zu selbständiger Thätigkeit, zur Häuslichkeit, zu verschiedenen Lebensweisen, zur Gliederung nach Ständen und zur Monarchie darzuthun. Die Entstehung des Jagdkönigtums schließt sich nach des Vortragenden Ansicht ohne Zwang an den Schrifttext an; belanglos ist die Darlegung der Familientugenden, aber schon bei den Beschäftigungen der ersten Menschen mit Ackerbau und Viehzucht verfährt Schiller selbständig und unterläßt selbst die Erwähnung der Gewerbe und Künste, weil er damals über ihre Entstehung seine eignen Ansichten hatte. In offenen Widerspruch zur Bibel tritt er, wenn er die Überschwemmung nur in zeitlichem, nicht in kausalem Zusammenhange mit dem Verfall der Sitten auffaßt, am meisten aber in der Kant entlehnten Darstellung des Aufenthalts im Paradiese und der Auswanderung aus demselben. Während nach den Textworten die Arbeit schon im Garten waltet, und der Instinkt den unerlaubten Genuß verschuldet, erscheint hier das Leben der Menschen als ein stumpfsinniges, tierähnliches, bis die Vernunft den Ungehorsam wagt. In der Vertreibung aus dem Eden erblickt Schiller den Übergang des Menschengeschlechts zu der Lebensweise freihandelnder, moralischer Wesen eben zur selben Zeit, wo er in den „Künstlern" die Aufgabe, die Menschen vom instinktiven zum selbstbewußten Handeln hinüberzuleiten, nicht der Vernunft zuerkennt, sondern der Schönheit, der Urania mit abgelegter Sternenkrone.

Auf den Inhalt des zweiten Schriftchens über einen biblischen Stoff, die Sendung Moses, aus derselben Zeit, geht der Vortragende wenig ein, weil Schiller selbst die Verantwortung für das Vorgebrachte dadurch einigermaßen abweist, daß er seine Quelle nennt. Im Journal für Freimaurerei von (5784) 1784—1786 stehen einige, nach Janssen von Professor Reinhold herrührende Abhandlungen über Mysterien, die Schiller ihrem wesentlichen Inhalte nach einem größeren Leserkreise hat kundgeben wollen. Er hat nur die Originale des gesamten maurerischen Beiwerks und der Beweisstellen entkleidet, aber alle Urteile daraus herübergenommen, namentlich die Charakteristik

des Moses und seines Volkes, den Zusammenhang mit der ägyptischen Geheimlehre, die Beeinträchtigung des universellen durch den nationalen Gottesbegriff. Verdiente demnach die Abhandlung wegen ihrer geringen Selbständigkeit in Ideen und Daten die Beachtung nicht, die ihr seitens der Bibelkenner aller Konfessionen gezollt worden, vor kurzem noch von L. v. Ranke, so erhellt doch aus den beiden Aufsätzen so viel, daß Schiller sich nicht mehr auf dem ehemaligen Standpunkt unbefangener Rezeptivität befand, sondern der Bibel mit vollem Bewußtsein schroff gegenüberstand.

Doch hat der Dichter diese Epoche überwunden und sich zu größerer Klarheit emporgerungen. Nach der Ausartung der Revolution zeigt er eine veränderte politische und religiöse Lebensanschauung in den lyrischen wie in den dramatischen Dichtungen, eine Neigung, sich mit dem positiven Glauben auszusöhnen. Nun betrachtet er auch die Bibel zuerst von dem Standpunkte aus, wo man den genialen Dichter zuerst erwarten sollte, dem ästhetischen. Gerade in demjenigen Stücke, das den Rationalismus mit Absicht bekämpft, der Jungfrau von Orleans, die er aus Voltairescher Verunglimpfung hervorziehen und mit einer Glorie umgeben will, bedient er sich bei der Umbildung des Stoffes der biblischen Figur des Simson. Die Geschichte bot ihm nur die höhere Eingebung, keine tragische Schuld, keinen würdigen Ausgang, wodurch die mittelalterliche Wunderthäterin dem Zuschauer erst menschlich näher gebracht wird. Eine gewisse Vorliebe für Simson geht übrigens aus der Erweiterung hervor, die Schiller in der Bürgschaft mit der überlieferten Sage vorgenommen. Schon die sieghafte Besitznahme Palästinas durch die Philistäer kann mit den Fortschritten der Engländer im Lande der feige zurückweichenden Franzosen verglichen werden. Warum der Himmel gerade diesen Knaben und dieses Mädchen erkor, wäre eine müßige Frage; aber selbständige, in sich gekehrte Charaktere waren beide. Doch eine Bedingung knüpft sich an die Begnadigung mit übermenschlicher Kraft: die Entsagung; jedoch tritt für das Nasiräertum mit Recht das Keuschheitsgelübde ein. In beiden Fällen bildet die Liebe zum Feinde die

Schuld. Aus Rücksicht auf die Geschichte gerät Johanna noch nicht in die Hände der Engländer, um die Schuld zu büßen, sondern führt erst den König nach Rheims, flieht aber dann in die Einsamkeit. Der Zug, sie hienieden in größte Erniedrigung zu bringen, stammt wiederum aus der Bibel. Von den Juden vergessen, von den Feinden verspottet, muß der Held Simson, geblendet, gefesselt und eingekerkert, an der Mühle drehen; zum körperlichen tritt das Seelenleiden. Auch der Jungfrau mangelt des Leibes Notdurft, und die Köhlerszene zeigt deutlich die tiefe Erniedrigung der als Hexe angesehenen. Aber dem Himmel gilt die Geduld in der Ertragung des Jammers als Reue, und die Heldin kann auf Erden wieder zu Ehren kommen, wenn auch das Leben einmal verwirkt ist. Von den Engländern gefangen, muß sie die widerwärtigsten Spottreden im Turm anhören, ähnlich dem Simson beim Dagonfeste der Philistäer. Allein sie hat jede irdische Neigung überwunden, sie kann wieder beten, sie fühlt darnach neue Kraft, sprengt die Fesseln, stürzt sich in die tobende Schlacht und fällt als Siegerin. So war dem Simson sein Haar wieder gewachsen, er betete, lehnte sich an die Pfosten des Gebäudes und begrub sterbend tausende der Feinde unter den Trümmern. Endlich, wie die trauernden Angehörigen den Helden aus dem Schutt ziehen, ihn im Triumphe nach der Heimat führen, um ihn ehrenvoll zu bestatten, so bedecken die französischen Heerführer die ruhmgekrönte Johanna mit ihren Fahnen. Die dargelegte Vergleichung findet eine äußere Bestätigung in Johannas Gebete vor der Endschlacht, indem sie sich darin ausführlich auf Simsons gleiche Lage beruft.

An der sich an den Vortrag anschließenden Diskussion beteiligten sich außer dem Vortragenden die Herren Dr. Wilhelm Jordan und Dr. Veit Valentin.

Das Referat des Vortrags in der darauffolgenden Sitzung am 19. Mai, in welcher Herr Max Ziegert über Wielands Verhältnis zu seinen Verlegern sprach, wird im nächsten Hefte der Berichte folgen, da der Vortrag in der Sitzung am 16. Juni fortgesetzt und zum Schluß gebracht wurde.

6. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

In diese Abteilung wurden vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. jur. W. E. Benkard, hier.
„ Dr. jur. Ernst Auerbach, „
„ Dr. jur. M. Auerbach, „
„ Dr. jur. J. Burghold, „
„ Dagobert Friedländer, „
„ Dr. jur. J. Grünschild, „
„ Dr. jur. Gg. J. Hassel, „
„ Dr. jur. Meißner, „
„ Dr. jur. W. Waldschmidt, „
„ Dr. jur. Wurzmann, „

b. ohne Stimmrecht:

Herr Pfarrer Battenberg, „
„ Richard Graul, „
„ Otto Hörth, „
„ Dr. phil. Schellhaß, „
„ S. Spier, „
„ Dr. med. Walther-Adams „

In der ersten Sitzung des Jahres 1886 am 4. Januar berichtete Herr Dr. E. Philippson über das fünfte Theorem des Rodbertus, in welchem dieser die logische Bedeutung des Begriffes „Geld" als allgemeinen Liquidationsmittels in der in Teilung der Arbeit konstituierten menschlichen Gesellschaft erörtert.

In der darauffolgenden Sitzung am 18. Januar 1886 fand die Neuwahl der Vorsitzenden statt. Es wurden gewählt: Herr Stadtrat Dr. Flesch zum Vorsitzenden und Herr Dr. E. Philippson zum stellvertretenden Vorsitzenden und Schriftführer.

Verschiedene Mitglieder der Abteilung beantragten die Bildung einer juristischen Sektion, welche sich in Ergänzung zu der ursprünglich bestehenden Abteilung lediglich mit rechtswissenschaftlichen Fragen beschäftigen sollte. Der Antrag wurde

genehmigt und zugleich beschlossen, möglichst bald mit den Arbeiten in dieser Abteilung zu beginnen.

Hierauf gab Herr Dr. Flesch einen kurzen Überblick über die Geschichte, die Zwecke, die Statuten und die bisherige Thätigkeit der Gehe-Stiftung in Dresden, deren Programm eingelaufen war. Diese Stiftung, begründet durch Testament des am 22. Juni 1882 zu Dresden verstorbenen Franz Ludwig Gehe mit einem Kapital von Mk. 1800000 verfolge als wesentliche Aufgabe die Verbreitung von Bildung in Bezug auf Gegenstände, deren gründliches Verständnis zu gedeihlichem öffentlichen Wirken vonnöten ist. Dies sei auch eins der Ziele, an deren Erreichung die sozial-wissenschaftliche Abteilung des Hochstifts, wenn auch mit viel beschränkteren Mitteln, arbeite, und deswegen sei gerade für diese Abteilung die Kenntnis von den Einrichtungen und der Arbeitsweise dieser Stiftung wünschenswert.

Herr Dr. Flesch sprach sodann über Ferienkolonien und Knabenhorte.

Dem Hochstift sei der siebente Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung zu Augsburg zugegangen. Dieser Verein habe zu Augsburg eine Erziehungsanstalt für arme aufsichtslose Knaben für die Zeit nach der Schule errichtet, über deren Wirken und Gedeihen der Bericht interessante und eingehende Auskunft erteile. Außerdem erhalte das Hochstift bereits seit längerer Zeit seitens des Vereins Knabenhort in München dessen Zeitschrift, so daß die Mitglieder im Stande seien, sich eingehend mit dem Wesen, den Zwecken und den Erfolgen dieser in den letzten Jahren so vielfach eingeführten Wohlthätigkeitseinrichtung bekannt zu machen. Auch in Frankfurt sei gerade jetzt ein solcher Knabenhort eingerichtet worden. Hierdurch erscheine eine Besprechung der Sache an sich schon angezeigt. Ihm sei aber insbesondere noch aufgefallen, wie in der Diskussion, der Presse u. s. w. die Nützlichkeit und Ersprießlichkeit der Knabenhorte nie in Zweifel gezogen worden sei, während ein anderes gleichfalls der allerneuesten Zeit angehöriges Wohlthätigkeitswerk, die Ferienkolonien, gerade

hier in Frankfurt, gelegentlich des stattgehabten Bazars zu Gunsten der Ferienkolonien Gegenstand einer heftigen Polemik geworden wäre.

Seitens eines Mannes, der um die hiesige Wohlthätigkeit und Armenpflege sich unleugbare Verdienste erworben habe (Rechtsanwalt Dr. Ponfick), seien die Ferienkolonien als geradezu schädlich bezeichnet worden; von anderer Seite seien sie mit Eifer und Wärme verteidigt worden.

Beim großen Publikum sei, so viel er beobachtet habe, von dieser Polemik schließlich der Eindruck zurückgeblieben, daß zwar die Ferienkolonien gewiß ein löbliches Unternehmen seien, daß es aber andere Zwecke der Wohlthätigkeit gebe, die wichtiger und bedeutsamer seien. Während aber Jeder solche andere Zwecke in großer Anzahl zu nennen gewußt habe, der eine diese, der andere jene, sei der Versuch nie gemacht worden, diese verschiedenen Zwecke — Ferienkolonien, Knabenhorte, Seebäder für kranke Kinder, Anstalten zur regelmäßigen Verköstigung armer Schulkinder; Herstellung gesunder, billiger Wohnungen, Arbeiterkolonien, Kinderbeschäftigungs-Anstalten u. s. w. u. s. w. gegeneinander abzuwägen; beziehungsweise einen Maßstab zu finden, nach dem man gewissermaßen durch Vergleich feststellen könne, welche dieser Zwecke und in wie weit jeder derselben nützlich und heilsam sei. Jeder aus dem Publikum habe das ihm zufällig zunächst eingefallene Wohlthätigkeitswerk als das wichtigste bezeichnet, und auch die Polemik in der Presse sei mehr nach dem Gefühl als auf Grund klarer und bestimmter Erwägungen geführt worden.

Gleichwohl lasse sich ein solcher objektiver Maßstab finden. Die wohlthätigen Anstalten sämtlich verfolgten entweder den Zweck, die Armut insofern sie von einem bestimmten einzelnen Ereignis hervorgerufen worden sei, in diesem bestimmten Fall zu beseitigen, oder den anderen, die Folgen der Verarmung für den Betroffenen wenigstens zu l i n d e r n.

Im ersteren Fall werde durch ihr Eingreifen ein bestimmter Fall der Notwendigkeit des Eintretens der Wohlthätigkeit weggeschafft. Wenn der Erkrankte geheilt wird, wenn dem Abge-

brannten neue Möbel und Handwerkszeug gegeben werden; wenn dem mit der Miete rückständig Gebliebenen die Schuld bezahlt, und dadurch die Exmission abgewandt wird, — sind sie Alle wieder genau in den Stand zurückversetzt, in dem sie vor Eintritt der die Hilfsbedürftigkeit bedingenden Thatsachen waren, und weiteres Eingreifen fremder Hülfe ist nicht mehr nötig. —

Hier sei ein schädliches Wirken der wohlthätigen Handlung an sich undenkbar, und könne höchstens in so fern eintreten, als etwa in Folge der Gesetzgebung u. s. w. es nicht erwünscht sei, daß dem betreffenden Bedürftigen Hilfe seitens privater Anstalten zu Teil würde. So sei es z. B. unter der Herrschaft des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz nicht wünschenswert, daß Personen, die fremd anziehen, Hilfe von Privaten erhalten, weil sie dadurch den Unterstützungswohnsitz hier gewinnen, und die Armenlast der Stadt dauernd vermehren; und Vereine, die sicher sein wollten, zugleich gemeinnützig und wohlthätig zu wirken, mußten dies allerdings auch bei derartigen Unterstützungen beobachten.

Schwieriger liege die Sache für die anderen meist erst der neuesten Zeit angehörigen Vereine, die nicht die Unterstützungsbedürftigkeit in einzelnen Fällen beseitigen, sondern nur eine bestimmte Folge der Armut lindern, und dadurch das Loos der Armen erleichtern wollten. Hierher gehörten die Knabenhorte; die Ferienkolonien, die Arbeiterkolonien, die Verpflegungsstationen; die Vereine zur Beschaffung billiger Wohnungen und dergleichen. Hier müsse stets untersucht werden, welche Rückwirkung auf die Ursachen der Verarmung die Linderung der einzelnen Folge oder Äußerung des Symptoms der Armut habe. Wo die Verarmung in einem zufälligen jetzt der Vergangenheit angehörigen äußeren Ereignis ihre Ursache habe, sei eine solche Rückwirkung allerdings undenkbar; anders sei es aber wo sie einer allgemeinen, stetig und gleichmäßig auf alle Einwohner eines bestimmten Orts oder alle Angehörigen einer bestimmten Klasse einwirkenden Ursache entspringe. Unter diesen Ursachen, die man als die sozialen Ursachen der Ver-

armung bezeichnen könne*), stehe aber oben an eine: der geringe Arbeitslohn, der die geringe Konsumfähigkeit der großen Massen, den Krebsschaden unserer ganzen Volkswirtschaft bedinge. Die volkswirtschaftlichen Gesetze, die den Arbeitslohn beherrschen, lassen ihn nur zu einer so geringen Höhe kommen, daß der Arbeiter bei jeder zufälligen Störung seiner Arbeitskraft die öffentliche Hilfe in Anspruch nehmen muß. Jede sozialpolitische Maßregel, insbesondere jede Maßregel der Armenpflege sei hiernach darauf zu prüfen, wie sie auf den Arbeitslohn einwirke. Lasse sie denselben unberührt, sei sie jedenfalls nicht von erster Wichtigkeit, habe sie die Wirkung eine Verminderung zu ermöglichen sei sie mindestens gefährlich; und nur wenn sie eine dauernde Erhöhung des Arbeitslohnes und damit die Konsumkraft des Volkes erleichtere, sei sie wirklich gut.

Von diesem Standpunkt aus hatten die Ferienkolonien allerdings keine hervorragende Wichtigkeit, ohne aber gerade nachteilig zu sein. Der Landaufenthalt sei den durch ungenügende Nahrung und Pflege schwächlichen Kindern zu gönnen; obwohl er von nachhaltigem Wert für die Kinder selten, und von Einfluß auf die Lage der Eltern nie sei. Dagegen müßten von diesem Standpunkt aus Maßregeln wie die obligatorische Krankenversicherung entschieden begrüßt werden, da sie nichts enthielten, als zwangsweise Hinzufügung eines Betrags zu dem Arbeitslohn, der an sich von je hätte in demselben enthalten sein müssen (vergleiche Brentano, die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirtschaftsordnung). Ebenso sei auch die Beschaffung geräumiger, gesunder Arbeiterwohnungen in genügender Anzahl nur zu begrüßen, da nur dadurch eine Steigerung der Ansprüche der Arbeiter d. h. also eine Erhöhung ihres standard of life in dieser Beziehung herbeigeführt werden könnte.

Dagegen erschienen von hier aus gerade die Knabenhorte

*) Vergl. meine Abhandlung: Über die Ursachen der Armut und die Krankenversicherung, soziale Zeitfragen bei J. C. Bruns in Minden; sowie meine Rede auf der Versammlung des deutschen Vereins für Armenpflege in Bremen S. 98—99 des stenogr. Berichts.

in mancher Beziehung und namentlich bei nicht sehr sorgfältiger Verwaltung gefährlich.

Der Arbeitslohn sei zu gering wegen des übergroßen Angebots an Arbeitskräften; er verringere sich immer mehr, weil die Frauen, wenn der Lohn des Familienvorstands zu gering sei, genötigt wären, ihre Arbeitskraft gleichfalls zu verwerten, also das Angebot zu vermehren.

Frauen, die für mehrere Kinder zu sorgen hätten, könnten dies nicht; der Arbeitslohn könne also an sich nicht wohl viel unter den Betrag sinken, den der Mann zum notdürftigsten Unterhalt für sich, seine Frau und seine Kinder gebrauche. Auch diese Schranke werde aber gelockert und der Lohn also immer weiter unter seine schon jetzt vielfach absolut unzureichende*) Höhe herabgedrückt werden, so wie Anstalten bestehen, die den Müttern ihre Kinder den Tag über abnehmen, so daß erstere die Möglichkeit hätten, den ganzen Tag neben dem Mann außer dem Hause zu arbeiten.

Aus der Möglichkeit werde dann rasch die Üblichkeit und dann die Notwendigkeit werden, zum größten Schaden der Eltern und der Kinder und des gesamten Gemeinwesens.

Dieser Gefahr könne höchstens dann vorgebeugt werden, wenn die Verwaltung der Anstalten streng darauf sehe, nur solche Kinder aufzunehmen, bei denen die Überwachung nach der Schulzeit aus bestimmten, zufälligen Gründen erforderlich sei, und nicht lediglich stattfinde, um der Mutter das Suchen von Arbeit neben dem Vater zu erleichtern (halbwaise Kinder, Kinder deren Mutter krank ist und dergleichen).

Redner wies noch darauf hin, daß ähnliche Gefahren auch bei den Arbeiterkolonien beständen.

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion, in der namentlich Herr Professor Dr. Oelsner sein Einverständnis mit dem Versuch des Redners erklärte, einen objektiven

*) Aller Theorie zum Trotz ist jede Armenverwaltung fortwährend in der Notwendigkeit, Unterstützungen geben zu müssen, die nichts sind, als eine Kompletierung des ungenügenden Arbeitslohnes.

Maßstab der Bewertung der verschiedenen Wohlthätigkeitsinstitute in ihrem Einflusse auf den Arbeitslohn und dadurch die Konsumfähigkeit, den standard of life der ärmeren Klassen zu finden.

In der Sitzung am 1. Februar 1886 sprach Herr Dr. Flesch über den Affektionswert im Recht und in der Nationalökonomie.

Der Affektionswert — der Wert der besonderen Vorliebe, der besonderen Zuneigung könne im römischen Recht bei allen s. g. bonae fidei actiones berücksichtigt werden*).

Das preußische Landrecht gestattet ebenfalls seine Berücksichtigung bei der Berechnung des Schadens aus vorsätzlich zugefügten Beschädigungen**).

Die Vorschriften der Zivilprozeßordnung (§ 260) über den Schätzungseid ermöglichten ebenso wenigstens eine indirekte Berücksichtigung des Affektionswerts; und auch die Vorschrift des § 715 al. 9, wonach Ordens- und Ehrenzeichen der Pfändung nicht unterworfen seien, lasse sich hierher ziehen. Endlich werde natürlich auch im Strafrecht die Beschädigung eines Gegenstandes, der für den Eigentümer Affektionswert habe, schärfer bestraft werden, falls der Thäter hiervon Kenntnis gehabt habe.

Die Nationalökonomie beachte den Affektionswert fast nicht. Dies falle zunächst auf, bei dem engen Verhältnis, in dem Recht und Nationalökonomie zu einander ständen oder doch überall da stehen sollten, wo sie Begriffe des wirtschaftlichen Lebens behandelten. Wenn das Recht einen dahin gehörigen Begriff für wichtig genug erachte, um ihn zu erwähnen, sei von vorn herein anzunehmen, daß er auch volkswirtschaftlich eine gewisse Bedeutung habe. Denn das Recht, namentlich ein so fein durchgebildetes wie das römische Recht, erfinde seine Begriffe nicht, sondern nehme sie aus dem wirtschaftlichen Leben und suche sie in Uebereinstimmung mit diesem auszubilden.

*) Vergl. Savigny System des R. R. V. p. 466: l. 54 pr. D. 17, 1: . . . . placuit prudentioribus affectus rationem in bonae fidei judiciis habendam.

**) Pr. L. R. I. 6 § 87, 97.

Auch zeige sich bei genauerem Zusehen zunächst, daß der Begriff praktisch nicht unwichtig sei. Die ganze Industrie z. B. die jene Gegenstände verfertige, welche Reisende mit Vorliebe an schönen oder interessanten Punkten kaufen, oder die sich zu Gelegenheitsgeschenken oder Erinnerungen eigneten (die Schnitzereien in der Schweiz, die „Dedikationen" der Studenten u. s. w.) habe nationalökonomisch ihre Begründung darin, daß gewisse Gegenstände an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten ꝛc. gekauft, fähig seien, Träger von Affektionswert zu werden.

Jeder Gegenstand der betr. Art habe diese Eigenschaft freilich nur für den einen Erwerber, und für niemand sonst; aber die Industrie könne Rücksicht darauf nehmen, daß erfahrungsmäßig sehr viele Personen das Bedürfnis empfinden, einen solchen Gegenstand, zu erwerben, weil er ihnen die Erinnerung lebhafter versinnliche, als dies sonst möglich sei.

Der Affektionswert, als Wert, den Ein Objekt für Eine Person habe, könne somit für die praktische Volkswirtschaft allerdings zu einer gewissen Bedeutung gelangen. In der volkswirtschaftlichen Theorie vom Wert aber müsse er sogar einen ziemlich wichtigen Platz einnehmen. Wenn man in Anlehnung an Untersuchungen von Professor Knies in Heidelberg den Wert als Maß der Nutzwirkung eines Gutes*), und weiter speziell den Tauschwert als Maße des fungiblen Gebrauchswerts (des Gebrauchswert, den ein Gegenstand unter regelmäßigen Umständen für Jeden gleichmäßig hat) definiere, so stelle sich dann dem Tauschwert in dieser Definition gegenüber der Affektionswert als Maß des nicht fungiblen Gebrauchswerts. Er sei der Wert, den entweder ein Gegenstand nur für eine bestimmte Person habe (die Reiseerinnerung, die Dedikation eines Freundes, oder den nur ein bestimmter Gegenstand, dieser möglicher Weise für viele habe (die Reliquie, der Gegenstand an den sich eine historische Erinnerung knüpft u. s. w.).

Unterabteilungen des Wertbegriffs ergäben sich dann, je

*) Knies, Geld und Kredit I, S. 25.

nachdem der (fungible oder nichtfungible) Gebrauchswert einem Form-, Orts- oder Zeitmoment seine Entstehung verdanke.

An der sich an das Referat anschließenden Diskussion beteiligten sich insbesondere die Herren Dr. Benkard, Epstein, Dr. Kamp und Spier. Es ward namentlich das Verhältnis des Affektionswertes zum Seltenheitswert, zum Wert eines Kunstgegenstands besprochen, und die Frage erörtert, in wie weit bei einem Gegenstand, der einen marktgängigen Preis habe, überhaupt ein Affektionswert sich geltend machen könne.

In der Sitzung vom 15. Februar berichtete Herr Dr. Oelsner über die neueren Forschungen betreffs der Bevölkerungsstatistik deutscher Städte im Mittelalter. Die statistische Forschung gehört zu den modernsten Fortschritten der Wissenschaft; ihre Frucht und gleichzeitig ihr bestes Förderungsmittel sind die wertvollen statistischen Aufnahmen seitens der Staats- und Kommunalverwaltungen. Der Sinn für quantitative Verhältnisse fehlte wohl auch früheren Zeiten nicht, und es finden sich in den historischen Schriften oft genug Angaben über die Anzahl der Mannschaften eines Heeres, der Opfer einer Schlacht oder Epidemie u. a. m.; aber schon die regelmäßig dabei vorkommenden runden Zahlen deuten auf die Unzuverlässigkeit derartiger Angaben hin, die in der That keine höhere Geltung haben als „der großen Stadt Ninive mehr denn 120,000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist.“ Jene Notizen beruhen allesammt auf bloßer Schätzung, und nichts ist irreführender als solche Massen-Taxation, deren bona fides ja keinem Zweifel unterzogen werden soll. Treffende Beispiele sind u. A. die „mehr als 12000“ Kommunikanten Frankfurts im Jahre 1452, auf welche damals der Rat der Stadt selbst in einem amtlichen Schreiben hinwies, oder die 13,000 Toten und 9000 Geflüchteten Nürnbergs beim großen Sterben vom Juni bis Dezember 1437, von denen Endres Tucher in seinem Memorial berichtet. — Auf solche Zahlen hin die Gesammtbevölkerung der Stadt ermitteln wollen, ist natürlich ein vergebliches Bemühen; denn bei falscher Grundzahl muß auch das Endergebnis ein falsches sein. So stellte

Konrad Celtes um das Jahr 1500 die Einwohnerzahl Nürnbergs auf 52000 fest, indem er ganz unbegründeter Weise davon ausging, es würden dort wöchentlich 1000 Simmer Korn, also jährlich 52000 verzehrt, jeder einzelne Mensch aber verbrauche 1 Simmer im Jahre. Nicht viel gelungener ist der Versuch Wilhelm Arnolds in seiner 1854 erschienenen Geschichte der deutschen Freistädte, die Bevölkerung von Worms um 1250 zu berechnen: die Bürgerschaft der inneren Stadt zog damals zur Hälfte, 2100 Mann stark, in den Krieg; die waffenfähige Mannschaft betrug sonach 4200; dazu kam nach Arnold noch etwa halb so viel aus den Vorstädten; alle 6000 Wehrfähigen zusammen nun auf 10% der gesamten Einwohnerschaft geschätzt, ergeben für diese die Zahl 60,000. Der Fehler solcher Ermittelungen ist in der Regel, wie hier, ein doppelter: einmal ist die Grundzahl (6000) nur Hypothese, und zweitens ist der Reduktionsfaktor, d. i. die Ziffer, welche das Verhältnis der bestimmten Personen-Kategorie zur Gesamt-Bevölkerung bezeichnen soll, hier die 10%, ganz willkürlich gewählt. So weit daher überhaupt die Statistik auf geschichtliche Dinge Anwendung fand, erweisen sich ihre Leistungen bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus — nur etwa die Arbeiten des Hamburgers Laurent ausgenommen — als durchaus primitiv. Noch häufiger aber verhalten sich die Historiker gegen Zahlenverhältnisse ganz indifferent, wie z. B. Stenzel in seiner Geschichte Schlesiens (1853) und neuestens Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes, so eingehend auch beide sonst die städtischen Verfassungs- und Wirthschaftszustände schildern. Und doch ist ein wahres Verständnis der politischen und sozialen Lage größerer Gemeinwesen, vollends ein Eindringen in die Gesetze wirtschaftlicher Entwicklung, wie es die nationalökonomische Wissenschaft anstrebt, ohne quantitative Anschauung unmöglich. — Wahrhaft epochemachend war daher die Auffindung einer „Ordnung" des Nürnberger Rats vom Jahre 1449, in welcher anläßlich des damaligen Markgrafenkrieges ein genaues numerisches Verzeichnis „aller burger", „aller burgerin und ir tochter, junkfrawen", „aller burger kind", „aller burger knecht" und „aller burger

maid" enthalten ist, ein Verzeichnis, das alle Merkmale der Zuverlässigkeit an sich trägt und das zuerst veröffentlicht und sogleich seiner Bedeutung nach erkannt zu haben, das Verdienst Karl Hegels ist;*) als überraschende Gesamtsumme der Bewohner Nürnbergs am Ende des Jahres 1449 ergab sich daraus die Zahl 20165. Der Referent geht auf Entstehung, Zweck und Inhalt jenes wichtigen Dokumentes genauer ein und hebt namentlich auch die daran sich knüpfenden methodischen Berechnungen Büchers in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft 1881, S. 563 ff. hervor, durch welche dieser für das Verhältnis der einzelnen Haushaltungsmitglieder zum Haushaltungsvorstand mittelalterliche Reduktionsziffern ermittelt, die von den modernen wesentlich verschieden, bei der Gleichartigkeit der städtischen Zustände jener Zeit als typisch angenommen werden dürfen: auf je einen Bürger nämlich kommen 1,17 Frauen, 1,64 Kinder, 0,87 Dienstpersonal, also 3,68 Personen überhaupt. Diese Reduktionsfaktoren wandte dann Bücher selbst, soweit es ohne Heranziehung moderner Durchschnittszahlen möglich war, in scharfsinniger Weise auf Frankfurt an, indem er zwei vom Referenten näher charakterisierte Einwohner-Verzeichnisse von 1387 und 1440 zu Grunde legte, und fand ca. 10,000 resp. 9000 als die Gesamthöhe der Frankfurter Bevölkerung jener zwei Jahre.**) In ähnlicher Weise fand Schönberg für Basel nach Steuerlisten des Jahres 1446 eine Einwohnerschaft von höchstens 15000 Seelen, Eheberg für Straßburg um 1475 20722 Einwohner, Hegel für Mainz noch nicht 6000, Richter für Dresden kaum 5000, für Meißen weniger als 2000. Am wertvollsten unter den hierbei zur Veröffentlichung gelangten archivalischen Materialien ist die von Eheberg publizierte Straßburger Aufziehung, die über eine der Nürnberger analoge offizielle Zählung der ganzen dortigen Bevölkerung berichtet, also als die zweite authentische Zahlenüberlieferung dieser Art aus dem Mittelalter

*) Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert Bd. II. (1864), S. 317 u. 500.

**) Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 1882, S. 33 ff., 1885, S. 488 ff.

uns vorliegt, nur daß sie nicht auch, wie die Nürnbergische, einen Einblick in die Geschlechts-, Alters- und Gesellschaftsgliederung der Stadt gewährt. — Ohne Frage werden sich aus den massenhaften Verwaltungsakten der Archive noch viele wichtige Aufschlüsse gewinnen lassen; die Forschung ist in lebendigem Flusse, die Methode ist gewiesen: sie verwirft, was sonst als glaubwürdig gegolten; sie verwertet, was der Historiker früher als unbrauchbar liegen lassen. Ein Resultat steht schon jetzt fest: die über Erwarten geringe Bevölkerungszahl jener deutschen Städte des Mittelalters, die durch Macht, Reichtum und Kultur eine so hervorragende Stellung im Reiche besaßen. Das Referat geht zum Schlusse noch dieser Thatsache etwas näher auf den Grund, weist auf das allgemein niedrigere Niveau früherer Massenverhältnisse, auf die zahlreichere Landbevölkerung jener Zeit, besonders aber auf die damals günstigere Wirtschaftslage der Städte hin, in denen die unmittelbar produktiven Berufsarten nicht (wie heute) $^{2}/_{5}$, sondern $^{4}/_{5}$ der Einwohner beschäftigten und die Arbeitsteilung, wie Bücher treffend unterscheidet, nicht, wie heute, eine Arbeitszerlegung, sondern eine Berufsteilung bedeutete.

Am 25. Februar 1886 hielt die juristische Sektion eine Sitzung ab, in welcher Herr Rechtsanwalt Dr. J. Riesser hier über: „handelsrechtliche Gutachten aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts“ sprach. Der Vortragende beabsichtigte darauf aufmerksam zu machen, daß in dem „in allen Vorfällen vorsichtigen Banquier“ (Frankfurt a. M. und Leipzig 1722) als Anhang eine Reihe handelsrechtlicher Gutachten (103) teilweise interessanter Art aus den Jahren 1713—1731 abgedruckt seien, erstattet von den sogenannten „Deputierten der löblichen Kaufmannschaft“ („Vorstehern allhiesiger Börse“ oder auch „Deputierten Herren Banquiers hiesiger Börse“), welche Gutachten in der Literatur bislang nahezu völlig unbeachtet geblieben seien, und referierte über eine Anzahl der wichtigsten Pareres, die heute noch nicht ohne Wert und in Folge der schlichten, gesunden und praktischen Behandlungsweise oft schwieriger Fragen auch

jetzt noch von hohem Interesse seien: „insbesondere Parere IV: Wann ein acceptierter Prima verloren gegangen, so ist Acceptans schuldig, den sekunda zu bezahlen, man muß ihm aber dagegen Kaution stellen; XVI: Wer aparte konventiones bey Negotien machet, muß solche seinen Handlungs-Büchern inseriren; LXIII: Wer auff Verlangen seinem Korrespondenten von eines dritten Zustand Nachricht gibt, verbürgt sich dadurch nicht; LXIV: Wann ein Wechselbrief verlohren gangen, ist der Acceptant oder Aussteller demnach schuldig, gegen Kaution und einen Mortifications-Schein die Zahlung zu leisten; LXVIII: Wann ein Teutscher Debitor seinem zu Metz wohnenden französischen Kreditori eine verfallene Schuld zu zahlen versäumet, wer hat den indessen durch die Augmentation des Geldes entstandenen Schaden zu tragen? Interesse von Interesse zu berechnen, ist unter Handelsleuten nicht erlaubt; LXXIII: Bei lauffenden Negotien zwischen zwei Kauffleuten hat die Compensation in denen Conti correnti statt; LXXXV: Wann ein Handelsmann seines Korrespondenten übersandte Conti corrent einmahl richtig befunden und approbirt, so kan er Jahr und Tag hernach dagegen nichts einwenden; XCVII: Ein Handelsmann kan in lauffenden Rechnungen von seinem Disborso Provision für die Ausgab und Einnahm, für den Disborso selbst aber ½ pro Cento monathlich für Interesse rechnen; XCIX: Handelsbücher einem Kläger inspiciren zu lassen, oder auch in andern Fällen aus dem Hauß zu einem solchen Ende zu transportiren, ist ein Handelsmann nicht schuldig."

Zugleich wies der Vortragende darauf hin, daß die von Malß herausgegebene Sammlung von Gutachten der hiesigen Handelskammer, welche nur auf den außerordentlich kurzen Zeitraum von 1835—1854, also nur auf etwa 20 Jahre, sich erstrecke, mit Hülfe des „vorsichtigen Banquiers" und des hier in Frankfurt weiter vorhandenen handschriftlichen Materials auf den Zeitraum von zwei Jahrhunderten ergänzt werden könnte, und gab folgende Übersicht:

Von 1694—1713 sei handschriftliches Gutachten-Material hier vorhanden;

Von 1714—1731 erstrecke sich die Sammlung des „vorsichtigen Banquiers";
Von 1732—1834 sei handschriftliches Material hier vorhanden;
Von 1835—1854 erstrecke sich die Malßsche Sammlung;
Von 1855—1864 sei wieder handschriftliches Material hier vorhanden und
Von 1865—1886 seien die abgegebenen Gutachten in den veröffentlichten Berichten der hiesigen Handelskammer abgedruckt.

Der Vortragende behielt sich die Veröffentlichung einer — nach systematischen Gesichtspunkten zu ordnenden — neuen, jenen ganzen Zeitraum umfassenden Sammlung vor, falls die Genehmigung der Handelskammer erfolge.

In der Sitzung am 1. März 1886 referierte Herr Dr. Flesch über die Armenstatistik des deutschen Reiches, und über die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten, anknüpfend an das neueste Heft der Schriften des sozialpolitischen Vereins: Die städtische Wohnungsfrage. Ferner berichtete Herr Dr. Flesch über den Stand der Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien in Preußen nach einem Aufsatz von Eckert in der Zeitschrift des Königl. statistischen Bureaus.

Am 15. März sprach Herr S. Spier über das Submissionswesen*). Das bisherige Verfahren der Submission will Bezugsquellen und zwar zu den billigsten Angebotspreisen ermitteln. Zu diesem Zweck wird von dem betrffenden Arbeitgeber (Staat, Gemeinde, Aktiengesellschaft oder Einzel-Unternehmer) öffentlich allgemein zur Bewerbung um eine Arbeitsleistung oder Materiallieferung aufgefordert. Die schriftliche Offerte wird mit einer Chiffre bezeichnet der ausschreibenden Behörde übergeben. Ein gleichzeitg abgegebener geschlossener

*) Zur Literatur: Reform des Submissionswesens. Denkschrift auf Veranlassung der Delegirtenkonferenz der deutschen Gewerbekammern, bezw. Handels- und Gewerbekammern verfaßt von Dr. F. C. Huber. Tübingen H. Laupp, 1885.

Brief mit derselben Chiffre enthält den Namen resp. die Firma des Offerierenden. Im bestimmten Termine werden alle Angebote eröffnet und im Allgemeinen die Mindestforderung berücksichtigt. In solcher Weise hat sich das Verfahren sehr langsam bis zu den 30er Jahren unseres Jahrhunderts, dagegen in gewaltigem Maße unter vielfacher Anerkennung und starker Bekämpfung in den letzten 40—50 Jahren entwickelt. Zur Charakteristik seiner wirtschaftlichen Bedeutung sei bemerkt, daß auf dem Weg der öffentlichen Unterbietung in Deutschland jährlich Arbeiten im Wert von ca. 1000 Millionen Mk. vergeben werden und daß diese Summe ein Drittel des Gesamt-Exports von Deutschland repräsentiert.

Das Submissionswesen in seiner heutigen Form hat sich kurz nach der Julirevolution in Frankreich und zwar für das genannte Land sofort zu einer noch heute giltigen und insofern rasch erstarrten Form herausgebildet. Gegenüber der Reaktion der vorausgegangenen Bourbonenregierung war man bestrebt, die frühere diskretionäre Gewalt des Beamten zu beschränken und durch das gesetzlich geregelte öffentliche und allgemeine Ausschreiben und entsprechenden Zuschlag für die billigste Offerte zugleich Unbestechlichkeit des Beamten zu sichern und im Interesse des Staates die möglichst niedrigen Preise zu erzielen. In Deutschland folgten in den 40er Jahren mit dieser Form der Arbeitsvergebung zuerst die Eisenbahn-Aktiengesellschaften. Als dann in den 50er Jahren die Bedürfnisse des öffentlichen Verkehrs und der Armee sprungweise eine nie geahnte Ausdehnung gewannen, war das Kleingewerbe nicht mehr im Stande, die verlangte Arbeit zu bewältigen. Das immer mehr geübte Unterbietungsverfahren entsprach nicht nur dem Interesse des Staates und der betreffenden Aktiengesellschaften, sondern fand gleichzeitig auch die Billigung der verschiedenartigen Arbeitnehmer. War doch die früher nicht gar seltene Parteilichkeit und Kameraderie der Beamten dadurch unmöglich gemacht und konnte durch das eingeführte Verfahren auch ein tüchtiger Neuling alteingelebten Verbindungen gegenüber aufkommen. Noch während der ganzen 60er und auch noch in den ersten 70er

Jahren zeigten sich fast nur die Lichtseiten des Submissionswesens. Erst die wirtschaftliche Krise nach dem Jahre 1873 brachte als Nebenerscheinung des allgemeinen wirtschaftlichen Rückgangs mehr und mehr die Schattenseiten des Unterbietungswesens zum Vorschein.

Worin bestehen nun diese schlimmen Erfahrungen? Vorzugsweise in der wahrhaft zügellosen Konkurrenz der einzelnen Offerenten. Das Handwerk, das früher häufig für kommunale und staatliche Institute hatte arbeiten können, wurde allermeist unterboten und der billige Preis sehr oft durch schwer erkennbare geringere Qualität in Arbeit und Material möglich gemacht. Das Submissionsverfahren wurde auch besonders bei Privatbauten in den Städten von Architekten-Unternehmern oft recht schroff den arbeitenden Handwerkern gegenüber angewandt, so daß hier nicht allzuselten Submission im eigentlichen Sinn des Wortes von den Handwerkern gefordert wurde. Um billig arbeiten zu können, wurde die Lehrlingszüchterei in vielen Unternehmungen eingeführt und bei häufiger Entlassung der Lehrlinge nach zurückgelegter Lehrzeit in großen Städten recht oft eine Reserve hungernder arbeitsloser Elemente geschaffen, die entweder Arbeit zu jedem Preis übernahmen oder die in den letzten fünfzehn Jahren stark gewachsene Masse des vagabundierenden Proletariats rasch vermehrten. Zugleich erzielte in der Neuzeit auch nicht einmal der Staat mehr, was ihm als Resultat des Submissionsverfahrens früher sicher gewesen. Denn ganz abgesehen von der bedauernswerten entschiedenen Schwächung der steuernden Bevölkerung aus dem Mittelstand, der Handwerker und Klein-Industriellen, sah er sich auch als Hauptbesitzer der Eisenbahnen für seine wesentlichen Bedürfnisse: Eisen, Kohlen, Lokomotiven und Eisenbahnwagen recht häufig einer Koalition von Groß-Industriellen gegenüber, die im eigenen Vaterland an den Staat um 20—30% teurer verkauften als nach dem Ausland.

Die verschiedenen Klagen verlauteten von allen Seiten, ebenso die Besserungsvorschläge. Vor allen Dingen erhoben die Handwerker, die allerdings am härtesten durch die erwähnten

Umgestaltungen betroffen wurden, in ihren Jahresversammlungen und ebenso in kleineren Kreisen gewaltiges Zetergeschrei. Prangte doch in der bayerischen Industrie- und Gewerbeausstellung im Sommer 1882 unter verschiedenen Emblemen der weithin sichtbare „poetische" Spruch:

„Dem Handwerk hilft kein Reichsstatut
Denn Submission es macht kaput."

Die Klagen kamen aber nicht blos aus diesen Kreisen. Am Ende der 70er und in den 80er Jahren behandelten die verschiedenen und bedeutendsten Handelskammern, ebenso der Architekten- und Ingenieur-Verein wie der Verein deutscher Ingenieure in häufigen und wiederholten Beratungen die angeregte Frage. Auch die preußischen, bayerischen und württembergischen Landtage waren gezwungen, auf die Submissionsfrage ihr Augenmerk zu richten. In Bayern wie in Preußen ergingen in den letzten Jahren Verordnungen des Kriegs- wie des Arbeitsministeriums, um die schreiendsten und meist besprochenen Mißbräuche zu beseitigen.

Mit welchen Vorschlägen bekämpfte man nun die Hauptschattenseiten des Submissionswesens und sind diese Vorschläge von erheblichem praktischen Werte? Gegenüber dem Zwischenhandel und der kaufmännischen Zusammenfassung von verschiedenen Produktionen verwandter Zweige der Großindustrie, die sich aus dem Handwerk herausgebildet, wie Kleider- und Wäschekonfektion, Schuhfabriken, Bauunternehmungen ꝛc. forderte man den Befähigungsnachweis, resp. das Zeugnis von gewissen Behörden über eigene praktische Befähigung des Leiters in der betreffenden Produktion. Da jedoch bei den heutigen so gewaltigen technischen Fortschritten eines jeden Jahres und bei der Notwendigkeit kaufmännischer und volkswirtschaftlicher Schulung und den stets neuen und immer verwickelteren Preiskonjunkturen das technische Verständnis in der Zeit der offiziellen Prüfung für sich allein gewiß auf die Dauer keine Bürgschaft des Erfolges gewährt, so wird der Befähigungsnachweis, wie sich dies übrigens in der österreichischen Praxis bereits gezeigt hat, für die Zukunft ohne Wert sein. Denn auch bei dem

intensivsten Verständnis der wissenschaftlich betriebenen chemisch-technischen Großindustrie kann durch kaufmännischen Irrtum bei Geschäftsabschlüssen auf Zeit zum Zweck des Ankaufs von Rohmaterial oder Verkaufs von fertigen Fabrikaten der ganze Jahresgewinn der produktiven technischen Arbeit beseitigt werden. Beispiele betreffs bedeutender Weltetablissements stehen dem Kundigen darüber zur Verfügung. — Das sogenannte Lokalisierungs- und Nationalitätsprinzip hebt im allgemeinen Interesse die Übergabe von Arbeiten bei Gemeindesubmissionen an Ortsbürger, bei Staatsarbeiten an Angehörige des betreffenden Staates als zweckentsprechend hervor. Im Allgemeinen wird dies in der Praxis mehr oder minder der Fall sein, aber das ausschließliche Vorgehen nach dieser Richtung ist zweischneidig. Bei Gemeinden ist die kleinere Gemeinde für eine ganze Reihe von Bedürfnissen von den Produzenten der benachbarten Großstadt abhängig, und die Großstadt im Allgemeinen würde entschieden ungünstig dabei fahren, wenn sie sich durch striktes Abweisen auswärtiger Konkurrenz die Möglichkeit abschneiden wollte selbst nach außen hin zu arbeiten. Dasselbe gilt für den Staat bei der Notwendigkeit, Exporte nach dem Ausland zu vergrößern, für das vollständige Verbot ausländischer Mitbewerbung.

Immerhin ist es entschieden anerkennenswert, daß im großen Ganzen die Bedürfnisse unserer Eisenbahnen und unseres Schiffbaus in den letzten zehn Jahren sich mehr und mehr vom Ausland unabhängig gemacht haben und dadurch Millionen von Arbeitslöhnen in Deutschland geblieben sind, die früher nach England flossen. — Die Forderung engerer Submissionen ist in Belgien und Frankreich seit Jahren angewendet, in England und bei französischen Eisenbahngesellschaften sogar die Regel. Die Forderung mag im Allgemeinen berechtigt sein. Eine gewisse Gefahr liegt bei dieser engeren Submission in der Möglichkeit gewaltiger Übermacht einzelner Firmen und in der Schwierigkeit für tüchtige Neulinge, sich herauszuarbeiten.

Die Forderung der Fixierung des Selbstkostenpreises zum Vergleich mit den späteren Offerten bei verschiedenen staatlichen

und kommunalen Arbeiten vor der Ausschreibung der Submission, wie auch die Aufstellung von jährlich oder halbjährlich herausgegebenen Preistabellen der Hauptbedürfnisse, wie dies in Paris bei Bauvergebungen von Seiten der Kommune der Fall ist, dürften nicht von großem praktischen Wert sein. Denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß irgend ein Großetablissement mit wirklichem Nutzen entschieden unter den offiziellen Preisen offerieren kann. Anderenteils können auch durch die verschiedensten Gründe, sei es um Arbeiter zu beschäftigen oder um die Generalspesen durch geringere Produktion nicht zu vergrößern oder der Reklame wegen, einzelne Produzenten gezwungen werden, mit recht geringem Nutzen, nicht selten auch hier und da mit Schaden zu offerieren.

Wie unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse einmal beschaffen sind, ist die Hoffnung, die Schattenseiten unseres Submissionswesens zu beseitigen, recht gering. Das Unterbietungswesen ist wie die sogenannte Überproduktion und der niedrige Zinsfuß eine begleitende allerdings sehr wichtige Nebenerscheinung unserer heutigen Volks- und Staatswirtschaft. Man mag in und an der letzteren durch geringere oder größere Palliativmittel, wie Arbeiterschutzgesetze, Förderung des Handels durch Anlage von inländischen Kanälen und ausländischen Kolonien, Unterstützung der Landwirtschaft und der Industrie durch nationale Schutzzölle zu wirken und zu bessern suchen, die sozial hervorragendste Thatsache unserer Zeit, die von Jahr zu Jahr in wenigen Händen mehr und mehr aufgehäufte Obmacht des Großkapitals und die gleichzeitige Beseitigung resp. anhaltende Schwächung des Mittelstandes wird dadurch nicht beseitigt. Diese Erscheinung zeigt sich ganz gleichmäßig in allen heutigen Kulturländern, mag die Staatsform die konstitutionell monarchische oder die republikanische sein, mag ein sogenannter Militarismus herrschen oder nicht, mag Schutzzoll oder Freihandel als Grundprinzip des Verkehrs mit dem Ausland für maßgebend angesehen werden. Radikalheilmittel heute gegen diese wirtschaftliche und soziale Krankheit vorzuschlagen, wäre verfrüht. Handelt es sich doch in der Gegenwart entschieden mehr um Klärung der

Krankheitsdiagnose, als um Vorschlag therapeutischer Mittel. Denn höchst einflußreiche Kreise halten auch jetzt noch unsere wirtschaftlichen Verhältnisse für mehr oder minder gesund und hoffen noch immer auf die Wiederkehr der sieben fruchtbaren Jahre nach den 7 resp. jetzt schon 13 mageren Jahren. Da ist nicht zu helfen. Die bereits stark vorgeschrittene Zersetzung unserer Gesellschaft von innen heraus muß und wird leider in noch intensiverer Weise um sich greifen. Die Staats- nnd Kommunalbedürfnisse werden bei der Zunahme berechtigter Wohlfahrts-Aufgaben wachsen, die Steuerkraft der Mittelstands- und Proletariatsbevölkerung wird in allen Staaten abnehmen. Erst aus dieser gemeinsamen Not heraus — war doch die Not in der gesamten Geschichtsentwicklung allermeist die Fördererin gewaltiger Kulturfortschritte — werden Umänderungen allgemeinen und dauernden Wertes zum Besten des Staates und der Bevölkerung sich ergeben!

In der Sitzung am 29. März 1886 gab Herr Julius Hofmann ein Referat aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung über die Versorgung der Stadt Paris mit Nahrungsmitteln.

Am 6. April hielt die juristische Sektion eine Sitzung ab, in welcher Herr Dr. Emil Hanau über folgende Bücher referierte:

Baehr, der deutsche Zivilprozeß in praktischer Bethätigung, Henrici, das Reichsgericht, und Wach, die Zivilprozeßordnung und die Praxis.

Die Sitzung am 12. April war mit einer Abschiedsfeier des nach Seesen i. Harz als Schuldirektor berufenen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Dr. E. Philippson, verbunden. An seiner Stelle wurde in derselben Sitzung Herr J. H. Epstein, hier, gewählt.

In der Sitzung am 17. Mai 1886 sprach Herr Dr. Albert Linel über Soziale Zustände in den letzten drei Jahrhunderten.

Dem Sozialpolitiker muß die Vergangenheit klar vor Augen stehen, damit er nicht aus Unkenntnis oder falscher Auffassung

derselben das lebendige Pulsieren der Gegenwart unrichtig beurteilt und auf falsche Wege geleitet wird.

War die Vergangenheit besser als die Gegenwart? und waren die verflossenen Gestaltungen so gute, daß wir uns nach ihnen zurücksehnen, sie als wohlthätige Vorbilder betrachten sollten?

Wir haben ja in den Äußerungen der alten Schriftsteller, in dem Inhalte der alten Gesetze einen getreuen Spiegel der Vorzeit. In demselben können wir die Zustände der Alten genau erkennen und vermögen die Art und Weise ihres Wirtschaftens und Lebens klar zu erschauen.

Wenn wir nun die Äußerungen der alten Schriftsteller durchmustern, so finden wir allerwärts die stärksten Klagen über die Schlechtigkeit und Verdorbenheit ihrer Zeitgenossen. In den ersten Zeiten der Türkenherrschaft in Europa, in dem 15. und 16. Jahrhundert, als die Macht der hereinbrechenden asiatischen Eroberer ganz Europa bedrohte, waren in Deutschland und den übrigen europäischen Staaten gar Viele, welchen die heimischen Zustände so unerträgliche geworden waren, daß sie die Türken als Erlöser betrachteten und dieselben herbeisehnten. Die besten damaligen Schriftsteller suchten dem Volke das Thörichte dieses Wahnes darzustellen. So Martin Luther, Sebastian Frank, Johann Ludwig Vives, Kaspar Hedio und viele andere. Das Volk sollte in sich gehen, die Türken seien keine Befreier, sondern nur ein göttliches Strafgericht für die christlichen Nationen. „Der eigene Nutz, Ungehorsame, Untrew, Füllerei, Gottlestern und alle anderen Laster, die Gott hasset, werden so gröblich bei uns vielen gespürt, daß Gott meines Erachtens mehr über uns, denn über die seinen Willen nicht wissen, erzürnt ist und uns den Türcken zu einer Geißel schicket" sagte ein damaliger Schriftsteller.

Stets klagten die Schriftsteller über die Miseren ihrer Zeiten, von der grauen Vorzeit bis heute. Keinem war seine Zeit recht. Im Jahre 1638 klagte Daniel Meißner:

„Kein Glück man in der Welt mehr findt,
All ding voll Betrug und Falschheit sind,
Hochmuth, Geiz, auch viel Unglück
Regiert sammt manchem Bubenstück.“

Und wenn man die materielle Richtung, die Verehrung und Anbetung des Mammon so recht als die eigentliche Signatur unserer heutigen Zeit bezeichnet, so kann man aus nachstehender Klage dieses Dichters ersehen, daß es früher in dieser Richtung auch nicht besser war:

„So gehts jetzund, welcher ist arm,
Der bleibet arm, daß Gott erbarm.
Wer reich ist, dem verehrt man viel,
Den Armen niemand kennen will.“

Die Schriftsteller aller europäischen Nationen klagten über die Herrschaft des Geldes:

„De blinde Plutus, God van 't Geld“
Heeft Alles onder zyn Gewelt.“

klagte ein holländischer Dichter. So ließ sich der englische Satyriker Johannes Owenus — um 1500 — in gleicher Weise vernehmen, ebenso äußerten sich französische Dichter und Schriftsteller.

Man verkennt deshalb die Vergangenheit total, wenn man behauptet, sie wäre nicht so materiell gesinnt gewesen, wie die Gegenwart. Mag unsere moderne Zeit noch so schlecht hingestellt werden, aus den alten Schriftstellern erkennen wir, daß die Zustände der Vergangenheit eben noch schlechtere waren. Leicht läßt sich eine stetige Besserung unserer Kulturverhältnisse nachweisen.

Betrachten wir nun weiter die alten Gesetze und Verordnungen, seien sie nun für das ganze Reich, für einzelne Städte oder Landesherrschaften erlassen, so suchen wir in ihnen vergeblich nach einem Bilde der Lauterkeit und Zufriedenheit. Im Gegenteil. Alle Klagen der modernen Zeit, alle heutigen Mißstände sehen wir vorhanden.

Dabei waren die Bürger in ihrer Konsumtion auf das schärfste zu Gunsten der Zünfte eingeengt. Es ging dies soweit, daß z. B. am 17. Mai 1690 zu Frankfurt am Main bei nam-

hafter Strafe verboten wurde, „auf den außerhalb der Stadt gelegenen, anderen Herrschaften gehörigen, Höfen und Mühlen sich Wein oder Bier reichen zu lassen oder zu tanzen.“ Die heimischen Wirte suchten aber nicht, ihre Mitbürger durch um so bessere Getränke zu Hause zu halten. Denn laut alten Verordnungen, z. B. vom Jahre 1638 wurde es mit der Verfälschung der Getränke, des Weines, des Bieres, des Obstmostes gar arg getrieben und wurden dagegen empfindliche Strafen angedroht.

Die Nahrungsmittel wurden vielfach gefälscht, Mehl, Butter, Gewürze rc., ebenso die übrigen Artikel des gemeinen Bedarfes betrüglich behandelt. So das Leder, die wollenen Tücher, Garne, Bänder, Spitzen. Fortwährend wurden Reichs- und Lokal-Verordnungen erlassen, „weil die von gewinnsüchtigen bösen Gemütern praktizierten Gefährlichkeiten und Betrügereien nicht nachbleiben, sondern immerzu fortgetrieben werden.“ Von dem Frankfurter Senate wird im Jahre 1694 hierbei bemerkt, „daß er dem um so viel weniger nachsehen könne, als schwer und sauer es dem gemeinen Manne, welcher fürnehmlich dadurch hintergangen und in Schaden gebracht wird, ankommt, bei gegenwärtig annoch andauernden theuren Zeiten, auch nur das liebe Brod für sich und die Seinigen zu erobern.“

Gegen Kornwucher und spekulative Verteuerung der Lebensmittel wurden öfters Strafandrohungen erlassen.

Gegen den Kleiderluxus mußte von Reichs wegen eingeschritten werden. Die Reichspolizeiordnung von 1677 führte eine Kleiderordnung ein, um der Verschwendung zu steuern.

Sogar die modernen Klagen über schlechte Zeiten, Verfall der Gewerbe, unzureichenden Nahrungserwerb sind nicht neu, sondern waren früher gerade so laut geworden, wie heute. Die zahllosen Gesetze und Verordnungen, welche das Monopol und die Privilegien der alten Zunftgewerbe sanktionierten, waren alle auf die Notwendigkeit gegründet „dem äußersten Ruin und Verderben des Handwerks Einhalt zu thun.“

War bei den früheren Handwerksverhältnissen eine größere Behäbigkeit und Zufriedenheit, eine bessere Zucht und Sitte vor-

handen, als heute? Keineswegs. Mögen die früheren bürgerlichen und sozialen Zustände, aus der verklärenden Entfernung der Zeiten betrachtet, noch so anheimelnd erscheinen, in der Nähe der damaligen Gesetze beschaut, geben sie ein anderes Bild.

Die Mißstände und Ausschreitungen der Zunfthandwerker waren nach und nach so unerträglich geworden, daß die Reichsverordnung vom 16. August 1731 androhte: „Man werde gezwungen sein, alle Zünfte insgesammt, überhaupt und völlig abzuschaffen."

Jede einzelne Zunft suchte das Publikum möglichst auszubeuten. Dabei war unter den verschiedenen Zünften steter Hader, weil jede ihren Bereich möglichst auszudehnen trachtete. Schon die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot die Koalitionen der Zunfthandwerker, um die Preise willkürlich zu verabreden. Auch das Verhältnis zwischen Meistern und Gesellen war durchaus nicht so friedfertig, wie es vielfach dargestellt wird. Die heutigen Strikes, die man als einen Auswuchs der modernen Zustände betrachtet, wurden früher gar häufig praktiziert. Bald verabredeten sich die Meister gegen die Gesellen, bald diese gegen jene. Hier wollten die Meister den Gesellen Lohnherabsetzungen, längere Arbeitszeit, drückendere Bedingungen, schlechtere Verköstigung aufzwingen, dort standen die Gesellen in Masse aus, um von den Meistern bessere Konditionen zu erzielen.

Die Reichsregierung mußte schon frühe gegen die dadurch verursachten Übelstände einschreiten. Unter anderen beschäftigen sich die Reichstage von 1530, 1548 und 1577 mit der Abstellung „der bei denen Handwerkern insgemein eingerissenen Mißbräuchen." Alles half aber nichts, weßhalb man im Jahre 1731 genötigt war, eine Reichsgewerbeordnung zu erlassen, in welcher die Aufhebung aller Zünfte angedroht war. „Das fast gemein gewordene Auftreiben der Gesellen" — die heutigen Koalitionen der Arbeitgeber — „wie auch der Gesellen unvernünftiges Aufstehen und Austreten" — die heutigen Strikes — müßten gänzlich wegfallen, und hierdurch die Wurzel des ganzen eingerissenen Unwesens aus dem Grunde gehoben werden!"

Die Rohheit und die Unbotmäßigkeit der arbeitenden Klasse war früher viel stärker wie heute. Beständig muße die Obrigkeit einschreiten „gegen die unerträglichen durch die Handwerksgesellen verursachten Ruhestörungen, die sie durch Zusammenrottiren und nächtliches Umbschweifen auf den Gassen, als auch durch Schimpfieren, Herausfordern, Schlägereien und Thätlichkeiten begehen." Die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot das übermäßige Trinken, welches überall überhand nehme, und wodurch „Gotteslästerungen, Mord, Todtschlag, Ehebruch und dergleichen viele Übelthaten und Laster entstehen".

Am 16. Februar 1688 erließ der Frankfurter Senat ein Strafedikt „gegen die Haussöhne, Handlungs-Lehrlinge und andere junge Bursche, welche an Sonn- und Werktagen mit liederlichem Gesindel in Wein-, Bier- und Pasteten-Häusern, item Garküchen und allerhand Winkel, ja sogar unehrbaren Orten mit Fressen, Sauffen, Retschen und Spielen und anderen Üppigkeiten sich herumtreiben."

So geht es fort in den alten Gesetzessammlungen mit Klagen und Strafandrohungen gegen alle möglichen Frevelthaten.

Wäre eine Kriminalstatistik von früher vorhanden, so würde die heutige Zeit in viel besserem Lichte erscheinen.

Wenn wir auch heute an gar manchen sozialen und wirtschaftlichen Kalamitäten kranken, so übersehe man doch nicht, daß wir heute viel edlere und vollkommenere Ziele anstreben, als je vorher. Es gilt, der breiten Masse des Volkes eine auskömmliche Lage zu verschaffen, es ist ein sittliches Ziel, das unseren heutigen Wirren zu Grunde liegt.

Die deutsche Reichsregierung hat sich ein großes Verdienst schon lediglich durch die Thatsache erworben, daß sie die Frage einer Aufbesserung der materiell schwach Situierten auf die offizielle Tagesordnung gesetzt hat. Sicher ist, daß in unseren modernen Bestrebungen: die Rechtsgleichheit aller Bürger durchzuführen, und Allen ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, sowie die geistigen und sittlichen Kräfte des ganzen Volkes zur Entfaltung und Bethätigung zu bringen, mehr

wahrhafte Religiosität enthalten ist und latent wirkt, als je in den Gestaltungen der Vorzeit zum Ausdrucke kam.

In der Sitzung am 31. Mai 1886 sprach Herr Dr. L. Neustadt über: Finanzielle und Rechtszustände in Ungarn zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Der Referent, welcher die zügellose Wirtschaft am Hofe, im Beamtentum, unter der Bevölkerung einer eingehenden Besprechung unterzog, machte es sich namentlich zur Aufgabe den verschiedenen Einfluß deutscher Ansiedlungen in den Donauländern zu schildern; für die Finanzpolitik: die industriellen Anlagen der Fugger im Karpathengebiete, für den landwirtschaftlichen Betrieb: die Kolonisationsversuche des Markgrafen Georg von Brandenburg, eines Enkels von Albrecht Achilles, der durch seine Mutter, eine Schwester des ungarischen Königs Wladislaw, an den Hof gekommen und durch eine reiche Heirat mit der Gräfin Beatrice von Frangipani zu großem Grundbesitz gelangt war. Der Untersuchung lagen zwei noch ungedruckte umfangreiche Aktenstücke zu Grunde, von denen das eine in einer Denkschrift die finanziellen Unternehmungen der Grubenkönige beleuchtet, das andere in einer Reihe von Inspektions-Berichten der markgräflichen Beamten das strenge Regiment zeigt, das der Hohenzoller nach Ungarn gebracht hat.

III. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

In der Zeit vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden sechs Sitzungen des Verwaltungs-Ausschusses abgehalten, nämlich am 12. Januar, 29. Januar, 26. Februar, 28. Februar, 26. März und 17. Mai. Da der Vorsitzende Herr Dr. jur. Otto Speyer seine Stelle niederlegte, so wurde in der Sitzung am 26. März beschlossen, dessen Stelle offen zu lassen und den stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Dr. jur. Jakob Rießer mit der Vertretung des Hochstifts bis zur nächsten ordentlichen Hauptversammlung zu betrauen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß trat in derselben Zeit siebenmal zusammen: am 15. Januar, 12. Februar, 12. März, 13. März, 2. April, 9. April, 14. Mai.

Die Kommission für stil- und zeitgerechte Herstellung und Einrichtung des Goethehauses hielt an folgenden Tagen Sitzungen ab: 10. Januar, 3. Febrnar, 26. Februar, 25. März, 5. April, 5. Mai.

Von den Akademischen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geschichte: 25. Januar, 15. Februar, 8. März, 10. Mai, 24. Mai.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: 12. Januar (Öffentliche Sitzung), 10. Februar, 31. März, 13. Mai.

Allgemeine Naturwissenschaften: 19. Januar, 9. Februar (Öffentliche Sitzung), 16. März, 6. April, 18. Mai.

Neuere Sprachen: 28. Januar, 25. Februar, 25. März, 27. Mai.

Schöne Wissenschaften: 12. Januar, 10. Februar, 10. März, 7. April, 19. Mai.

Soziale Wissenschaften: 4. Januar, 18. Januar, 1. Februar, 15. Februar, 25. Februar (Juristische Sektion), 1. März, 15. März (Öffentliche Sitzung), 29. März, 6. April (Juristische Sektion), 12. April, 17. Mai, 31. Mai.

Monatssitzungen mit Vorträgen fanden statt: am 24. Januar, 21. Februar, 28. März, 18. April, 23. Mai.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist

vom 1. Januar bis 31. Mai 938 Eingänge auf, denen 1084 Ausgänge gegenüberstehen.

In derselben Zeit wurden 44 neue Mitglieder aufgenommen, 24 erklärten ihren Austritt oder mußten als verschollen erklärt werden und 10 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Herr Dr. Ernst Auerbach, Referendar, hier. (SzW.)
2. „ Dr. M. Auerbach, „ „ (SzW.)
3. Frau Hanna Baer, Witwe, „
4. Herr Friedr. Wilh. Battenberg, Pfarrer, hier.
5. „ Julius Bautz, Lehrer, „
6. „ Hermann Deskau, Reallehrer, Bockenheim.
7. „ Hermann Dobriner, Lehrer, hier. (N.)
8. „ Dr. Alfred Feilchenfeld, Lehrer, hier.
9. „ Berthold Frank, „ „
10. „ August Frenzel, Polizeisekretär „ (SchW.)
11. „ Dr. Hugo Goldschmidt, Rechtsanwalt, hier.
12. „ Dr. Julius Grünschild, Referendar, „ (SzW.)
13. „ Wolfgang Hauschtek, Redakteur, Berlin.
14. „ Karl Holland, Rentier, hier.
15. „ Fritz Freiherr von Holzhausen, k. k. Hauptmann a. D., hier.
16. „ Dr. Max Joel, Lehrer, hier. (N.)
17. „ Rudolf Kahn, Kaufmann, hier.
18. Frau Johanna Katz, Witwe, hier.
19. Herr Ludwig Klug, Chefredakteur, Stettin.
20. „ Julius Köbig, Kaufmann, hier.
21. „ Dr. Meißner, Referendar, „ (SzW.)
22. „ Alfred von Neufville, „ (K.)
23. „ Hermann Oelsner, Rechtsanwalt, hier.
24. „ Dr. Rudolf Oesten, Kandidat des höheren Schulamts, hier. (NS.)
25. Frau S. L. Osterrieth-von Harnier, hier.
26. Herr Eugen Raspi, Schriftsteller, Wien.
27. „ Dr. Ernst Reuß, Gymnasiallehrer, hier.

28. Herr Eduard Rießer, Kaufmann, hier.
29. Frau Selma Roedelheimer-Weill, „
30. Herr Hermann Roth, Kaufmann, „
31. „ Ludwig Sailer, Premierlieutenant a. D., München
32. „ Dr. C. E. Schellhaß, hier. (G.)
33. „ Karl Schlund, Kaufmann, hier.
34. „ Max Schulz, Lehrer, „
35. „ Emil Strauß, „ „ (N.)
36. „ Telesfor Szafranski, Redakteur, Marienburg in Westpr. (SchW.)
37. „ Dr. Walter Waldschmidt, Referendar, hier. (SzW.)
38. „ Dr. Theodor Weiffenbach, Oberlehrer, hier. (N.)
39. Frau Margaretha Werckmeister, hier.
40. Herr Gustav Wertheim, Lehrer, „ (N.)
41. „ Karl Wertheim, Rechtsanwalt, „
42. „ Julius Wertheimber, Kaufmann, „
43. „ Dr. Eduard Wolff, Oberlehrer, „
44. „ Max Ziegert, Buchhändler, „ (Sch.W)

2. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Bernhard von Neher, Direktor a. D., gestorben in Stuttgart am 17. Januar 1886.
2. J. A. Tichatschek, Kammersänger a. D., gestorben in Dresden am 18. Januar.
3. Karl M. Rübenach, Kaufmann, hier, gestorben am 20. Januar.
4. Friedrich Wilhelm Steitz, Lehrer, hier, gestorben am 21. Januar.
5. Dr. med. August Schott, prakt. Arzt, hier, gestorben am 27. Februar.
6. Georg Friedrich Stößel, Architekt, hier, gestorben am 12. März.
7. Dr. Joseph von Scheffel, gestorben in Karlsruhe am 9. April.
8. Wolfgang Hauschtek, Redakteur von Berlin, gestorben zu Rom am 2. Mai.

9. Joseph Albert, Hofphotograph in München, gestorben am 5. Mai.
10. Dr. Leopold von Ranke, gestorben in Berlin am 23. Mai.

IV. Nachträge.

Zu S. 267: in die Abteilung K wurden ohne Stimmrecht weiter aufgenommen:

Herr Dr. L. Neustadt, hier.
„ Dr. Berthold Stern, hier.

V. Mitteilungen und Anzeigen.

Nachdem jetzt das Goethehaus in Weimar mit seinen Sammlungen als „Goethe-National-Museum" dem deutschem Volke erhalten bleibt, dürfte eine Mitteilung im „Frankfurter Journal" vom Jahre 1842 (Nr. 213, 9. August) von einigem Interesse sein. Wir verdanken diese, der „Allgemeinen Zeitung" entnommene, Notiz dem Herrn Stadtrat Dr. Flesch, und verfehlen nicht, sie den Mitgliedern des Hochstiftes hiermit zur Kenntnis zu bringen:

„Weimar, 1. August. Aus sehr achtbarer Quelle kann ich Ihnen melden, daß der Vorschlag, das Goethesche Haus mit seinen Sammlungen als Nationaldenkmal herzustellen, der Ausführung nahe ist und zwar in würdiger, angemessener Weise. Drei große Fürsten Deutschlands wollen das Unternehmen fördern, und, damit es ein wahrhaft nationales werde, es dem deutschen Bunde zur Ausführung übergeben. Wie schon früher gemeldet, zeigen sich die Goetheschen Erben dem sie selbst ehrenden Unternehmen nicht ungünstig. (A. Z.)

Wie bereits auf Seite 259 erwähnt, hat Herr Professor Dr. Oelsner der Abteilung für Geschichte den Entwurf eines Schreibens vorgelegt, welches die historischen Vereine und Institute zur Unterstützung der aufs neue herauszugebenden Bibliotheca historica angehen sollte. Ein solches Rundschreiben ist inzwischen versandt worden und der Erfolg ist bis jetzt ein recht befriedigender. Um aber das fernere Erscheinen dieses für die Geschichtsforschung fast unentbehrlichen Hilfsmittels sicher zu stellen, dürfte eine rege Beteiligung auch von Seiten einzelner Geschichtsfreunde und -Forscher erwünscht sein.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß erlaubt sich deshalb diejenigen geehrten Mitglieder des Hochstifts, welche sich für dieses wichtige Nachschlagewerk interessieren, darauf aufmerksam zu machen, daß bei einer Zeichnung von 15 Mark jährlich ein Exemplar der Bibliotheca historica von der Verlagsbuchhandlung

ohne weitere Nachbezahlung geliefert wird. Wer nicht in der Lage oder Willens ist, einen derartigen Beitrag zu leisten, kann das Unternehmen damit fördern, daß er sich zum Abonnement verpflichtet. Die Höhe des dafür zu entrichtenden Betrags konnte von der Verlagshandlung noch nicht festgestellt werden, wird aber sich genau nach der Zahl der Abonnenten richten: je mehr Abonnenten, desto geringer das Abonnement.

Der unterzeichnete Ausschuß teilt mit, daß eine größere Anzahl von Mitgliedern des Hochstiftes eine Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik sowie daß eine andere Reihe von Mitgliedern eine Abteilung für Alte Sprachen zu bilden geneigt sind. Ferner hat sich zu einer Sektion der Abteilung für Soziale Wissenschaften eine Anzahl von juristisch gebildeten Mitgliedern vereinigt. Es werden hiermit die hiesigen und auswärtigen Mitglieder des Hochstiftes, welche befähigt und geneigt sind, sich an den Arbeiten einer dieser Abteilungen in der im § 16 unserer Satzungen vorgesehenen Weise zu beteiligen, eingeladen ihren Beitritt durch Zuschrift an den Herrn Verwaltungsschreiber zu erklären.

Der Satz 16 heißt: „Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen, bilden eine besondere Akademische Abteilung."

Diese Akademische Abteilung gliedert sich in Fachabteilungen, von welchen bis jetzt bestehen: die Abteilungen für Geschichte, für Bildkunst und Kunstwissenschaft, für Naturwissenschaft, für Neuere Sprachen, für Schöne Wissenschaften, für Soziale Wissenschaften. Auch zum Zutritt zu diesen Abteilungen werden die Mitglieder des Hochstiftes, welche nach Satz 16 sich an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen wollen, hiermit erneut eingeladen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

VI. Einsendungen.*)

Vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1886 gingen nachstehende Bücher ein. Den geehrten Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Philosphie.

*Baissac, Jules, la vie après la mort. Éternité et immortalité. Paris, J. Rothschild, 1886. 8°.

Krause und Leonhardi, eine größere Reihe ihrer Schriften. Eingesandt von Herrn Theodor Busch in Dresden.

Geschichte.

Armbrust, L., Die territoriale Politik der Päpste von 500 bis 800. Göttingen, Dieterichsche Universit.=Buchdruckerei, 1885. 8° (Dissert.)

Diese sowie alle folgenden Dissertationen verdanken wir der gütigen Zuwendung des Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

Borée, Willy, Heinrich VIII. vou England und die Kurie. Göttingen, Dieterichsche Univ.=Buchdruckerei, 1885. 8°. (Dissert.).

Geschichtsblätter, Hansische. Hersg. vom Verein für hansische Geschichte. Jahrg. 1885. Leipzig, Dunker & Humblot, 1885. 8°. Einges. von Herrn Prem.=Lieut. Eggers in Harburg.

Hartung, J., Die Territorialpolitik der Magdeburger Erzbischöfe Wichmann, Ludolf und Albrecht. Erster Teil. Schönebeck, Druck von Wulfert, 1885. 8°. (Dissert.)

Leibnizens Entwürfe zu seinen Annalen von 1691 und 1692. Herausg. von Ed. Bodemann. Festschrift zur 50jähr. Jubelfeier des histor. Vereins für Niedersachsen. Hannover, Hahnsche Buchhandl., 1885. 8°. Einges. von Herrn Prem.=Lieut. Eggers in Harburg.

†Mitteilungen des Geschichts= und Altertums=Vereins zu Leisnig im Königreich Sachsen. 7. Heft. Zusammengestellt und im Auftrag des Vereins herausgegeben von Dr. med. T. M. Müller, Leisnig, Druck von Herm. Ulrich, 1886. 8°.

Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions=Klubs. Redigiert von Prof. A. Paudler und Prof. J. Münzberger. 9. Jahrg., I. Heft, Böhm. Leipa, 1886. Selbstverlag des Vereins.

*Lepold von Ranke an seinem 90. Geburtstage, 21. Dez. 1885. Ansprachen

---

*) Die mit † bezeichneten Bücher sind Schriften, welche im Austausch gegen die Berichte des Hochstifts geliefert werden, die mit * bezeichneten Geschenke der Verfasser.

und Zuschriften gesammelt von Theod. Toeche. Als Manuskript gedr., Berlin, Mittler & Sohn, 1886. 8°.

*Sailer, Ludwig, Bilder aus dem Bayerischen Hochgebirge nebst Beschreibung der hervorragendsten Orte nach ihrer älteren und neueren Geschichte, ihrer kulturhistor. Bedeutung. München, Cäsar Fritsch, 1884. kl. 8°.

*Teicher, Der französische General Johann Baptist Kleber einst Zögling des königl. Bayerischen Kadettenkorps. Biogr. Skizze. Militär-Wochenblatt, Jahrg. 1886, No. 19. Berlin, Mittler & Sohn.

†Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 7. Bd. 3. und 4. Heft. Aachen, in Kommission bei Benrath & Vogelsang, 1885. 8°.

†Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1885. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1885. 8°.

†Zeitschrift der histor. Gesellschaft für die Provinz Posen. Redigiert von Dr. R. Endrulat. I. Jahrg., 3. und 4. Heft. Posen 1885. 8°.

†Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, XV. Bd., Heft 1 und 2. Kiel, Univ.-Buchhandlg., 1885. 8°.

Kunst.

Katalog zur Führich-Ausstellung in Kratzau. Kratzau, Druck und Verlag von Ferdinand Thiel, 1885.

†Katalog der im germ. Museum befindlichen Gemälde. Nürnberg, Verlag des germ. Museums, 1885. 4°.

Kunst für Alle, I. Jahrg, Heft 15, Mai 1886. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1886. Einges. v. Verleger.

Lehmann, Hans, Brünne und Helm im angelsächs. Beowulfliede. Leipzig, Druck von C. G. Naumann, 1885. 8°. (Dissert.)

*Maué, C., Die Vereine der fabri, centonarii und dendrophori im römischen Reich. 1. Die Natur ihres Handwerks und ihre sakralen Beziehungen. Mit einem Anhang, enthaltend die Inschriften. Frankfurt a. M. Mahlau & Waldschmidt, 1886. 4°.

Portraitwerk, Allgemeines historisches. Eine Sammlung von über 600 Portraits der berühmtesten Personen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840. Phototypen nach den besten gleichzeitigen Originalen. Nach Auswahl von Dr. Woldemar Seidlitz. Mit biogr. Daten von Dr. H. Tillmann und Dr. O. Georges. Lief. XLI und XLII. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1886. Fol. Eingesandt vom Verleger.

*Schaefer, Georg, Kunstdenkmäler im Großherz. Hessen: Prov. Starkenburg, Kreis Offenbach. Mit vielen Illustrat. Darmstadt, A. Bergsträßer, 1885. Groß 8°.

Scherer, Christianus, De olympionicarum status. Goettingae. 1885. 8°. (Dissert.)

*Schnorr von Carolsfeld, Carl Veit Hans, Eine Lebens-Skizze des Malers Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld. Vortrag gehalten zu München in der Stiftsgenossenschaft des freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. am 10. November 1885. München, Druck von Carl Gerber, 1885. 8°.

*Springer, Rudolf. Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Nachschlagebuch enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde 2c. 4. verm. Aufl. Berlin u. Stuttgart, Spemann. 1886. 8°.

Literatur.

*Amschl, Alfred. Der Maskenzug der Themis. Feuilleton aus der „Gerichtshalle", Nr. 10, 30. Jahrg. 1886. Wien, Druck von Wallishausser.

*Carlsberg, C. Kaiserlied. Festgedicht zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Königs Wilhelm von Preußen. Mühlhausen in Thür. Felix Lange. 1886. 8°. Eingesandt vom Verfasser Herrn C. Ausfeld in Mühlhausen in Thüringen.

*Felix, Karl. „Erschacht." Konkurrenz-Humoreske. — „Ein Traum auf einsamer Höhe." — „Das Kodizill." Eine Novellette. Nr. 19, 29, 46, und 47 der „Deutschen Sport- und Spiel-Zeitung" 1. Jahrg. 1885. Elberfeld. Verl. R. L. Friedrichs. — „Ein Verhängniß." Erzählung. „Der alte Markt", Erzählung aus dem Leben eines vergessenen Künstlers. Nr. 68—72 und 90—94, 1885, von „Der schwäbische Postbote". Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Augsburg. Liter. Institut von Dr. Max Huttler. — „Herbsttage im Altmühlthal." Harmlose Plaudereien. Nr. 133, 134, 135, 1884, von „Der Sammler", belletrist. Beilage zur Augsb. Abendzeitung. Geschenk des Autors Herrn Bourier in Augsburg.

*Pernwerth von Bärnstein. Festgruß an die Alten Herrn. Akademische Monatshefte. Organ der deutschen Corpsstudenten. III. Jahrg., Heft 26. Stuttgart. A. Bonz' Erben.

*Reumont, Alfred von. Aachener Liederchronik. Mit einer Chronologie der Geschichte Aachens. 2. Ausg. Aachen, J. A. Mayer, 1885. 8°.

*Schultze, Dr. Martin. Nitokris, der Zauberflöte zweiter Teil. Oper in 3 Akten im Anschluß an Schikaneder-Mozart und mit Anlehnung an Goethes Fragment. Musik von Heinr. Aug. Schultze. Textbuch. Als Manuskript gedruckt. Darmstadt. H. Curths & Sohn. 1886. 8°.

*Valentin, Veit. Rede auf Ludwig Börne. Bei dessen 100jähr. Geburtsfeier am 6. Mai 1886 im Auftrag eines Festausschusses Frankfurter Bürger gehalten. Frankfurt a. M., Neumannsche Buchhandlung, 1886. 8°.

Naturwissenschaften und Heilkunde.

Abel, Karl, Ein Beitrag zur Statistik der Mortalität nach Hasenschartenoperationen. Göttingen. Dieterich'sche Universitätsbuchhandlung. 1885. 8°. (Dissert).

†Archiv der deutschen Seewarte. VI. Jahrg. 1883. Herausgeg. von der Seewarte. Hamburg. Hammerich & Lesser. 1885. 4°.

Artopé, Ernst. Beitrag zur Lehre von der Rachitis. Göttingen. Dieterich'sche Univ.-Buchhandl. 1884 (Dissert).

†Beobachtungen, Meteorologische, in Deutschland. VI. Jahrg. 1884. Hamburg. Hammerich & Lesser. 1885. 4°.

†Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1885. Mit 3 Tafeln, 2 Karten und verschiedenen Abbildungen im Text. Frankfurt. Mahlau & Waldschmidt. 1886. 8°.

†Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde, zu Hanau, über den Zeitraum vom 1. Januar 1883 bis 31. März 1885, erstattet vom Direktor derselben, Friedrich Becker. Nebst einer biograph. Notiz über Prof. Dr. Lucae zu Frankfurt. Beigabe: Verzeichnis der Fauna und Flora des Kreises Rotenburg, a. d. F. von Sanitätsrat Dr. Eisenach. Hanau. Waisenhaus-Buchdruckerei. 1885. 8°.

†Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du Dr. Renard. Année 1884, Nr. 4. Année 1885, Nr. 1 et 2. Moscou. Imprimerie de l'Univ. imp. 1884. 8°.

†Festschrift des Vereins für Naturkunde zu Cassel, zur Feier seines 50jähr. Bestehens. Mit 1 Portrait und 2 Tafeln. Cassel. L. Döll. 1886. 8°.

†Fresenius, Dr. C. Remigius. Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Für Anfänger und Geübtere. Mit einem Vorwort von Justus von Liebig. 15. Aufl. Mit Holzstichen. I. n. II. Abtheilung. Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1885. 8°.

*Herder, Ferdinandus ab. Catalogus systematicus bibliothecae Horti imperialis botanici Petropolitani. Editio nova. Petropoli 1886. 4°.

*Herder, Ferdinand von. Plantae Raddeanae Monopetalae, Labiatae Juss. Continuatio (vide Bulletin 1884. Nr. 2) 8°.

Hobein, Fritz. Über Benzanhydroisodiamidotolual und zwei gebromte Derivate. Göttingen. Dieterich'sche Universitäts-Buchdruckerei. 1885. 8° (Dissert.).

*Höfer, H., Prof. Über Verwerfungen. Sep.-Abdr. aus der österreich. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen. Jahrg. 1886. Wien. Verlag des Verfassers. 1886. 8°.

†Jahresbericht, Siebzigster, der naturforschenden Gesellschaft in Emden. 1884|85. Emden. Th. Hahn's Wittwe. 1886. 8°.

Kaiser, Adolf. Über Minonitroderivate der Para- und Meta-acet-amidobenzoësäure. Alfeld. F. Stegen. 1885. 8°. (Dissert.).

†Kobelt, Dr. W., Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Herausgegeben von der Senckenb. naturf. Gesellschaft in Frankfurt a. M. Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1885. Gr. 8°.

Koehler, Otto. Beitrag zur Kenntnis der Para-Xylen-Derivate. Göttingen. Univ.-Druck. v. E. A. Huth. 1885. 8°. (Dissert.)

Landau. Die Zungenkrebs-Operationen der Göttinger chirurg. Klinik vom Oktober 1875 bis Juni 1885. Göttingen. Dieterich'sche Univ.-Buchdr 1885. 8°. (Dissert).

Lengerken, August von. Die Bildung der Haftballen an den Ranken einiger Arten der Gattung Ampelopsis. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1885. 4°. (Dissert.).

†Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern aus dem Jahre 1885. II. Heft, No. 1119–1132. Redaktion: Dr. J. H. Graf. Bern, bei Huber & Comp., 1885. 8°.

*Müller, Baron Ferd. von, Victorian Branch of the geogr. society of Australasia, January 1886 Melbourne, W. Potter, 1886. 8°.

Oidtmann, Dr. H., Rachendiphtherie und Scharlach nicht ansteckend. Entstehung dieser Krankheit aus dem Magen. 2. verbess. Aufl. Linnich, Leipzig und Brüssel. Verl. von Oidtmann & Comp. 1885. kl. 8°. Einges. von Herrn G. Ch. Heymann in Hamburg.

Plattner, Gustav, Die Struktur und Bewegung der Samenfäden bei den einheimischen Lungenschnecken. Göttingen, Dieterichsche Univ. Buchdr., 1885. (Dissert.)

†Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution. Year 1883. Washington, Government printing office, 1885. 8°.

Rethwisch, Ernst, Beiträge zur mineral. und chem. Kenntnis des Rothgültigerzes. Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagshandlung, 1885. 8°. (Dissert.)

Stadtländer, Carl, Beiträge zur Kenntnis der am Stempel bei Marburg vorkommenden Mineralien: Analcim, Natrolith und Phillipsit. Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagshandl., 1885. 8°. (Dissert.)

Thomen, Gustav, Beitrag zur Lehre der Leukaemie. Lahr i. Br., Chr. Schömperlen, 1885. 8°. (Dissert.)

Turner, Wilhelm, Beiträge zur vergleichenden Anatomie der Bixaceen, Samydaceen, Turneraceen, Cistaceen und Passifloren. Göttingen, Druck von L. Hofer, 1885. 8°. (Dissert.)

Wellington, Ch., Über die Einwirkung des Formaldehyds auf verschiedene organ. Amine. Göttingen, Dieterichsche Univ. Buchdr. 1885. 8°. (Dissert.)

*Woolls, William, The plants of New South Wales, according to the census of Bar. F. v. Mueller. Sydney, Thomas Richards, 1885. 8°.

Staats- und Volkswirtschaft.

*Flesch, Dr. K., Die Wohnungsverhältnisse in Frankfurt a. M. Gutachten erstattet dem Verein für Sozialpolitik. (Sep.-A.)

Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht 1885. Frankfurt a. M., im Selbstverl. der Fr. Handelskammer, 1886. Einges. von der Handelskammer.

Verein für Volkserziehung in Augsburg. Schwäbische Kreisausstellung in Augsburg 1886. Augsburg, Himmersche Buchdruckerei, 1886. Eingef. von Herrn Karl Merker in Augsburg.

Sprachwissenschaft.

Boldt, Heinrich, De liberiore linguae graecae et latinae collocatione verborum capita selecta. Goettingae 1884. (Dissert.)

Clemens, Aemil. De Catulli periodis. Guelferbyti. 1885. 8°. (Dissert.)

Dieter, Ferdinand, Über sprache und mundart der ältesten englischen denkmäler der Epinaler und Cambridger glossen. Göttingen, Univ.-Buchdr. von E. A. Huth, 1885. (Dissert.)

Fleischhauer, W., Über den Gebrauch des Conjunctivs in Alfreds altenglischer Übersetzung von Gregors Cura pastoralis. Göttingen, Druck v. L. Hofer, 1885. (Dissert.)

Helmers, Gerhard Herm., Über die Sprache Mannyngs of Brune. Göttingen, Druck von L. Hofer, 1885. (Dissert)

Liebich, Bruno, Die Casuslehre der indischen Grammatiker. Göttingen, Univ. Buchdr. von E. A. Huth, 1885. (Dissert.)

Linde, Richard, De diversis recensionibus Apollonii Rhodii argonauticon. Hannover. 1885. (Dissert.)

Prinzhorn, Wilhelm, De libris Terentianis, etc. Goettingae 1885. (Dissert.)

Smyth, Herbert, Der Diphtong Ei im Griechischen. Göttingen, Dieterichsche Univ.-Buchdr., 1884.

Varia.

Akademische Behörden, Personalstand und Vorlese-Ordnung an der K. K. Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck im Sommersemester 1885/86. Innsbruck, Wagnersche Univ. Buchdr., 1886. 4°. Eingef. von der Univ.

Ankündigung der Vorlesungen der Albert-Ludwig-Universität in Freiburg i. Br. im Sommersemester 1886. Freiburg i. Br., Univ. Buchdr. von H. M. Poppen & Sohn, 1886. 4°. Eingef. von der Universität.

Bericht, Siebenundzwanzigster des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. Nebst Anlage. Hamburg 1886. Druck von C. Reese, Nachfolger, 1886. 4°. Eingef. vom Verein.

Bericht 25. des Vereins Merkur in Nürnberg 1885—86. Nürnberg, Hofbuchdr. von G. P. Bieling-Dietz. 8°. Eing. vom Verein.

Bericht 13. des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 1885. Leipzig, Frankenstein & Wagner, 1886. 8°.

Einladungsschrift zu der im April stattfindenden Prüfung der Real- und Volksschule der israelit. Gemeinde zur Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Kumpf & Reis, 1886. 4°.

Einladung zu den öffentl. Prüfungen der I. Abteilung der Volksschule zu Reudnitz. Reudnitz, A. Hoffmann, 1886. 8°. Eing. vom Herrn Schuldirektor Wittstock.

Fröbel, Friedrich, Pädagogische Schriften herausgegeben von Fr. Seidel, I. Heft. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1883. 8° Einsendung des Herrn Herausgebers.

Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften. Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Vereins zum Wohl der dienenden Klasse am 22. Nov. 1885. Frankfurt a. M., C. Adelmann, 1886. 4°. Einges. von der Gesellschaft.

*Grimm, Wilhelm, Rhapsodische Bagatellen. I. Die Grundlage der Stimmbildung für deutsche Rede und Gesang. Schaffhausen, C. Schoch, 1886. 8°.

†Humboldt-Akademie zu Berlin, Lehrprogramm für das I. Quartal 1886. 8°. Einges. von der Akademie.

Jahresbericht des Kaufmännischen Vereins in Frankfurt a. M., 1885. Frankfurt a. M, Gebrüder Fey, 1886. 8°. Einges. vom Verein.

Index scholarum publice et privat. in academia Georgia Augusta, 1886. Goettingae 1886. 4°. Einges. von der Universität.

Index scholarum publice et privat. in Universitate Jenensi. Jenae 1886. 4°. Einges. von der Universität.

*Klimsch, Karl, Adreßbuch der Buch- und Steindruckereien und der damit verwandten Geschäftszweige in Deutschland, Österreich-Ungarn, Holland-Luxemburg und der Schweiz. Frankfurt a. M., Klimsch & Co., 1886. 8°.

Meyer, Ludwig, Festrede im Namen der Georg-Augusta-Universität zur akadem. Preisverteilung am 4. Juni 1885. Göttingen, Dieterichsche Univ. Buchdr., 1886. 4°. Einges. von Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

*Obermann, Prof. Dr., Deutsch-französisches Handwörterbuch der Sprache des Handels, des Handelsrechts und der Volkswirtschaft. Leipzig, H. Haessel, 1883. 8°.

Ordnung der Vorlesungen an der k. k. deutschen Carl-Ferdinands-Universität zu Prag im Sommersemester 1886. Prag, Statthalterei-Buchdruckerei, 1886. 8°. Einges. von der Universität.

Personalstand und Ordnung der öffentlichen Vorlesungen an der Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz, Sommersem. 1886. Czernowitz, Druck v. Rud. Eckhardt, 1886. 8°. Einges. von der Universität.

Reden gehalten bei der Inauguration des Rektors der k. k. techn. Hochschule zu Wien Joh. G. Schoen. Wien, Verl. der techn. Hochschule, 1886. 8°. Einges. von der techn. Hochschule.

Reden bei der öffentlichen Feier der Übergabe des Prorektorats der Universit. Freiburg. Freiburg i. B., H. M. Poppen & Sohn, 1886. 4°. Eingesandt von der Universität.

Rede zur Feier des 25jähr. Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Kaisers und Königs im Namen der Georg-Augusts-Universität gehalten von Ulr. von

Wilamowitz-Möllendorf. Göttingen, Dieterichsche Univ. Buchdr. 1886. 4°. Eing. v. Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.
*Schiebe und Obermann, Auswahl deutscher Handelsbriefe für Handlungslehrlinge. 8. verbess. Auflage. Leipzig, Leopold Gebhard, 1885. 8°
*Seidel, Fr., Beschäftigungsmagazin für Kindergärten 4. und 5. Heft.
Verein, deutscher, für Kunst und Wissenschaft in London, Jahresbericht 1885. London, Wertheimer, Lea & Co., 1886. 8°. Einges. vom Verein.
Verein zur Förderung des öffentl. Verkehrslebens, 18. Jahresbericht 1885. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt, 1886. 8°. Einges. v. Verein.
Verzeichnis der Vorlesungen auf der Universität Leipzig im Sommerhalbjahr 1886. Leipzig, Alex. Edelmann, 1886. 8°. Einges. von der Universität.
Vorlesungen an der Gesamt-Universität Jena im Sommer 1886. Jena, Druck von A. Neuenhahn, 1886. Einges. von der Universität.

Antiquariats- und Auktionskataloge:

Jos. Baer & Co., hier. — Albert Cohn in Berlin. — A. Einsle in Wien. — Caspar Haugg in Augsburg. — Joseph Jolowicz in Posen. — Theodor Kampffmeyer in Berlin. — Kirchhoff & Wigand in Leipzig. — K. F. Köhlers Antiquarium in Leipzig. — W H. Kühl in Berlin. — Lehmann & Lutz, hier. — Bernhard Liebisch in Leipzig. — Leo Liepmannssohn in Berlin. — F. A. C. Prestel, hier. — G. Priewes Antiquariat in Berlin. — Rosenstein & Hildesheimer in Berlin. — Isaak St. Goar, hier. — Ludolf St. Goar, hier. — B. Seligsberg in Bayreuth — J. A. Stargardt in Berlin. — Stoll & Bader in Freiburg i. Baden. — Karl Theodor Völcker, hier. — Friedrich Wagner in Braunschweig. — v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Namen- und Sachregister.